This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1992

830.6
F862.
d

Lichtdruck: Kühl & Co., Frkft.

Heinrich Sebastian Hüsgen.
(1745—1807.)

Jahrbuch

des

Freien Deutschen Hochstifts

1902.

Frankfurt am Main.
Druck von Gebrüder Knauer.

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Zur Einführung.

Die seit 1884 in regelmäßiger Folge ausgegebenen „Berichte des Freien Deutschen Hochstifts“ erscheinen mit dem vorliegenden Jahrgange in veränderter Gestalt. An Stelle der einzelnen Hefte tritt das „Jahrbuch“, das die Berichterstattung des ganzen Jahres, vom 1. Oktober 1901 bis zum 30. September 1902 zusammenfaßt und in einfacher aber gediegener Ausstattung und ebensolchem Einbande den Mitgliedern dargeboten wird.

Wie das Äußere, so sind auch Inhalt und Einteilung einer Umgestaltung unterzogen worden. Der Inhalt des „Jahrbuches“ gliedert sich in folgende Abteilungen:

1. Berichte über die Lehrgänge. Sie sollen dem vielfach geäußerten Wunsche der Mitglieder entgegenkommen, die Wintervorträge im Zusammenhange überschauen und den wesentlichen Inhalt des Gehörten in genußreicher Lektüre sich völlig aneignen zu können. Da eine ungekürzte Wiedergabe der gesamten Vorträge aus innern und äußern Gründen unmöglich ist, so hat das Hochstift an die Herren Dozenten die Bitte gerichtet, den Gedankengang des Gesprochenen in übersichtlicher Darstellung knapp zusammenzufassen. Mit dankenswerter Bereitwilligkeit haben die Herren Vortragenden, soweit der Stoff eine solche Behandlung zuließ, sich dieser Aufgabe unterzogen. Die Gewinnung dieser neuen Abteilung hatte zur Folge, daß ein Teil des früheren Inhalts der Berichte, die Übersichten der Goethe- und Schillerliteratur, aufgegeben werden mußte. Nur schwer konnte sich das Hochstift dazu

90290

entschließen, auf diese bedeutungsvollen Beiträge zu verzichten. Indessen zwang die Notwendigkeit, den Umfang dieser Jahrbücher in bestimmten Grenzen zu halten und nur solche Veröffentlichungen aufzunehmen, die in unmittelbarer Beziehung zur Arbeit des Hochstifts stehen, zu dieser Beschränkung. Dem Verfasser dieser Übersichten, Herrn Professor Dr. Max Koch in Breslau fühlt sich das Hochstift für seine langjährige, treue und erfolgreiche Mitarbeit dauernd zu aufrichtigem Danke verbunden.

2. Berichte aus den Fachabteilungen. Diese Gruppe vereinigt eine Anzahl der in den Sitzungen der Fachabteilungen vorgetragenen Abhandlungen, die nach Stoff und Behandlung wohl auf Interesse und Verständnis in weiteren als den eigentlich fachmännischen Kreisen rechnen dürfen. Diejenigen Arbeiten der Abteilungen, welche sich in erster Linie an die Fachgenossen wenden, werden in den seit Jahren zwangslos erscheinenden „Schriften des Freien Deutschen Hochstifts" einzeln oder zu mehreren vereinigt, einen passenderen Platz finden. So wird z. B. eine Sammlung gediegener mathematischer Untersuchungen als selbständige Schrift im Buchhandel erscheinend in der Fachliteratur größere Beachtung finden, als in verschiedenen Bänden des Jahrbuchs verstreute Abhandlungen dieser Art. Denn der Mathematiker sucht sie dort nicht, und für den großen Teil der Mitglieder, dem diese Wissenschaft ferner liegt, sind sie dort überflüssig.

Die geschäftlichen Mitteilungen der einzelnen Abteilungen werden jetzt in dem, den Schluß des Bandes bildenden Jahresberichte übersichtlicher zusammengestellt.

3. Festvorträge. Unter dieser Bezeichnung erscheinen, wie bisher, die zu den alljährlichen Goethe- und Schillerfeiern, wie an sonstigen besonderen Gedenktagen gehaltenen Vorträge.

4. Aus Museum und Bibliothek. Unser Goethemuseum wie die Bibliothek und das dazu gehörige Archiv enthalten bereits gar manches Stück, sei es Bildwerk, Buch oder Hand-

schrift, das es wohl verdient in Abbildung oder Beschreibung bekannt zu werden, und dessen Veröffentlichung für zahlreiche Verehrer unserer großen Dichter eine willkommene Gabe bedeuten wird. Bei der immer wachsenden Teilnahme, die dem Museum wie den übrigen Sammlungen entgegengebracht wird, dürfen wir hoffen, daß Geschenke und Neuerwerbungen uns in den Stand setzen, auch in diesem Teile des Jahrbuchs fortdauernd Interessantes zu bieten.

5. Jahresbericht. Die früher getrennten Berichte des Verwaltungsausschusses, des Akademischen Gesamtausschusses und der Goethehaus-Kommission sollen an dieser Stelle unter sachlichen Gesichtspunkten geordnet und vereinigt werden.

Inhalt.

Seite

I. Aus den Lehrgängen:

Theobald Ziegler: Schopenhauer und Nietzsche 3

Rudolf Jung: Die Stadt Frankfurt a. M. zur Zeit der Revolutions- und Befreiungskriege 1792—1816 . . 29

Friedrich von Duhn: Altes und Neues aus Griechenland 54

Emil Hübner: Körper und Seele des Kindes 65

Ernst Troeltsch: Theologie und Religionswissenschaft des 19. Jahrhunderts 91

Eduard Schwartz: Charakterköpfe aus der antiken Literaturgeschichte 121

Stephan Bauer: Die Arbeiterfragen der Weltwirtschaft . 127

II. Aus den Fachabteilungen:

Otto Donner-von Richter: Über die sogenannte „Muse von Cortona“ und ein Brustbild der Cleopatra . . 161

Heinrich Pallmann: Goethes Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft in Bayern und besonders zu König Ludwig I. 182

Robert Hering: Der Einfluß des klassischen Altertumes auf den Bildungsgang des jungen Goethe 199

Otto Heuer: Goethe und „die Hofdame“ und Briefwechsel zwischen Goethe und F. von Elsholtz 236

Paul Arndt: Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz . . 266

Seite

III. Festvorträge:

Heinrich Bulthaupt: Schiller als Dramatiker 285

Otto Heuer: Friedrich Maximilian Klinger 309

Eduard von der Hellen: Goethes Lyrik 325

IV. Aus Museum und Bibliothek:

Heinrich Sebastian Hüsgen, mitgeteilt von O. Heuer . . 347

»Ergo bibamus«, mitgeteilt von O. Heuer 351

V. Jahresbericht 359

VI. Register 383

Abbildungen:

J. G. Edlinger: Porträt H. S. Hüsgen's.

Die sogenannte Muse von Cortona.

Elsheimer, Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis.

Goethe: Ergo bibamus Faksimile.

I.

Berichte über die Lehrgänge.

Schopenhauer und Nietzsche.

Von Professor Dr. Theobald Ziegler in Straßburg.

Nietzsche steht im Vordergrund der folgenden Betrachtung, Schopenhauer dient gewissermaßen nur als Folie, an dem der erstere verständlich werden soll, sowohl durch das, worin er ihm gleicht, als durch das viele, worin er bewußt und unbewußt von ihm abweicht. Übrigens ist ja die Zusammenstellung der beiden keine willkürliche: Nietzsche ist tatsächlich von Schopenhauer ausgegangen, dieser ist sein „Erzieher" oder doch einer seiner Erzieher gewesen.

Nietzsche war von Haus aus Philologe, schon als Vierundzwanzigjähriger wurde er Professor der klassischen Philologie in Basel. Aber alsbald beginnt bei ihm, wie das so seine Art war, der Gegensatz und die Antipathie gegen das, womit er sich abgeben soll, ihm fehlen im Betrieb der Philologie die großen Gedanken, und daher wendet er sich von ihr ab und der Philosophie zu. Das Interesse für sie wurde bei ihm durch Schopenhauer geweckt, den er schon als Student kennen lernte und zu dem ihn zunächst die Form hinzog, in der er seine Gedanken vortrug: Schopenhauer war ein Künstler des Stils. Inhaltlich dagegen stand er ihm von Anfang an kritisch gegenüber. Auch da, wo er ihm beizustimmen scheint, bleiben immer Unterschiede, die sich häufig zu vollem Gegensatz steigern. Gerade seine Schrift über „Schopenhauer als Erzieher" zeigt, daß ihm nicht sowohl das System als vielmehr der Mensch wichtig und vorbildlich war — der Philosoph mit genialer Geistesart und ästhetischem Widerwillen gegen seine Zeit und ihre Kultur oder — Unkultur. Und in seiner Philosophie, die durchaus subjektiv war, fand Nietzsche sich selber wieder: das

Zwiespältige und ewig Unbefriedigte, das Leidvolle und doch Tatendurstige seiner Natur, die große Sehnsucht, die an ihm zehrte — für alles dieses Tiefste und Innerlichste seines Wesens fand er in Schopenhauer den adäquaten und machtvollsten Ausdruck. An Schopenhauers großer Persönlichkeit aber ist ihm zugleich auch das Ziel aller Kultur und aller Geschichte aufgegangen, es heißt: „Die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne große Menschen zu erzeugen — dies und nichts anderes sonst ist ihre Aufgabe." Daraus ergiebt sich für den einzelnen die Frage: „Wie erhält dein Leben den höchsten Wert, die tiefste Bedeutung? wie ist es am wenigsten verschwendet!" und die Antwort darauf lautet natürlich: „gewiß nur dadurch, daß du zum Vorteile der seltensten und wertvollsten Exemplare lebst, nicht aber zum Vorteile der meisten, d. h. der einzeln genommen wertlosesten Exemplare." Das ist hinfort das große Leitmotiv seines Denkens.

Positiv gilt es nun, diesen Genius als das zu erzeugende Ziel der Kultur in plastischer Anschaulichkeit vorzuführen. Und hier braucht er neben dem Menschen Rousseaus mit seinem revolutionären Drang zur Natur und mit der Gefahr Katilinarier zu werden, und neben dem Menschen Goethes, diesem Typus des beschaulichen und erhaltenden Menschen mit der Gefahr zum Philister zu entarten, als dritten — Schopenhauer, den tätigen Menschen, dessen Tat Philosophie ist, und der zugleich auch ein Künstler ist und ein Heiliger. Nietzsche leidet am Leben, also muß dieser sein Idealmensch das Leben als Leiden fühlen und erkennen und zugleich vom Leben, weil es Leiden ist, erlösen können. Dieser Schopenhauersche Mensch tut unserer Zeit vor allem Not, und daher heißt die Aufgabe unserer Kultur: Die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers, des Heiligen in uns und außer uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten. Mit so hohen Ideen feiert Nietzsche Schopenhauer, für den er kein besseres Symbol kennt, als den Ritter mit Tod und Teufel, wie ihn Dürer gezeichnet hat. In ihm schildert er nicht, wie seine Schwester gemeint hat, sich selbst, sondern sein Ideal, und in Kraft dieses Ideals fühlt er sich zum Kritiker seiner Zeit und ihrer Kultur berufen.

Nietzsche wird Kulturkritiker, deshalb bekämpft er D. Fr. Strauß als Bildungsphilister und satisfait, als Optimisten,

der etwas allzu kavalièrement den Schopenhauerschen Pessimismus beiseite geschoben und als Verehrer der klassischen Musik von R. Wagner nichts hatte wissen wollen. Der Optimismus der siebziger Jahre mit ihrer Freude an Kaiser und Reich erschien ihm, dem völlig Unpolitischen, als eine arge Gedankenlosigkeit und schlimme Ruchlosigkeit angesichts der Sorge, ob sich aus den deutschen Siegen auch eine einheitliche deutsche Kultur heraus entwickeln werde.

Aber woran leidet denn unsere Zeit und unsere Kultur? An Stillosigkeit, wie er das an Strauß zeigen zu können glaubt, und an bloßer Gebildetheit, die dieses alexandrinische Zeitalter voll Gelehrsamkeit mit wahrer Kultur verwechselt. Das kommt aber vor allem daher, daß unsere Zeit zu historisch, daß sie infiziert ist von der Krankheit des Historismus. Darum schrieb er nach der Streitschrift gegen Strauß alsbald seine zweite unzeitgemäße Betrachtung „vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben". Auch ihr Nutzen wird nicht ganz übersehen, als einen dreifachen weiß ihn Nietzsche sogar zu würdigen: monumentalisch ist sie für den Lebenden, Tätigen, Strebenden, antiquarisch für den Bewahrenden und Verehrenden und kritisch für den Leidenden und der Befreiung Bedürftigen. Aber der Hauptaccent fällt doch auf den Nachteil. Dabei wird man zunächst geneigt sein, diese Abneigung Nietzsches gegen die Geschichte auf Schopenhauer zurückzuführen. Aber wie anders liegt doch hier alles! Schopenhauer war aus metaphysischen Gründen ein Gegner der Geschichte, sie erschien ihm wertlos, weil in allen Erscheinungen doch nur der All-Eine Wille sich zeige und die Ideen der Dinge ewig seien; ihm fehlte der Begriff der Entwickelung wie in der Natur so auch im Leben der Menschheit. Auch hielt er die Geschichte nicht für Wissenschaft, da sie es immer nur mit einzelnem zu tun habe, während die Wissenschaft auf das Allgemeine, auf Ideen und Gesetze ausgehe; auch sei sie nie ein Ganzes, sondern stets nur ein Fragment. Das alles klingt bei Nietzsche kaum an. War sie für Schopenhauer zu wenig Wissenschaft und hatte sie ihm zu wenig Vernunft, so ist sie für Nietzsche zu viel Wissenschaft und gelehrtes Wissen und kränkelt dem Leben allzusehr die Blässe des Gedankens an. Mit einem Wort von Goethe leitet er seine Ausführungen ein: „Übrigens ist mir

alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben", das wendet er an auf die Art, wie wir Geschichte treiben. Diese Art führt vom Leben und von der Tätigkeit ab, unter ihr verkümmert und entartet das Leben. Sie ist also dem Leben feindlich und gefährlich, und zwar, wie er es selbst zusammenfaßt, in fünffacher Hinsicht: durch das Übermaß der Geschichte wird ein Gegensatz von Form und Inhalt, von Innerlichkeit und Konvention erzeugt und dadurch die Persönlichkeit geschwächt; durch dieses Übermaß gerät eine Zeit in die Einbildung, daß sie die seltenste Tugend, die Gerechtigkeit, in höherem Grad besitze als jede andere Zeit; durch dieses Übermaß werden die Instinkte des Volkes gestört, und der einzelne nicht minder als das Ganze am Reifwerden verhindert; durch dieses Übermaß wird der jederzeit schädliche Glaube an das Alter der Menschheit, der Glaube Spätling und Epigone zu sein gepflanzt; und endlich gerät durch dieses Übermaß eine Zeit in die gefährliche Stimmung der Ironie über sich selbst und aus ihr in die noch gefährlichere des Cynismus, in dieser aber reift sie immer mehr einer klugen egoistischen Praxis entgegen, durch welche die Lebenskräfte gelähmt und zuletzt zerstört werden. Gilt dies von der Geschichte im allgemeinen, so hält es Nietzsche für besonders gefährlich, wenn man die Geschichte vom Standpunkt der Massen aus zu schreiben versucht. In Wahrheit verdienen diese Beachtung nur als verschwimmende Kopien der großen Männer, auf schlechtem Papier und mit abgenützten Platten hergestellt, als Widerstand gegen die Großen und als Werkzeuge der Großen; im übrigen hole sie der Teufel und die Statistik! Dieser Massengeschichtsschreibung stellt er das uns schon bekannte Gesetz gegenüber: das Ziel der Menschheit kann nicht am Ende liegen, sondern nur in ihren höchsten Exemplaren.

Das Motiv dieser Polemik Nietzsches gegen den Historismus ist klar: die Geschichte hindert das Produktive am Leben, die plastische Kraft des Lebens, das Geniale und Jugendliche, sie macht den Menschen krank, Historismus ist Krankheit, wirklich die Krankheit unserer Zeit. Daher erhebt er im Namen der Jugend Protest gegen die historische Erziehung der jungen Menschen und ruft das Unhistorische zu Hilfe, d. h. die Kunst und Kraft vergessen zu können, und das Überhistorische, d. h.

diejenigen Mächte, die den Blick vom Werden ablenken zu dem, was dem Dasein den Charakter des Ewigen giebt, zu Kunst und Religion.

So durch und durch romantisch endigt diese Streitschrift gegen den Historismus, der doch selbst eine Folge der Romantik im 19. Jahrhundert gewesen ist und noch ist. Wer daher dem Überschwang des Historischen entgegentritt, bekämpft die Romantik in einer ihrer schlimmsten Nachwirkungen: hier ist Schopenhauer und ist noch mehr Nietzsche antiromantisch. Und doch kommt es darauf an, wie sie es tun. Schopenhauer ist in diesem Punkt ein Epigone der unhistorischen Aufklärung, ihm ist der Historismus unwissenschaftlich; weil er aber doch selbst auch ein Sohn der Romantik ist, widerspricht er sich gerade hier und billigt der Geschichte doch wieder den großen Wert zu, das dem ganzen Menschengeschlecht gemeinsame Selbstbewußtsein und damit das Band zu sein, das sie erst zu einem Ganzen macht. Nietzsche ist konsequenter, aber nur deswegen, weil er auch in seinem Kampf gegen den romantischen Historismus durchaus Romantiker bleibt. Er bekämpft ihn im Namen des Lebens, das auf Instinkt ruht und in Kunst und Religion sein Höchstes hat. Deshalb ist ihm die Geschichte zugleich auch als Enthüllerin der Wahrheit unbequem, der Mythus steht ihm höher als die brutale Tatsache, der Wahn und die Illusion höher als das Seziermesser der Forschung. Und gegenüber der heute sich geltend machenden Kollektivauffassung der Geschichte sieht er ihren Zweck vielmehr in den großen Einzelnen, im Genie, das es zu erzeugen gilt. Kunst nicht neben, sondern an Stelle der Wissenschaft, Mythus an Stelle der Wahrheit, Instinkt an Stelle des Denkens, Kultus des genialen Einzelmenschen — das sind lauter romantische Gedanken. Daher gilt es nun Nietzsche als Romantiker oder, wie er selbst sagt, als dionysischen Denker und Künstler kennen zu lernen.

Nietzsche war als Philologe Gräcist, griechische Dichter und Philosophen waren die Schriftsteller, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigte. Zum Griechentum stand er in einem ganz intimen, geradezu religiösen Verhältnis, ähnlich wie Hölderlin, der doch ganz anders als die übrigen Neuhumanisten zu anfang des 19. Jahrhunderts das Land der Griechen mit der Seele suchte. In dieser hellenischen Welt entdeckte

nun aber Nietzsche ein Problem: wie konnte bei dem heiteren Volke der Griechen die Tragödie entstehen, diese unerklärliche Kunst der Schmerzensfreude? Darauf suchte er in seiner ersten Schrift „Die Geburt der Tragödie" die Antwort zu geben, und schon der Titel bringt die Lösung: aus dem Geiste der Musik — der Musik in dem überschwänglichen Sinne Schopenhauers als einer metaphysischen, den Schleier der Maja lüftenden, der Welt sozusagen direkt ins Herz schauenden Kunst. Und auf Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung geht auch die Unterscheidung des Dionysischen und Apollinischen zurück: Dionysos der Rauschgott, bei dessen Festen offenbar wurde, daß Schmerzen Lust erwecken und der Jubel der Brust qualvolle Töne entreißt, und Apollo der Gott des plastischen Künstlers, dem im Traum die Augen geöffnet werden für die herrlichen Göttergestalten des Olymps; Dionysos die Verkörperung des Instinkts und Willens, der den Bann der Individuation sprengt und den Schleier der Maja zerreißt, den Apollo mit seiner Welt des Vorstellens und Schauens um uns gewoben hat. Der Dithyrambus ist der Ausdruck des Dionysischen, in der attischen Tragödie aber verknüpft er sich mit apollinischen Kunstmitteln, der tragische Mythus ist die Verbildlichung dionysischer Weisheit durch die Kunst Apolls. So gleicht in diesem ihrem frühsten Erzeugnis die griechische Welt der Transfiguration Raffaels: unten die Widerspiegelung des ewigen Urschmerzes, oben die Vision der Verklärung, ein leuchtendes Schweben in reinster Wonne und schmerzlosem, aus weiten Augen strahlendem Anschauen.

Daß diese statt mit klassischen Zitaten vielmehr mit Schopenhauerschen Gedanken zu Felde ziehende Schrift bei den Philologen Anstoß erregen mußte, versteht sich von selbst: Ulrich von Wilamowitz gab dem temperamentvollen Ausdruck, dagegen hat Erwin Rhode die Beweise für diese geniale Konzeption damals und später nachgebracht und mit Jakob Burckhardt das Haltbare an ihr herausgearbeitet. Nietzsche aber übertrug den Begriff des Dionysischen auch auf die Philosophie und fand in Empedokles den tragischen Philosophen, den er nun selbst auch zum Helden einer Tragödie machen wollte. Auch darin berührt er sich mit dem Lieblingsdichter seiner Anfänge, mit Hölderlin. Auch für diesen war eine Empedoklestragödie, die freilich

nicht ganz fertig wurde, nicht nur ein dichterisches, sondern auch ein philosophisches Erlebnis; von der naturfeindlichen Philosophie Fichtes, die wie eine Schuld auf ihm lag, suchte er sich loszumachen, der Sprung in den Ätna ist ein Zurückfliehen zu der Natur und das Einswerden mit ihr, der Unendlichen. Bei Nietzsche trägt Empedokles die Züge Schopenhauers, und nicht um ein Losmachen, sondern um ein völliges Eintauchen in seine Philosophie handelt es sich. Als Philosoph des Mitleids will Empedokles das agrigentinische Volk erlösen, d. h. vernichten, und in den Mittelpunkt des Stücks sollte daher die Entstehung der Tragödie treten als Gegengift gegen das Mitleid, an dessen Übermaß die Agrigentiner zur Zeit der Pest leiden. So steht das Empedoklesfragment Nietzsches in engstem Zusammenhang mit der „Geburt der Tragödie".

Aber Nietzsche war kein Dramatiker, kein Dichter, und darum suchte er, der sich als Künstler fühlte und voll künstlerischen Instinkts war, Ersatz in der Musik und in der Freundschaft mit Richard Wagner, in dessen lockenden Tönen er den Ruf des dionysischen Vogels zu vernehmen glaubte und von dem er die Wiedergeburt der Tragödie aus Musik und Mythus heraus erhoffte. Zunächst war Nietzsche ihm gegenüber der Verehrende und der Empfangende, dieser großen Einzelnen wollte er sich zum Opfer bringen, seine Professur in Basel aufgeben und als Prophet des Meisters von Stadt zu Stadt ziehen und durch Vorträge den Widerstand der stumpfen Welt überwinden. Der Entwurf dazu — die „Bayreuther Horizontbetrachtungen" — zeigen ihn uns als Wagnerianer sans phrase. Das war er nicht mehr, als er im Herbst 1875 seine vierte Unzeitgemäße schrieb, „Richard Wagner in Bayreuth": Dieser Hymnus auf den Meister war bereits ein Abschiednehmen. Auch Schopenhauer hat er idealisiert, aber er hat an die Wirklichkeit seines Ideals geglaubt; bei Wagner glaubt er weder an die Wirklichkeit des Ideals noch an die Idealität der Wirklichkeit, er hat das Bild, das er von ihm entwarf, später als „ideales Monstrum" genannt. Inzwischen hatte sich eine Entfremdung zwischen ihm und Wagner bereitet, die Erstaufführung der Nibelungen in Bayreuth. Nietzsche, der zugleich auch das Erlebnis einer

sich Nietzsche, weil ihm das fehlt; und der Leidenszug, vor allem das Gefühl des Leidens am Menschen: das hat er und darum hat er vor allem gelitten.

Und noch eines zeigt sich in dieser ganzen Lehre — der romantische Aristokratismus wie bei Schopenhauer so auch bei Nietzsche. Das geniale Ich dünkt sich hoch erhaben über den Dutzendmenschen, über Fabrikwaare und Herdentier. Das nimmt bei dem sonst ganz unpolitischen Nietzsche sogar eine politische Wendung: er ist antiliberal bis zur Bosheit, die soziale Frage ist ihm eine Dummheit oder eine Instinktentartung; die Kultur braucht Sklaven, deswegen soll man die Arbeiter nicht zu Herren erziehen. Napoleon I. ist sein Ideal, das despotische Rußland gefällt ihm besser als das konstitutionelle Deutschland, die fortschreitende Demokratisierung läßt er sich nur gefallen als eine unfreiwillige Vorbereitung zur Züchtung von Tyrannen. Diesem Aristokratismus und diesem romantischen Pochen auf das eigene geniale Ich darf man aber doch ein Wort des sich selbst bescheidenden Klassikers gegenüberstellen, das solchem Übermenschentum lange vor Nietzsche schon entgegengetreten ist:

Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug.
Verstimmt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden.

Es ist natürlich Goethe, der so spricht.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung von Nietzsches Verhältnis zur Wissenschaft, so entrollt sich uns das unerfreulichste und zerrissenste, das widerspruchsvollste und haltloseste Bild. Schopenhauer hat bei seiner Schilderung des Genies an Goethe, aber zugleich auch an sich selber gedacht, und er war Philosoph, als Thronerbe Kants hat er sich stets gefühlt, dessen Werk wollte er fortsetzen und ergänzen. Die Welt ist meine Vorstellung! so hat er den erkenntnistheoretischen Idealismus Kants formuliert. Mit Hülfe des Satzes vom zureichenden Grunde weben wir uns den Schleier der Maja, der diese Erscheinungswelt als eine wirkliche uns vorspiegelt. Aber hinter dieser Welt des Scheins muß doch etwas sein, ein wahrhaft Seiendes, das Ding an sich. Was das ist, finden wir, wenn wir in

Übermensch. Der Übermensch ist also eine Überart, die wir züchten können und sollen. Aber dann erleben wir den Übermenschen nicht selbst, und das ist für Nietzsches ungeduldigen Idealismus unerträglich. Daher ruft er den Begriff des Genies zu Hilfe: der Übermensch ist noch Mensch, der geniale Ausnahmemensch. Der Mensch ist ein Ende, heißt es jetzt, und nun gilt es diese Art Mensch als den höherwertigen, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren Typus zu züchten. So handelt es sich um eine Rassenverbesserung der bestehenden Menschenart, um einen neuen Adel nach Art jener märkischen Junker, bei denen die blonde Bestie gelegentlich wieder zum Vorschein kommt, die aber durch solche Kraftleistungen sich eben als die stärkeren und besseren erweisen. Aber auch diesen Rest des Naturalismus, den Gedanken des Züchtens und künstlichen Hervorbringens hat er schließlich fallen lassen, und damit den Begriff des Übermenschen noch einmal verschoben. Zuerst hatte es geheißen: niemals noch gab es einen Übermenschen! jetzt sagt er: dieser höherwertige Typus ist oft genug schon dagewesen; früher hatte er verlangt: darum sollt ihr ihn wollen und züchten! jetzt heißt es: dagewesen ist er als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, niemals noch gewollt. Jetzt ist der Übermensch nicht mehr Art und Rasse, sondern ein großer Einzelner, ein Ausnahmemensch, mit einem Wort ein Genie. Diese Wandlungen zeigen sich auch in den Gegensätzen: dem Übermenschen als Überart steht der Mensch und die Menschenart überhaupt gegenüber; dem neuen Adel der Sklave, der Tschandala, die Mischmaschrasse; dem Ausnahmemenschen und Genie das Herdentier, oder wie es Schopenhauer nennt, die Fabrikware der Natur.

So widerspruchsvoll ist die Lehre vom Übermenschen; klar daran ist nur das ganz Persönliche, Nietzsches Sehnsucht über sich selbst hinaus. Dieses Persönliche kommt bei der dritten Fassung am besten auf seine Rechnung: Das Ideal, nach dem er sich sehnt, ist immer schon verwirklicht in den Glücks- und Ausnahmefällen des Genies; und ein Genie ist auch er; so liegt der Übermensch nicht bloß in der Zukunft, Zarathustra ist Prophet und Messias zugleich. Und deshalb auch die beiden sich entgegengesetzten Züge — die blonde Bestie, der Inhaber strotzender Gesundheit und Kraft: darnach sehnt

treibt Mythus und Musik aus der Tragödie, zerstört ihr Wesen und setzt, an die Stelle der Kunst als Universalmedizin gegen den Irrtum, als das größte Übel die Wissenschaft. In Sokrates haßte der Dionysiker den theoretischen Menschen, der Pessimist den optimistischen Dialektiker, der Aristokrat den Plebejer, als der er ihm erschien.

Jetzt verstehen wir auch seine Abneigung gegen D. Fr. Strauß, den großen Aufklärer des 19. Jahrhunderts. Umgekehrt war das der einzige Augenblick, in dem sich Nietzsche zu Kant ein Herz faßte. Kant wies auf die Schranken des menschlichen Erkennens hin und traf damit den Optimismus der Erkenntnis, den Jubel einer schrankenlosen Wissenschaft ins Herz: die Erkenntnis wurde dadurch selbst pessimistisch und tragisch. Wenn er freilich daneben und fast in einem Atemzug sagt, daß eben deswegen die Kunst an die Stelle des Erkennens treten müsse, so sieht man, wie wenig er Kant wirklich verstanden oder doch auf sich hat wirken lassen.

Aber nun kam auch hier der Bruch mit Wagner in die Quere, das war zugleich die völlige Umkippung seines Denkens. Sein schlechtes wissenschaftliches Gewissen mahnt ihn, ob er Sokrates nicht doch Unrecht gethan habe. Und alsbald stellt er ihn über den Stifter des Christentums und belobt die fröhliche Art seines Ernstes und seine Weisheit voller Schelmenstreiche als den besten Seelenzustand des Menschen. So leitet sich der Übergang von seiner ersten dionysischen zu der zweiten positivistischen Periode ein, in der er so ziemlich zu allem Ja sagt, was er früher verneint hatte, und umgekehrt. Sogar die Geschichte bekommt jetzt eine gute Note, unsere Kultur preist er, weil wir durch sie alle Kulturen genießen und uns mit dem edelsten Blut aller Zeiten nähren. Ganz besonders seltsam aber berührt die abschätzige Beurteilung des „Genies", das er jetzt spöttisch nur noch mit Anführungszeichen zu schreiben pflegt. Tüchtiger Handwerkerernst ist mehr wert als natürliche Begabung, Fleiß mehr wert als „Genie". Um Wagners willen trifft dieses Verwerfungsurteil namentlich das künstlerische Genie, geradezu als ein zurückbleibendes Wesen bezeichnet er den Künstler, weil Kunst Spiel und Spiel Sache der Kindheit sei. So muß die Kunst selbst für den Künstler büßen. Die Wissenschaft steht höher als die Kunst; da es

aber auch in ihr für den Positiviſten keine ewigen Wahrheiten giebt, ſo predigt er Beſcheidung und preiſt die Tugend der Beſonnenheit. Höchſtes Ziel der Kultur iſt ihm jetzt nicht mehr die Erzeugung des Genies, ſondern die Erkenntnis der Wahrheit; auch als Humanität hat er es einmal bezeichnet.

Das ſind die Gedanken des Buches „Menſchliches, Allzumenſchliches“, das er Voltaire als „einem der größten Befreier des Geiſtes“ gewidmet hat: das iſt die deutliche Abſage an alles Myſtiſche und Romantiſche und die volle Hinwendung zum Aufkläreriſchen und Verſtandeshellen: vom Voltaire des 18. zum Strauß des 19. Jahrhunderts iſt nur ein Schritt! Aber war es Nietzſche mit dieſer Wendung Ernſt? Ja und Nein. Es galt ſich von Wagner frei zu machen, von der Überfülle des Dionyſiſchen, von dem Rauſch und dem chaotiſchen Wogen und Wallen ſeiner erſten Zeit. So diente ihm der Poſitivismus als eine Art geiſtiger Entfettungskur, ein Kaltwaſſerbad und Eisumſchläge hat er ſelber darin geſehen. Aber dabei blieb er doch, was er war, dionyſiſch und romantiſch durch und durch, und ſo war dieſe poſitiviſtiſche Philoſophie nur Übergang und Vordergrundsphiloſophie. Ihm fehlten aber auch wiſſenſchaftlich die Vorausſetzungen, die dem Poſitivismus zu Grunde liegen: dieſer iſt eine auf der modernen Naturwiſſenſchaft ſich aufbauende Weltanſchauung, mit der Methode und den Reſultaten der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung muß der Poſitiviſt genau vertraut ſein. Nietzſche wollte vor allem Pſychologe ſein, dabei lag ihm die Phyſiologie am nächſten, auch braucht er oft genug, faſt wie eine Zauberformel, das Wort „phyſiologiſch“; aber von der Phyſiologie ſelbſt verſtand er ſo gut wie nichts. Ebenſo ruht ſeine Lehre vom Übermenſchen auf dem Darwinismus, aber gerade der Mißbrauch, den er mit dieſem treibt, daß er ihn als Prophet nicht als Forſcher benützt und einen phantaſtiſchen Zukunftstraum darauf gebaut hat, zeigt, wie wenig er in den Geiſt naturwiſſenſchaftlicher Arbeit eingedrungen war. Auch fehlte es ihm von Jugend auf an allem Verſtändnis für die Mathematik. Und ebenſo hatte er auch keinerlei irgendwie gründlichere hiſtoriſche Kenntniſſe. Das alles wußte er ſelber, er nennt ſich einen ſchlechten Lerner und klagt, daß ihn ſeine Augen förmlich mit Gewalt von der Wiſſenſchaft fern halten.

So fiel denn dieser schlecht fundierte Positivismus alsbald wieder wie Zunder von ihm ab, er war wirklich nur Maske und Hülle, Schauspielerei und Vordergrund. Mitten in dieser zweiten Periode bricht daher das alte Herz mit seinen heißen Trieben und übermäßigen Instinkten immer wieder hervor. Ein gemischtes Wesen nennt er sich, bald von Feuer durchglüht, bald vom Geist durchkältet. Als traurige Dunkelzeit erschien ihm diese seine Aufklärungsperiode, darum heißen die neuen Schriften „Morgenröte" und „Fröhliche Wissenschaft". Und in ihnen macht er sich nun frei auch von der Tyrannei des Wahren. Warum Wahrheit? fragt er, warum nicht lieber Unwahrheit? so taucht das Problem vom Werte der Wahrheit vor ihm auf. Wahrheit läßt er höchstens noch gelten als das für die Existenz des Menschen Zweckmäßige, Wert hat sie nur, soweit sie glücklich macht und die Schönheit in der Welt vermehrt. Die Kantische Erscheinungswelt wird ihm nun zu einer Welt des Scheins, gegen Schopenhauer wirft er den Gedanken an ein Ding an sich, die ganze Hinterwelt über Bord: so wird er Antimetaphysiker. Aber damit hört auch sein Interesse an dieser Scheinwelt auf, er zieht sich auf das Subjekt zurück, „wir Psychologen" — so redet er hinfort mit kokettierender Vorliebe von sich und seinem Beruf. An die Stelle des Intellekts tritt ihm Wille, Trieb, Instinkt, an Stelle des Willens zur Wahrheit der Wille zur Macht, an Stelle des Erkennens das es so haben Wollen, an Stelle des Nachahmens das souveraine Erschaffen des Romantikers. Damit ist die Wahrheit entwertet, die Logik ist Aberglaube, die Falschheit eines Urteils kein Einwand gegen dasselbe. Die Unwahrheit ist eine Lebensbedingung; alles kommt nur darauf an, ob ein Urteil Wert hat für das Leben, lebenfördernd ist. Nichts ist wahr, alles ist erlaubt. Damit sind wir jenseits von wahr und falsch, es giebt höchstens Stufen der Scheinbarkeit.

Natürlich kommt damit die Kunst wieder oben auf, in ihr wird der Schein, die Lüge geheiligt; dagegen erscheint Sokrates als Dekadent wieder in übelstem Lichte, die Wissenschaft macht den Menschen klein, die Geschichte mit ihrer Objektivität und feigen Beschaulichkeit ist nichts als die Gerechtigkeitstartufferie der Impotenz. Deshalb darf auch der Philosoph kein Mann des historischen Wissens sein, sondern

ein Künstler und Schaffender, ein Befehlshaber und Gesetzgeber, sein Wille zur Wahrheit ist Wille zur Macht; der Philosoph wird zum Übermenschen. So ist die Wahrheit entwertet, die alten Tafeln sind zerbrochen, die Werte umgewertet, die „Götzendämmerung" bricht ein.

Alles das wird aber nicht in zusammenhängender Rede vorgetragen, sondern in jenen scharfgeschliffenen Aphorismen, in denen Nietzsche Meister ist. Nietzsche ist aber auch Dichter, nicht bloß da, wo er Verse macht, sondern auch da, wo er philosophiert, dionysischer Denker. Dafür war in der ersten Periode Empedokles sein Vorbild, jetzt ist es Zarathustra. Was dieser spricht, sind Gedankendichtungen voll Tiefe und Dunkelheit, geheimnisvoll und symbolisch; hier wird Nietzsche zum Symbolisten. Er hat eine Vorliebe fürs Maskentragen, darum redet er gern in Hüllen und Symbolen; durch das, was er redet, geht ein Ahnen und Lauschen, ein Hineinfühlen und Unempfinden, darin berührt er sich mit der modernen Kunstrichtung des Symbolismus. Daher ist er auch oft schwer zu verstehen, und daher sagen uns seine Verehrer, wenn wir den Proteusartigen fassen und auf Widersprüchen ertappen wollen, daß wir ihn nicht verstehen. Sei es drum! wir müssen es dennoch wagen und schließlich auch zum Zarathustra vordringen.

„Wir Psychologen" — so redet Nietzsche als Symbolist mit Recht, in der Seelenfischerei und Seelentaucherei liegt seine Stärke. „Wir Immoralisten" — sagt er noch öfter und betritt damit das Gebiet, das ihm als Kulturkritiker besonders am Herzen lag, das Gebiet der Moral. Auch dabei ist Nietzsche von Schopenhauer ausgegangen, und zugleich ist er als Philologe in der Geburt der Tragödie auf das Mitleidsproblem gestoßen: Mitleid ist für Schopenhauer die Tugend, weil in ihr der Mensch die Schranken der Individualität durchbricht und damit die Selbstsucht und das Böse überwindet. Die höhere Form des Guten aber ist die freiwillige Abkehr des Willens von seiner Individualisierung, das Nichtlebenwollen, die Willensverneinung oder die Askese. Daher hat Nietzsche Schopenhauer als den Heiligen gefeiert, als sein Erzieher ist dieser auch sein sittliches Ideal gewesen. Als sittliche Pflicht aber fordert er in dieser seiner Schopenhauerschen Periode von sich und anderen, daß man zum Vorteil solcher seltenen

und besonders wertvollen Exemplare lebe, also sich selbst hingebe und aufopfere für andere.

Diese Linie wird aufgegeben und unterbrochen in der zweiten positivistischen Periode, die unter dem Einfluß Paul Rées steht. Durch ihn lernt Nietzsche die englische Moralphilosophie kennen, die alles Metaphysische ablehnt. So vollzieht sich bei ihm die Abkehr von der auf Metaphysik sich aufbauenden Schopenhauerschen Moral; nur in der ironischen Behandlung alles Menschlichen zeigt sich noch seine Herkunft von diesem Pessimisten. Als Determinist, der mit der Willensfreiheit auch alle Verantwortlichkeit fallen läßt, hätte er eigentlich nicht übel Lust, alle Moral preiszugeben; aber noch ist er Moralist, nicht Immoralist, und so stellt er sich vielmehr im Anschluß an Rée das Problem, die Genealogie der Moral zu begreifen. Unsere Moral ist ein Produkt der Sitte, also eine Moral der Autorität und der Pietät, und ein Produkt des Nutzens, aber nicht des Privatnutzens des Einzelnen, sondern des Kollektivnutzens der Gesellschaft; denn diese ist der Herd aller Moral und moralischen Beurteilung. Der Einzelne aber kommt zur Unterwerfung unter die Gebote der Gesellschaft teils durch kluge Berechnung seines Privatvorteils, der sich dabei am besten stellt, teils durch gewisse altruistische Triebe, die Nietzsche ebenso wie die Engländer nicht ganz ausschließen will.

Das alles ist nicht originell, und ist wie diese ganze zweite Periode doch nur Übergang und Vordergrund. Zarathustra verkündigt eine ganz andere Moral. Als Philosoph ist er ein Befehlender und Schaffender, und was er schafft, ist eine Welt neuer Werte. Hier wenn irgendwo ist darum auch Nietzsche Philosoph und Systematiker, der ernsthaft genommen sein will. Beherrscht ist diese Phase seiner Moral vom Begriff des Übermenschen, und ihre Bedeutung liegt in dem hier von ihm aufgenommenen Kampf um den Einzelnen gegen das Herdentier. Dieser Kampf um den Einzelnen durchzieht das ganze 19. Jahrhundert und tritt im letzten Drittel desselben in Gegensatz zu dem scheinbar ganz antiindividualistischen Sozialismus. In Wirklichkeit handelt es sich freilich auch bei diesem um Individualisierung und Differenzierung, um die Befreiung der Einzelnen und um die

Gliederung der Massen. Aber das erkennen die Wenigsten und darum glauben sie durch den Sozialismus den Eigenwert und das Innenleben des Einzelnen aufs schwerste gefährdet und bedroht; wir haben in Bismarck einen großen Einzelnen an der Arbeit gesehen, und in Goethe ist uns ein solcher aus der Vergangenheit nur immer lebendiger geworden, und so ist bei uns ein Heroenenthusiasmus groß geworden, der sich freilich in der Wahl des zu verehrenden Heros oft recht gründlich vergreift.

Für all das bot nun Nietzsche die Theorie dar; darum ist er, der Unzeitgemäße, so beispiellos rasch zeitgemäß geworden: seine Apotheose des großen Einzelmenschen, sein Pathos der Distanz, sein Kampf gegen die Vielzuvielen brachte auf den Begriff, was im Zeitbewußtsein schon vorhanden war. Auch ihm ist der Feind der Sozialismus, dem er freilich völlig verständnislos und in seinem aristokratischen Bildungshochmut ohne alle Teilnahme gegenüber steht. Er ist ein theoretischer Anarchist, vom Staat hat er nichts gewollt und wenig gehalten. Katilina ist ihm die Präexistenzform jedes Cäsar, und Cäsaren will er; vor den modernen Katilinariern freilich, den Anarchisten der Tat graute ihm, für sie hat auch er nur das Wort „Kanaille".

In der Moral aber verläßt er nun die Bahnen der Engländer: nicht Nutzen und Berechnung, sondern Trieb, Instinkt, Wille, also das Dionysische am Menschen gilt auch hier. Die Guten sind die Willensmenschen, die Starken. Das Urteil „gut" rührt nicht von denen her, denen Güte erwiesen wird, sondern gut sind die Vornehmen und Mächtigen, die sich selbst als ersten Ranges empfinden. So schuf das Gefühl des eigenen Wertes, der souveräne Machtwille den Unterschied — nicht von gut und böse, sondern von gut und schlecht. Dieses Urteil bezieht sich nicht auf einzelne selbstlose Handlungen, sondern auf das ganze Sein und Sosein, auf das esse, nicht auf das operari, wie das auch Schopenhauer gelehrt hatte.

Es ist das eine echte Philologenkonzeption, etymologische Spielereien von zweifelhaftem Wert sind dafür die Stützen; auch ein Stück Schopenhauer und etwas von Darwins Kampf ums Dasein oder vielmehr um die Macht steckt darin. Warum

ist aber der Mächtige, der doch oft der Dumme und der Böse ist, der Wertvollere und der Bessere? Hier enthüllt sich der ästhetische Hintergrund der Nietzscheschen Moral. Diese Mächtigen sind ganze Rassen oder Geschlechter, wie die Griechen oder die homerischen Helden, oder zum herrschen geborene Ausnahmemenschen, wie Napoleon I., bei denen allen die blonde Bestie gelegentlich zum Durchbruch kommt; aber in ihrer Kraftfülle und Raubtierherrlichkeit sind sie doch immer die Schöneren, Gegenstand ästhetischen Wohlgefallens, und darum auch die Besseren, die Guten. Dabei darf auch der grausame Zug nicht fehlen, von Mitleid ist keine Rede mehr. Darin liegt ein Perverses, das man eben nur konstatieren, nicht kritisieren kann. Aber neben diesem brutal schönen Herrenbild steht noch ein anderes, tieferes und feineres: befehlen kann nur, wer gehorchen gelernt hat, Macht hat nur, wer seiner selbst mächtig ist, Härte darf nur üben, wer gegen sich selbst hart sein kann, Gewalt tun nur, wer sich selber Gewalt antut und Leiden schafft. So führt der Weg zur Macht durch Leiden, Grausamkeit ist nur eine besondere Art von Mitleid: was fällt, das soll man auch noch stoßen!

In allem dem zeigt sich das ganz Persönliche dieser Konzeption: Nietzsche war eine vornehme Natur, aber er hat z. B. in seiner Polemik etwas Grausames, die Menschen zu verletzen macht ihm geradezu Freude, und er ist sein Leben lang ein Schmerzenreich gewesen, daher der Gedanke, daß Leiden adelt. Mit Vorliebe schildert er die Starken und Gesunden, weil er selbst ein physisch Schwacher, ein armer Kranker gewesen ist; aus seiner tiefsten Seele ertönt jener entsetzliche Notschrei des höheren Menschen im Zarathustra. Was in diesem Schrei ans Licht will, heißt Übermensch und Wille zur Macht, heißt Glück und Leben, Leben und sich Ausleben, wie die Menschen der Renaissance sich ausgelebt haben und wie wir es nicht mehr können und dürfen.

So mußte Nietzsches Moral eine Herrenmoral sein. Weil aber diese Herren nur an sich gedacht haben, ist ihre Moral antialtruistisch und egoistisch. Die Selbstsucht preist Zarathustra selig und spricht sie heilig. Aber die Selbstsucht ist doch nur so viel wert, als der Wert dessen ist, der sie hat. Und wie viele solcher Adelsmenschen und Herrennaturen gibt

es denn? immer nur ganz wenige, und alle anderen sind um ihrerwillen da und haben die Pflicht, für sie sich zu opfern. Also Selbstsucht für die wenigsten, Opfer, Altruismus, Pflicht für alle andern! Aber auch die großen Einzelnen sind nicht nur für sich selber da. Im Reiche Zarathustras erginge es ihnen etwa wie den Philosophen in Platons Staat: sie müßten über und für die andern herrschen und dazu sich selbst überwinden und sich selbst zum Opfer bringen. So klingt Nietzsches Moral schließlich doch — altruistischer und sozialer aus, als es erst den Anschein hatte.

Aber lassen sich denn nun die Vielzuvielen die Herrschaft dieser Wenigen gefallen! eine Moral sich gefallen, in der nur diese Wert haben, sie gar nichts sind? Natürlich nein, das zeigt die Geschichte der Moral. Nicht die Vornehmen beherrschen mit ihren Werten die moralische Welt, gesiegt haben vielmehr im Sklavenaufstand der Moral die Minderwertigen und Gemeinen, historisch die Juden und die Christen über die Imperiumsmenschen Roms, der Plebejer Luther über die Renaissancemenschen des 15. und 16. Jahrhunderts. Das war die große Umwertung und Entwertung der vornehmen Werte vor 1900 und vor 400 Jahren. Auch diese Klitterung von dem Sklavenaufstand in der Moral ist übrigens nicht original, sie steht schon bei Platon im Gorgias, dort trägt sie (482 f.) Kallikles vor, es ist also die alte sophistische und durchaus unhistorische Lehre von der Entstehung der Moral.

Aber historisch oder nicht, darauf kommt es Nietzsche auch nicht an; was er lehren will, ist das Nebeneinander zweier Moralen: Moral ist heute in Europa Herdentiermoral, gut ist, was der Herde nützlich ist, das Mittelmäßige und das Gemeine, lauter Kleineleutemoral; und diesen kleinen Leuten gilt als böse, was in der andern Moral gut ist, das Vornehme, das Mächtige, das Herrschende, das was den einzelnen über die Herde hinaushebt und der Herde Furcht einflößt. Das Schlimmste aber ist, daß dadurch die Herrennaturen selbst angesteckt worden sind und nun mit schlechtem Gewissen tun, was diese Napoleonsmenschen früher unschuldbewußt und frohlockend als ihr gutes Recht getan haben. So macht die Kultur krank, weil sie gerade den höheren Menschen zum Sklaven macht: in diesem Gedanken zeigt sich der Rousseausche Zug in Nietzsches

Moral. Ihren Triumph aber feiert diese Sklavenmoral in der Askese. Für Dekadenten und Pessimisten ist diese freilich wertvoll, für sie haben die Priester dieses Heilmittel erfunden, das sie vom Leben und vom großen Menschenekel erlösen soll; nur schade, daß dieses Heilmittel die Kranken noch kränker macht, die Gesundheit erst recht schädigt, und darum ist sie schädlich, ist ein Naturwidriges und sich selbst Aufhebendes — Leben gegen Leben, also weg mit ihr und mit allen asketischen Idealen, weg mit dieser ganzen Kleineleutemoral und zurück zu den alten echten Werten der Vornehmen und genialen Ausnahmemenschen! So ist Nietzsches Moral nicht eine neue Wertung, sondern die Herstellung der alten richtigen Werte: der Sklavenaufstand hat die Umwertung dieser richtigen Werte vollzogen, Nietzsche will das wieder aufheben, diese richtigen Werte wieder zur Geltung bringen, seine neue Moral ist in Wahrheit — die alte Moral.

Es ist Nietzsches Verdienst, die Fahne des Individualismus, die im sozialistischen Zeitalter am Boden schleifte, wieder kräftig aufgehoben und uns die Pflicht der Selbstbehauptung zum Bewußtsein gebracht zu haben. Auch steckt in unserer Moral mit ihren asketischen Idealen viel veraltetes und unwahres; daher arbeitet auch seit lange schon die Wissenschaft der Moral an einer Umbildung der sittlichen Werte und ist Nietzsche dankbar für seinen kräftigen Vorstoß. Aber seinen Werten gegenüber darf man doch immer wieder fragen: wer gehört denn zu jenen wenigen Ausnahmemenschen? und vor Beantwortung dieser Gewissensfrage noch einmal an Goethe erinnern: Wie weit bist du von andern unterschieden? Wenn das sogar ein Goethe sagt, dann werden die Vielzuvielen immer die Mächtigeren und die Siegreichen sein; und daher ist keine Aussicht, daß wir unsere alte Moral daran geben und uns dafür eine solche gefallen lassen sollten, die uns zu Sklaven macht im Dienste derer, die unbescheiden genug sind, sich für Übermenschen zu halten.

Wir Psychologen! wir Immoralisten! Ebensogut könnte Nietzsche auch sagen: wir Atheisten! Auch Schopenhauer war Atheist oder wollte es doch sein; im Hintergrund lauert freilich bei ihm der Pantheismus des All-Einen Willens. Und zum Schluß nimmt seine Philosophie eine mystische oder

geradezu christliche Wendung: der Pessimist, der am Leben leidet, sucht Erlösung und findet sogar eine dreifache: das geniale Sichversenken in die Kunst, vor allem in die Musik, die Moral des gewöhnlichen Menschen, die im Mitleid den Egoismus überwindet, und die Askese, die zur Verneinung des Lebenswillens führt. Für dieses letzte und höchste Ziel hat er neben dem christlichen Begriff der Askese auch den indischen Begriff des Nirwana, der ja nicht das reine Nichts, sondern ein seliges Auf- und Untergehen in mystisch-ekstatischer Verzückung bedeutet.

Noch komplizierter ist das Verhältnis Nietzsches zur Religion. Bald genug hat er aufgehört ein Christ zu sein. Aber in seiner dionysischen Periode nimmt er sich des Religiösen an gegen Euripides und Sokrates, die den Mythus aus der Tragödie und Gott von der Bühne weggetrieben haben, und gegen D. Fr. Strauß, den er auch als Mythenzerstörer bekämpft. Aber auch da hält er das Religiöse und Christliche doch selber nur für ein mythisches, und an Mythen glaubt der Gebildete nicht, so hoch er sie auch ästhetisch zu schätzen vermag. So verhält sich Nietzsche zur Religion ästhetisch, nicht gläubig.

In seiner positivistischen Periode, nach dem Bruch mit Wagner schwindet auch diese ästhetische Anerkennung des Mythus, er verdenkt Wagner seinen Parsifal, weil er in diesem christlich posiert, und fürchtet, daß Wagners Wirkungen zuletzt dem Katholizismus zugute kommen. Sein Positivistenbuch widmet er dem Freigeist Voltaire, und in demselben stellt er die Wissenschaft hoch über die Religion, die wir in einem Zeitalter wissenschaftlicher Kultur nicht mehr brauchen. Ihr ist es nicht um Wahrheit zu tun, sondern sie hält für wahr, was sie als wertvoll wünscht oder als machtvoll fürchtet. Überdies ist nicht genug Liebe in der Welt, um davon an eingebildete Wesen wegschenken zu dürfen.

Unter dieses allgemeine Verdammungsurteil fällt auch das Christentum: es ist Romantik, damit ist für den Positivisten alles gesagt; das christliche Erlösungsbedürfnis scheint ihm eine Verirrung der Vernunft und der Phantasie zu sein. Den Stifter des Christentums hält er für den liebevollsten Menschen, aber — wenn er wirklich die Absicht hatte, die

So fiel denn dieſer ſchlecht fundierte Poſitivismus alsbald wieder wie Zunder von ihm ab, er war wirklich nur Maske und Hülle, Schauſpielerei und Vordergrund. Mitten in dieſer zweiten Periode bricht daher das alte Herz mit ſeinen heißen Trieben und übermäßigen Inſtinkten immer wieder hervor. Ein gemiſchtes Weſen nennt er ſich, bald von Feuer durchglüht, bald vom Geiſt durchkältet. Als traurige Dunkelzeit erſchien ihm dieſe ſeine Aufklärungsperiode, darum heißen die neuen Schriften „Morgenröte“ und „Fröhliche Wiſſenſchaft“. Und in ihnen macht er ſich nun frei auch von der Tyrannei des Wahren. Warum Wahrheit? fragt er, warum nicht lieber Unwahrheit? ſo taucht das Problem vom Werte der Wahrheit vor ihm auf. Wahrheit läßt er höchſtens noch gelten als das für die Exiſtenz des Menſchen Zweckmäßige, Wert hat ſie nur, ſoweit ſie glücklich macht und die Schönheit in der Welt vermehrt. Die Kantiſche Erſcheinungswelt wird ihm nun zu einer Welt des Scheins, gegen Schopenhauer wirft er den Gedanken an ein Ding an ſich, die ganze Hinterwelt über Bord: ſo wird er Antimetaphyſiker. Aber damit hört auch ſein Intereſſe an dieſer Scheinwelt auf, er zieht ſich auf das Subjekt zurück, „wir Pſychologen“ — ſo redet er hinfort mit kokettierender Vorliebe von ſich und ſeinem Beruf. An die Stelle des Intellekts tritt ihm Wille, Trieb, Inſtinkt, an Stelle des Willens zur Wahrheit der Wille zur Macht, an Stelle des Erkennens das es ſo haben Wollen, an Stelle des Nachahmens das ſouveraine Erſchaffen des Romantikers. Damit iſt die Wahrheit entwertet, die Logik iſt Aberglaube, die Falſchheit eines Urteils kein Einwand gegen dasſelbe. Die Unwahrheit iſt eine Lebensbedingung; alles kommt nur darauf an, ob ein Urteil Wert hat für das Leben, lebenfördernd iſt. Nichts iſt wahr, alles iſt erlaubt. Damit ſind wir jenſeits von wahr und falſch, es giebt höchſtens Stufen der Scheinbarkeit.

Natürlich kommt damit die Kunſt wieder oben auf, in ihr wird der Schein, die Lüge geheiligt; dagegen erſcheint Sokrates als Dekadent wieder in übelſtem Lichte, die Wiſſenſchaft macht den Menſchen klein, die Geſchichte mit ihrer Objektivität und feigen Beſchaulichkeit iſt nichts als die Gerechtigkeitstartufferie der Impotenz. Deshalb darf auch der Philoſoph kein Mann des hiſtoriſchen Wiſſens ſein, ſondern

ein Künstler und Schaffender, ein Befehlshaber und Gesetzgeber, sein Wille zur Wahrheit ist Wille zur Macht; der Philosoph wird zum Übermenschen. So ist die Wahrheit entwertet, die alten Tafeln sind zerbrochen, die Werte umgewertet, die „Götzendämmerung" bricht ein.

Alles das wird aber nicht in zusammenhängender Rede vorgetragen, sondern in jenen scharfgeschliffenen Aphorismen, in denen Nietzsche Meister ist. Nietzsche ist aber auch Dichter, nicht bloß da, wo er Verse macht, sondern auch da, wo er philosophiert, dionysischer Denker. Dafür war in der ersten Periode Empedokles sein Vorbild, jetzt ist es Zarathustra. Was dieser spricht, sind Gedankendichtungen voll Tiefe und Dunkelheit, geheimnisvoll und symbolisch; hier wird Nietzsche zum Symbolisten. Er hat eine Vorliebe fürs Maskentragen, darum redet er gern in Hüllen und Symbolen; durch das, was er redet, geht ein Ahnen und Lauschen, ein Hineinfühlen und Anempfinden, darin berührt er sich mit der modernen Kunstrichtung des Symbolismus. Daher ist er auch oft schwer zu verstehen, und daher sagen uns seine Verehrer, wenn wir den Proteusartigen fassen und auf Widersprüchen ertappen wollen, daß wir ihn nicht verstehen. Sei es drum! wir müssen es dennoch wagen und schließlich auch zum Zarathustra vordringen.

„Wir Psychologen" — so redet Nietzsche als Symbolist mit Recht, in der Seelenfischerei und Seelentaucherei liegt seine Stärke. „Wir Immoralisten" — sagt er noch öfter und betritt damit das Gebiet, das ihm als Kulturkritiker besonders am Herzen lag, das Gebiet der Moral. Auch dabei ist Nietzsche von Schopenhauer ausgegangen, und zugleich ist er als Philologe in der Geburt der Tragödie auf das Mitleidsproblem gestoßen: Mitleid ist für Schopenhauer die Tugend, weil in ihr der Mensch die Schranken der Individualität durchbricht und damit die Selbstsucht und das Böse überwindet. Die höhere Form des Guten aber ist die freiwillige Abkehr des Willens von seiner Individualisierung, das Nichtlebenwollen, die Willensverneinung oder die Askese. Daher hat Nietzsche Schopenhauer als den Heiligen gefeiert, als sein Erzieher ist dieser auch sein sittliches Ideal gewesen. Als sittliche Pflicht aber fordert er in dieser seiner Schopenhauerschen Periode von sich und anderen, daß man zum Vorteil solcher seltenen

und besonders wertvollen Exemplare lebe, also sich selbst hingebe und aufopfere für andere.

Diese Linie wird aufgegeben und unterbrochen in der zweiten positivistischen Periode, die unter dem Einfluß Paul Rées steht. Durch ihn lernt Nietzsche die englische Moralphilosophie kennen, die alles Metaphysische ablehnt. So vollzieht sich bei ihm die Abkehr von der auf Metaphysik sich aufbauenden Schopenhauerschen Moral; nur in der ironischen Behandlung alles Menschlichen zeigt sich noch seine Herkunft von diesem Pessimisten. Als Determinist, der mit der Willensfreiheit auch alle Verantwortlichkeit fallen läßt, hätte er eigentlich nicht übel Lust, alle Moral preiszugeben; aber noch ist er Moralist, nicht Immoralist, und so stellt er sich vielmehr im Anschluß an Rée das Problem, die Genealogie der Moral zu begreifen. Unsere Moral ist ein Produkt der Sitte, also eine Moral der Autorität und der Pietät, und ein Produkt des Nutzens, aber nicht des Privatnutzens des Einzelnen, sondern des Kollektivnutzens der Gesellschaft; denn diese ist der Herd aller Moral und moralischen Beurteilung. Der Einzelne aber kommt zur Unterwerfung unter die Gebote der Gesellschaft teils durch kluge Berechnung seines Privatvorteils, der sich dabei am besten stellt, teils durch gewisse altruistische Triebe, die Nietzsche ebenso wie die Engländer nicht ganz ausschließen will.

Das alles ist nicht originell, und ist wie diese ganze zweite Periode doch nur Übergang und Vordergrund. Zarathustra verkündigt eine ganz andere Moral. Als Philosoph ist er ein Befehlender und Schaffender, und was er schafft, ist eine Welt neuer Werte. Hier wenn irgendwo ist darum auch Nietzsche Philosoph und Systematiker, der ernsthaft genommen sein will. Beherrscht ist diese Phase seiner Moral vom Begriff des Übermenschen, und ihre Bedeutung liegt in dem hier von ihm aufgenommenen Kampf um den Einzelnen gegen das Herdentier. Dieser Kampf um den Einzelnen durchzieht das ganze 19. Jahrhundert und tritt im letzten Drittel desselben in Gegensatz zu dem scheinbar ganz antiindividualistischen Sozialismus. In Wirklichkeit handelt es sich freilich auch bei diesem um Individualisierung und Differenzierung, um die Befreiung der Einzelnen und um die

Gliederung der Massen. Aber das erkennen die Wenigsten und darum glauben sie durch den Sozialismus den Eigenwert und das Innenleben des Einzelnen aufs schwerste gefährdet und bedroht; wir haben in Bismarck einen großen Einzelnen an der Arbeit gesehen, und in Goethe ist uns ein solcher aus der Vergangenheit nur immer lebendiger geworden, und so ist bei uns ein Heroenenthusiasmus groß geworden, der sich freilich in der Wahl des zu verehrenden Heros oft recht gründlich vergreift.

Für all das bot nun Nietzsche die Theorie dar; darum ist er, der Unzeitgemäße, so beispiellos rasch zeitgemäß geworden: seine Apotheose des großen Einzelmenschen, sein Pathos der Distanz, sein Kampf gegen die Vielzuvielen brachte auf den Begriff, was im Zeitbewußtsein schon vorhanden war. Auch ihm ist der Feind der Sozialismus, dem er freilich völlig verständnislos und in seinem aristokratischen Bildungshochmut ohne alle Teilnahme gegenüber steht. Er ist ein theoretischer Anarchist, vom Staat hat er nichts gewollt und wenig gehalten. Katilina ist ihm die Präexistenzform jedes Cäsar, und Cäsaren will er; vor den modernen Katilinariern freilich, den Anarchisten der Tat graute ihm, für sie hat auch er nur das Wort „Kanaille".

In der Moral aber verläßt er nun die Bahnen der Engländer: nicht Nutzen und Berechnung, sondern Trieb, Instinkt, Wille, also das Dionysische am Menschen gilt auch hier. Die Guten sind die Willensmenschen, die Starken. Das Urteil „gut" rührt nicht von denen her, denen Güte erwiesen wird, sondern gut sind die Vornehmen und Mächtigen, die sich selbst als ersten Ranges empfinden. So schuf das Gefühl des eigenen Wertes, der souveräne Machtwille den Unterschied — nicht von gut und böse, sondern von gut und schlecht. Dieses Urteil bezieht sich nicht auf einzelne selbstlose Handlungen, sondern auf das ganze Sein und Sosein, auf das esse, nicht auf das operari, wie das auch Schopenhauer gelehrt hatte.

Es ist das eine echte Philologenkonzeption, etymologische Spielereien von zweifelhaftem Wert sind dafür die Stützen; auch ein Stück Schopenhauer und etwas von Darwins Kampf ums Dasein oder vielmehr um die Macht steckt darin. Warum

iſt aber der Mächtige, der doch oft der Dumme und der Böſe iſt, der Wertvollere und der Beſſere? Hier enthüllt ſich der äſthetiſche Hintergrund der Nietzſcheſchen Moral. Dieſe Mächtigen ſind ganze Raſſen oder Geſchlechter, wie die Griechen oder die homeriſchen Helden, oder zum herrſchen geborene Ausnahmemenſchen, wie Napoleon I., bei denen allen die blonde Beſtie gelegentlich zum Durchbruch kommt; aber in ihrer Kraftfülle und Raubtierherrlichkeit ſind ſie doch immer die Schöneren, Gegenſtand äſthetiſchen Wohlgefallens, und darum auch die Beſſeren, die Guten. Dabei darf auch der grauſame Zug nicht fehlen, von Mitleid iſt keine Rede mehr. Darin liegt ein Perverſes, das man eben nur konſtatieren, nicht kritiſieren kann. Aber neben dieſem brutal ſchönen Herrenbild ſteht noch ein anderes, tieferes und feineres: befehlen kann nur, wer gehorchen gelernt hat, Macht hat nur, wer ſeiner ſelbſt mächtig iſt, Härte darf nur üben, wer gegen ſich ſelbſt hart ſein kann, Gewalt tun nur, wer ſich ſelber Gewalt antut und Leiden ſchafft. So führt der Weg zur Macht durch Leiden, Grauſamkeit iſt nur eine beſondere Art von Mitleid: was fällt, das ſoll man auch noch ſtoßen!

In allem dem zeigt ſich das ganz Perſönliche dieſer Konzeption: Nietzſche war eine vornehme Natur, aber er hat z. B. in ſeiner Polemik etwas Grauſames, die Menſchen zu verletzen macht ihm geradezu Freude, und er iſt ſein Leben lang ein Schmerzenreich geweſen, daher der Gedanke, daß Leiden adelt. Mit Vorliebe ſchildert er die Starken und Geſunden, weil er ſelbſt ein phyſiſch Schwacher, ein armer Kranker geweſen iſt; aus ſeiner tiefſten Seele ertönt jener entſetzliche Notſchrei des höheren Menſchen im Zarathuſtra. Was in dieſem Schrei ans Licht will, heißt Übermenſch und Wille zur Macht, heißt Glück und Leben, Leben und ſich Ausleben, wie die Menſchen der Renaiſſance ſich ausgelebt haben und wie wir es nicht mehr können und dürfen.

So mußte Nietzſches Moral eine Herrenmoral ſein. Weil aber dieſe Herren nur an ſich gedacht haben, iſt ihre Moral antialtruiſtiſch und egoiſtiſch. Die Selbſtſucht preiſt Zarathuſtra ſelig und ſpricht ſie heilig. Aber die Selbſtſucht iſt doch nur ſo viel wert, als der Wert deſſen iſt, der ſie hat. Und wie viele ſolcher Adelsmenſchen und Herrennaturen gibt

es denn? immer nur ganz wenige, und alle anderen sind um ihrerwillen da und haben die Pflicht, für sie sich zu opfern. Also Selbstsucht für die wenigsten, Opfer, Altruismus, Pflicht für alle andern! Aber auch die großen Einzelnen sind nicht nur für sich selber da. Im Reiche Zarathustras erginge es ihnen etwa wie den Philosophen in Platons Staat: sie müßten über und für die andern herrschen und dazu sich selbst überwinden und sich selbst zum Opfer bringen. So klingt Nietzsches Moral schließlich doch — altruistischer und sozialer aus, als es erst den Anschein hatte.

Aber lassen sich denn nun die Vielzuvielen die Herrschaft dieser Wenigen gefallen! eine Moral sich gefallen, in der nur diese Wert haben, sie gar nichts sind? Natürlich nein, das zeigt die Geschichte der Moral. Nicht die Vornehmen beherrschen mit ihren Werten die moralische Welt, gesiegt haben vielmehr im Sklavenaufstand der Moral die Minderwertigen und Gemeinen, historisch die Juden und die Christen über die Imperiumsmenschen Roms, der Plebejer Luther über die Renaissancemenschen des 15. und 16. Jahrhunderts. Das war die große Umwertung und Entwertung der vornehmen Werte vor 1900 und vor 400 Jahren. Auch diese Klitterung von dem Sklavenaufstand in der Moral ist übrigens nicht original, sie steht schon bei Platon im Gorgias, dort trägt sie (482 f.) Kallikles vor, es ist also die alte sophistische und durchaus unhistorische Lehre von der Entstehung der Moral.

Aber historisch oder nicht, darauf kommt es Nietzsche auch nicht an; was er lehren will, ist das Nebeneinander zweier Moralen: Moral ist heute in Europa Herdentiermoral, gut ist, was der Herde nützlich ist, das Mittelmäßige und das Gemeine, lauter Kleineleutemoral; und diesen kleinen Leuten gilt als böse, was in der andern Moral gut ist, das Vornehme, das Mächtige, das Herrschende, das was den einzelnen über die Herde hinaushebt und der Herde Furcht einflößt. Das Schlimmste aber ist, daß dadurch die Herrennaturen selbst angesteckt worden sind und nun mit schlechtem Gewissen tun, was diese Napoleonsmenschen früher unschuldbewußt und frohlockend als ihr gutes Recht getan haben. So macht die Kultur krank, weil sie gerade den höheren Menschen zum Sklaven macht: in diesem Gedanken zeigt sich der Rousseausche Zug in Nietzsches

Moral. Ihren Triumph aber feiert diese Sklavenmoral in der Askese. Für Dekadenten und Pessimisten ist diese freilich wertvoll, für sie haben die Priester dieses Heilmittel erfunden, das sie vom Leben und vom großen Menschenekel erlösen soll; nur schade, daß dieses Heilmittel die Kranken noch kränker macht, die Gesundheit erst recht schädigt, und darum ist sie schädlich, ist ein Naturwidriges und sich selbst Aufhebendes — Leben gegen Leben, also weg mit ihr und mit allen asketischen Idealen, weg mit dieser ganzen Kleineleutemoral und zurück zu den alten echten Werten der Vornehmen und genialen Ausnahmemenschen! So ist Nietzsches Moral nicht eine neue Wertung, sondern die Herstellung der alten richtigen Werte: der Sklavenaufstand hat die Umwertung dieser richtigen Werte vollzogen, Nietzsche will das wieder aufheben, diese richtigen Werte wieder zur Geltung bringen, seine neue Moral ist in Wahrheit — die alte Moral.

Es ist Nietzsches Verdienst, die Fahne des Individualismus, die im sozialistischen Zeitalter am Boden schleifte, wieder kräftig aufgehoben und uns die Pflicht der Selbstbehauptung zum Bewußtsein gebracht zu haben. Auch steckt in unserer Moral mit ihren asketischen Idealen viel veraltetes und unwahres; daher arbeitet auch seit lange schon die Wissenschaft der Moral an einer Umbildung der sittlichen Werte und ist Nietzsche dankbar für seinen kräftigen Vorstoß. Aber seinen Werten gegenüber darf man doch immer wieder fragen: wer gehört denn zu jenen wenigen Ausnahmemenschen? und vor Beantwortung dieser Gewissensfrage noch einmal an Goethe erinnern: Wie weit bist du von andern unterschieden? Wenn das sogar ein Goethe sagt, dann werden die Vielzuvielen immer die Mächtigeren und die Siegreichen sein; und daher ist keine Aussicht, daß wir unsere alte Moral daran geben und uns dafür eine solche gefallen lassen sollten, die uns zu Sklaven macht im Dienste derer, die unbescheiden genug sind, sich für Übermenschen zu halten.

Wir Psychologen! wir Immoralisten! Ebensogut könnte Nietzsche auch sagen: wir Atheisten! Auch Schopenhauer war Atheist oder wollte es doch sein; im Hintergrund lauert freilich bei ihm der Pantheismus des All-Einen Willens. Und zum Schluß nimmt seine Philosophie eine mystische oder

geradezu christliche Wendung: der Pessimist, der am Leben leidet, sucht Erlösung und findet sogar eine dreifache: das geniale Sichversenken in die Kunst, vor allem in die Musik, die Moral des gewöhnlichen Menschen, die im Mitleid den Egoismus überwindet, und die Askese, die zur Verneinung des Lebenswillens führt. Für dieses letzte und höchste Ziel hat er neben dem christlichen Begriff der Askese auch den indischen Begriff des Nirwana, der ja nicht das reine Nichts, sondern ein seliges Auf- und Untergehen in mystisch-ekstatischer Verzückung bedeutet.

Noch komplizierter ist das Verhältnis Nietzsches zur Religion. Bald genug hat er aufgehört ein Christ zu sein. Aber in seiner dionysischen Periode nimmt er sich des Religiösen an gegen Euripides und Sokrates, die den Mythus aus der Tragödie und Gott von der Bühne weggetrieben haben, und gegen D. Fr. Strauß, den er auch als Mythenzerstörer bekämpft. Aber auch da hält er das Religiöse und Christliche doch selber nur für ein mythisches, und an Mythen glaubt der Gebildete nicht, so hoch er sie auch ästhetisch zu schätzen vermag. So verhält sich Nietzsche zur Religion ästhetisch, nicht gläubig.

In seiner positivistischen Periode, nach dem Bruch mit Wagner schwindet auch diese ästhetische Anerkennung des Mythus, er verdenkt Wagner seinen Parsifal, weil er in diesem christlich posiert, und fürchtet, daß Wagners Wirkungen zuletzt dem Katholizismus zugute kommen. Sein Positivistenbuch widmet er dem Freigeist Voltaire, und in demselben stellt er die Wissenschaft hoch über die Religion, die wir in einem Zeitalter wissenschaftlicher Kultur nicht mehr brauchen. Ihr ist es nicht um Wahrheit zu tun, sondern sie hält für wahr, was sie als wertvoll wünscht oder als machtvoll fürchtet. Überdies ist nicht genug Liebe in der Welt, um davon an eingebildete Wesen wegschenken zu dürfen.

Unter dieses allgemeine Verdammungsurteil fällt auch das Christentum: es ist Romantik, damit ist für den Positivisten alles gesagt; das christliche Erlösungsbedürfnis scheint ihm eine Verirrung der Vernunft und der Phantasie zu sein. Den Stifter des Christentums hält er für den liebevollsten Menschen, aber — wenn er wirklich die Absicht hatte, die

Welt zu erlösen, hat er sie denn erlöst? Ebenso findet er für Luther noch manches gute Wort, aber sein Werk tritt zurück hinter die Renaissance. Wenn Luther verbrannt worden wäre, wäre die Morgenröte der Aufklärung vielleicht etwas früher und mit schönerem Glanz, als wir jetzt ahnen können, aufgegangen.

Das sind doch schon dieselben Gedanken wie in seinem „Antichrist", nur ohne Haß und Leidenschaft, in gedämpften Tönen vorgetragen. Wohl war die Zarathustraperiode wieder dionysisch, romantisch; wenn ihm trotzdem die christliche Romantik verhaßt bleibt, so trägt daran die Schuld sein Gegensatz gegen die asketische Moral des Christentums. Darum ist auch Zarathustra „gottlos" und verkündigt, daß der alte Gott, an den einst die ganze Welt geglaubt hat, nicht mehr lebe, sondern gründlich tot sei. So ist Nietzsche auch jetzt Atheist und rühmt sich in grellen Tönen dieser seiner „Gottlosigkeit".

Aber wichtiger als der Atheist ist ihm der Antichrist. Christentum und Buddhismus sind als Religionen der asketischen Ideale nihilistische, Dekadenten-Religionen. Doch ist der Buddhismus vornehmer und stellt richtiger als das Christentum die Frage: wie komme ich vom Leiden los? Und höher steht auch das Judentum oder vielmehr das alte Testament mit seinen großen Menschen, seiner heroischen Landschaft und seiner unvergleichlichen Naivität des starken Herzens. Aber freilich — was haben die jüdischen Priester daraus gemacht? einen stupiden Heilsmechanismus von Schuld und Strafe, von Frömmigkeit und Lohn; so haben sie ihre große Volksvergangenheit mit einem Hohn ohnegleichen gegen jede Überlieferung, gegen jede historische Realität ins Religiöse übersetzt und umgelogen. Und auf diesem falschen Boden wuchs dann das Christentum auf mit seiner Todfeindschaft gegen jede Realität, wie sie bisher nicht übertroffen worden ist.

Von dem Stifter weiß er auch jetzt nicht allzuviel zu sagen, für eine Psychologie des Erlösers muß er bei anderen, vor allem bei D. Fr. Strauß Anleihen machen. Er lobt Jesus in seinem Kampf gegen die jüdischen Priester als heiligen Anarchisten, vor allem aber begreift er ihn als den großen Symbolisten, der nur innere Realitäten gelten ließ, dagegen alles Natürliche, Zeitliche, Räumliche, Historische bloß als

Zeichen und Symbol und als Gelegenheit zu Gleichnissen verstand. Was er lehrte, war „eine einfache Praktik“: aber das Christentum hat daraus in völligem Mißverstehen des ursprünglichen Symbolismus eine große Wundertäter- und Erlösergeschichte gemacht. Kleine Leute haben das Neue Testament geschrieben, das daher voll ist von kleiner Sektenwirtschaft und Rokoko der Seele, von lauter Verschnörkeltem, Winkligem und Wunderlichem. Und die ersten Christen sind lauter Anarchisten, die Dynamitarden und Totengräber des römischen Reichs gewesen. Durch sie wurde die ganze Arbeit der antiken Welt ein großes Umsonst, kam die Ghettowirtschaft der Seele oben auf. Und als sich in der Renaissance noch einmal eine große Gelegenheit zeigte, den vornehmen Werten der Herrenmenschen zum Sieg zu verhelfen, da kam der deutsche Plebejer Luther und stellte die Kirche wieder her. So existiert das Christentum noch heute als eine große Lüge weiter.

„Ich verurteile das Christentum!“ mit diesem Haß- und Fluchwort schließt der Antichrist, und damit verurteilt sich der, der so spricht, selbst: in solchen grellen, schrillen Tönen zeigt sich ja nur der Größenwahn und das deutliche Anzeichen des gleich darauf ausbrechenden Wahnsinns. Was man aber so leidenschaftlich haßt, das muß eine große Macht, ein innerer Feind sein, gegen den man sich auf diese fanatische Weise — vergeblich — zur Wehre setzt und sträubt. Daher der auch von andern geteilte Verdacht, daß Nietzsche in dem Augenblick, wo er den Antichrist schrieb, bereits auf dem Weg zum großen Symbolisten gewesen sei, daß eine neue Umkippung — ins Christliche bevorgestanden habe. Der Antichrist war Maske und Vordergrund, hinter dem sich der gewaltigste Umschwung vorbereitete. Cesare Borgia als Papst! Doch dieses groteske Schauspiel blieb der Welt erspart, der Antichrist ist Nietzsches letztes Wort dem Christentum gegenüber geblieben.

Aber das Christentum ist nicht die Religion: man kann es bekämpfen und doch Religion haben. Neben Moses und Jesus und Buddha giebt es noch andere Religionsstifter, und wirklich erhebt sich in Nietzsches Geist seit 1881 ein neuer Held, Zarathustra, der Stifter einer Religion der Lebensförderung und Tatkraft, in der die Menschen den Göttern als Wettkämpfer zur Seite treten und das Kommen eines

neuen Reiches herbeiführen helfen. Nicht eine Religion der Lebensverneinung, sondern eine Religion der Lebensbejahung ist es, was Nietzsche will und braucht; daher wählt er den Stifter der persischen Religion zum Helden seines Zarathustrabuches. Doch hat der Nietzscheſche Zarathustra mit dem historischen kaum etwas anderes als den Namen gemein; denn was er verkündigt, ist nicht die persische, sondern eine neue Religion.

Den Übermenschen verkündigt Zarathustra und die Moral des Über- oder des Herrenmenschen. Ist das alles? Scheinbar ja, vor allem deshalb, weil das Zarathustrabuch ein Fragment geblieben ist und die Hauptsache kaum angedeutet wird, und diese Hauptsache ist die Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen: „Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzählige Male leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge." Nietzsche beruft sich für diese Lehre auf eine Art Inspiration, in Wirklichkeit hat er sie aus dem altgriechischen Mystizismus der Pythagoreer. Sogar zu beweisen hat er sie versucht und um ihretwillen Physik studieren wollen. Ihre Bedeutung aber lag für ihn darin, daß wir damit das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben drücken: so wurde sie ihm zur Religion. Und zugleich entnahm er ihr den kategorischen Imperativ: Lebe so, daß du wünschen kannst und mußt wieder zu leben. Dasselbe ergiebt sich zugleich auch vom ästhetischen Standpunkt aus: nur ein ganz großes Kunstwerk will man immer wiedersehen, daher gilt es, sein Leben zu einem solchen Kunstwerk zu gestalten. So giebt diese Lehre dem Leben sein Schwergewicht, ohne sie lebt man nur ein flüchtiges Dasein.

Anfangs wird diese Lehre nur langsam sich Bahn brechen, allmählich aber muß sie siegen. Die nicht daran glauben, müssen „ihrer Natur nach" endlich aussterben; nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig; unter solchen aber ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat. Mit dieser Utopie schließt Nietzsches eschatologischer Zukunftstraum.

Das alles ist aber nur Entwurf und Skizze; im Zarathustra ist diese Lehre nur geheimnisvoll angedeutet, die Verkündigung sollte im 5. Buche folgen, und dieses Buch ist nicht geschrieben worden. In ihm sollte auch Zarathustras Ende erzählt werden: davon, wie die Menschen seine Lehre aufnehmen, hängt es ab, ob er tragisch endigt oder siegreich. Wir haben verschiedene Entwürfe dazu: den Gedanken Nietzsches entsprechen wohl die am besten, in denen Zarathustra sein neues Reich mit neuen Gesetzestafeln, einem neuen Adel und neuen Arbeitssklaven gründet und vor Glück über die Zustimmung der Festversammlung zu dieser neuen Ordnung der Dinge und vor allem zu seiner neuen großen Lehre stirbt. Aber zur Gestaltung dieser dramatischen Schlußpartie fehlte es Nietzsche an dramatischer Kraft und an positivem Gedankengehalt, auch ist er zu individualistisch, so daß er das Zarathustrareich nicht einmal in der Phantasie aufbauen konnte.

Und auch ein Persönliches hinderte ihn daran. Für die Edleren ist diese Lehre erdrückend. Noch einmal und immer wieder leben wollen — nur die ganz Gedankenlosen können sich darüber sofort freuen, und daher läßt er in anderen Entwürfen gerade deshalb Zarathustra tragisch enden, weil zunächst nur „das Gesindel" diese seine Lehre annimmt. Aber auch Nietzsche glaubte an diese Lehre; was man aber glaubt, muß man auch wollen, also auch dieses Leben immer wieder leben wollen. Dazu muß man das Leben lieb haben, Nietzsche aber litt am Leben und hatte es nicht lieb; und nun soll er es gerade so immer aufs neue durchleben, das war für ihn ein grauenhafter Gedanke. Allein er war eine heroische Natur, darum biß er die Zähne zusammen und zwang sich zum Glauben an dieses Unerträgliche. In diesem Leidenszug liegt die Tiefe und das Pathos der Zarathustradichtung. Damit er aber wollen kann, was er glauben muß, muß er das Leben so gestalten und umschaffen, daß es lebenswert wird, denn ohne Seligkeit keine Religion. Daher die Apotheose des Lebens und der Lebensbejahung, und daher die Lehre vom Übermenschen: nicht nur der kleine Mensch, auch der Übermensch kehrt ewig wieder — damit erst ist der Wiederkunftsgedanke für ihn erträglich geworden, scheinbar gerechtfertigt. Weil aber das fünfte Buch fehlt, steht nun der Übermensch im

Mittelpunkt des Zarathuſtrabuches und wird zur Hauptſache, was er doch von Haus aus nicht war und nicht ſein ſollte.

Das iſt Nietzſches Religion, eine haltloſe Phantaſterei freilich und in ihrem ewigen Einerlei und in der Langeweile des ſinnlos ewigen Wiederkehrens ein geradezu troſtloſer Gedanke. Daß ſie Nietzſche auf die Dauer befriedigt hätte, iſt nicht anzunehmen, ſonſt hätte er ſie trotz aller Hinderniſſe und Hemmungen dennoch geſtalten müſſen; eben daher wird es uns auch begreiflich, daß an die Stelle dieſer Wiederkunftslehre ſchließlich doch noch der Umſchlag hinüber zum großen Symboliſten hätte treten können.

Zum Schluß ein Geſamtbild und eine Geſamtbeurteilung zu geben, geſtattet die Zeit nicht; es wäre aber auch ſchwer bei dieſem vielgeſtaltigen, wandlungsreichen Proteus, den ſelbſt Odyſſeus nur mit Götterrat und Götterhilfe hätte feſthalten können. Auch giebt es bei dem Modephiloſophen noch kein abſchließendes Urteil, noch ſind wir mitten in der Arbeit des Ausſcheidens und Aſſimilierens. So konnte ſein Bild nur gezeigt werden, wie es ſich Zug um Zug in ſeinen ſchillernden Farbentönen und in allen ſeinen Sprüngen und Widerſprüchen, ſeinen Paradoxien und Kraßheiten vor uns ausbreitet; darin liegt zugleich auch Urteil und Kritik.

Die Stadt Frankfurt am Main zur Zeit der Revolutions- und Befreiungskriege 1792—1816.[1]

Von Stadtarchivar Dr. Rudolf Jung in Frankfurt a. M.

Die Stadt Frankfurt, die nach den neueſten Forſchungen zweifellos zu den älteſten Städten Deutſchlands, zu den Römerſtädten gehört, hat in ihrer langen, mehr als 18 Jahrhunderte umfaſſenden Geſchichte keine Zeit erlebt, die ſo überreich an politiſchen und militäriſchen Ereigniſſen in raſchem Wechſel von Krieg und Frieden, ſo überreich aber auch an Wandlungen im Innern geweſen wäre, als gerade das Vierteljahrhundert vom Ausbruche der franzöſiſchen Revolution bis zum Sturze Napoleons. Die im Sturme der Zeit mühſam und mit harten Opfern immer wieder bewahrte Unabhängigkeit geht verloren; aus der alten Reichsſtadt wird die Reſidenzſtadt eines Rheinbundsfürſten, der vorerſt die alte reichsſtädtiſche Verfaſſung und Selbſtverwaltung ſchonend beſtehen läßt, bald aber auch dieſen kümmerlichen Reſt früherer Selbſtändigkeit beſeitigt und die Verwaltung der Landeshauptſtadt demſelben Muſter unterwirft, das für die Verwaltung auch der kleinſten Gemeinden ſeines Staates dient; die Befreiung Deutſchlands bringt auch der Stadt Frankfurt die Freiheit wieder, ſie gibt ihr eine weit ſelbſtändigere Stellung im deutſchen Bunde, als die Reichsſtadt jemals im alten Reiche gehabt hatte; ſie wird ein Mitglied und zugleich die Hauptſtadt dieſes Bundes. Aus der ſich von

---

[1]) Die einzelnen wichtigeren Literaturangaben mögen ſolchen, die dadurch zu näherem Eindringen veranlaßt werden, ein Wegweiſer ſein; aber gerade der intereſſanteſte Teil aus der vielbewegten Geſchichte Frankfurts um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, die innere Wandlung der Stadt und ihrer Bewohner, harrt noch näherer Erforſchung und Aufklärung.

der Außenwelt abschließenden Reichsstadt wird eine moderne deutsche Großstadt im Mittelpunkte des deutschen Verkehrs.

Unter den 51 Reichsstädten, welche das heilige römische Reich deutscher Nation im 18. Jahrhundert zählte, steht Frankfurt nach der Zahl seiner Bewohner an zweiter Stelle, nach dem Ansehen, dessen es sich im Reiche erfreute, an der ersten.[3]) Seit 1356 war es die gesetzliche Wahlstadt des Reiches, nachdem schon von 1152 an die meisten Königswahlen hier stattgefunden hatten; seit 1562 war es auch die faktische Krönungsstadt. Bei jedem Regierungswechsel trat die Stadt in den Vordergrund des politischen Interesses, der hohle Pomp der Krönungsfeierlichkeiten, die Zusammenkunft der in- und ausländischen Fürsten und ihrer Vertreter gaben ihr das Ansehen der zeitweiligen Hauptstadt Deutschlands. Weit wichtiger für Frankfurt war seine Bedeutung als Handels- und Meßplatz. Mit vollem Verständnis pflegte die Stadtverwaltung die Entwickelung des Großhandels durch Gewährung jeder Freiheit in der Bewegung und durch eine vorsichtige Besteuerung. Die jährlich zweimal stattfindenden Messen wurden aus ganz Deutschland und den benachbarten Staaten zahlreich besucht, nicht nur von Kaufleuten, sondern auch von einer großen Menge schau- und vergnügungslustiger Fremden. Die Stadt mochte gegen 1790 etwa 40000 Einwohner zählen; sie wohnten fast alle in dem Raume, der von den Festungswerken in Frankfurt und Sachsenhausen eingeschlossen wurde; die rechts-

[3]) Über die Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Frankfurt in ihren letzten Zeiten ist Johann Anton Moritz' Versuch einer Einleitung in die Staatsverfassung der Reichsstadt Frankfurt (zwei Teile, Frankfurt 1785, 1786) ein trefflicher, gewissenhafter Führer, in welchem auch die ältere Litteratur vollzählig angegeben ist. Die ähnlichen Werke von Faber und Gaudelius beruhen auf Moritz, ersteres ist geradezu Plagiat aus Moritz und anderen zeitgenössischen Werken. Eine Gesamtschilderung der Stadt gibt Philipp Jakob Gercken in seiner historisch-statistischen Beschreibung der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. (Worms 1788). Auf Goethes „Dichtung und Wahrheit" und die sich daran anschließende Goethelitteratur braucht nicht besonders verwiesen zu werden; v. Loepers Kommentar bedürfte jetzt einer gründlichen Durch- und Umarbeitung. Von anderen Darstellungen der reichsstädtischen Verhältnisse des ausgehenden 18. Jahrhunderts sind Kriegks Brüder Senckenberg (Frankfurt 1869) und Darmstaedter, Das Großherzogtum Frankfurt (Frankfurt 1901) zu nennen; bei beiden erscheint die Reichsstadt mehr als Hintergrund.

mainische Altstadt zeigte in ihren krummen Gassen und Gäßchen noch ganz die mittelalterliche Anlage, die Neustadt zwischen den heutigen „Graben"- und „Wall"-Straßen war weiter angelegt und vielfach von Höfen und Gärten durchsetzt.[3]) Von der Einwohnerschaft der Stadt und ihres Gebietes — zu diesem gehörten die Dörfer Niederrad, Oberrad, Bornheim, Bonames, Dortelweil, Nieder-Erlenbach, Hausen, die Hälfte von Niederursel, Sulzbach und Soden; die beiden letzteren Dörfer besaß die Stadt mit Kurmainz, Niederrad mit dem Deutschorden gemeinsam[4]) — waren nur die Bürger im Besitze von politischen Rechten, aber nur das lutherische Bekenntnis verlieh die Fähigkeit, dem Rate anzugehören oder ein städtisches Amt zu bekleiden; es war schwer für einen Auswärtigen, in diesen Kreis einzudringen, denn außer den Bürgerskindern wurden gewöhnlich nur „ehrbare und habhafte" Ausländer gegen ein hohes Eintrittsgeld und die Verpflichtung, Bürgerswitwen oder Bürgerstöchter zu heiraten, aufgenommen. Die Beisassen, die Untertanen auf dem Lande und die von der christlichen Einwohnerschaft auch in ihrem Wohnort scharf geschiedenen und in Handel und Wandel sehr eingeschränkten Juden[5]) waren von jedem Anteil an der Stadtverwaltung ausgeschlossen, während die katholische Geistlichkeit und die Kommenden des Deutschen und des Johanniter-Ordens dem Rate der Stadt selbständig gegenüberstanden.

An der alten aristokratischen Verfassung der Stadt hatte die revolutionäre Bewegung unter Vincenz Fettmilch im Anfange des 17. Jahrhunderts[6]) nichts geändert: die Geschlechter und die zu ihnen haltenden Familien der Juristen und Großkaufleute herrschten bis ins 18. Jahrhundert ohne Kontrolle von seiten der Bürgerschaft. Das Patriziat und sein Anhang hatten die beiden ersten Bänke (Schöffen und Jungherrn) des

[3]) Über die Einwohner Frankfurts und ihre Lebensbedingungen vgl. Behrends, Der Einwohner in Frankfurt a. M. in Absicht auf seine Fruchtbarkeit, Mortalität und Gesundheit ꝛc. (Frankfurt 1771).

[4]) Schulin, Die Frankfurter Landgemeinden, herausgegeben von Jung (Frankfurt 1895).

[5]) Bender, Der frühere und jetzige Zustand der Israeliten zu Frankfurt a. M. (Frankfurt 1833).

[6]) Kriegk, Geschichte von Frankfurt a. M. (Frankfurt 1871) S. 257—417.

allmächtigen, ſich ſelbſt ergänzenden Rates inne; die dritte Bank war den Vertretern der Handwerker vorbehalten, aber nur ſolchen, welchen die Geſchlechter auf den beiden erſten Bänken keine unbequeme Oppoſition zutrauten; dieſe gefügigen Handwerker des Rates haben im politiſchen Leben der Stadt niemals eine Rolle geſpielt. An der Spitze des Rates ſtand als Vertreter der Majeſtät des Kaiſers der Stadtſchultheiß als erſter unter Gleichen; die Leitung der Geſchäfte lag den beiden alljährlich wechſelnden Bürgermeiſtern ob, von denen der ältere aus den Schöffen, der jüngere aus den Jungherren gewählt wurde. Von dem größten Einfluß waren die Syndiker, meiſt von auswärts berufene Juriſten zur Beratung des Rates in allen Angelegenheiten, nicht nur in juriſtiſchen. Für die wichtigeren Geſchäftszweige gab es beſondere Ämter unter Ratsdeputierten. Die über die Alleinherrſchaft der Geſchlechter erbitterte Bürgerſchaft wandte ſich im Anfange des 18. Jahrhunderts mit Beſchwerden an den kaiſerlichen Hof. Mehrere von dieſem niedergeſetzte Kommiſſionen unterſuchten eingehend die bisherige Verfaſſung und Verwaltung der Stadt und brachten ihr eine völlige Neuordnung der inneren Verhältniſſe, welche auf der Teilnahme der Bürgerſchaft an der Verwaltung der öffentlichen Gelder beruhte. 1716 trat das Kolleg der Neuner als Rechnungsprüfungsamt, das ſchon kurze Zeit in der Fettmilch-Bewegung beſtanden hatte, wieder ins Leben; 1732 wurde das wichtigere Kolleg der Einundfünfziger zur Mitwirkung bei der Bewilligung der Ausgaben, zur Kontrolle der laufenden Finanzverwaltung und zur Aufſicht bei den Ratswahlen eingeſetzt. Dem Rate blieb ſein Recht der Selbſtergänzung, ſeine Machtfülle war beſchränkt, ſeine Unverantwortlichkeit beſeitigt. Die Einundfünfziger, die wie die Neuner das erſtemal von der Bürgerſchaft gewählt worden waren, erhielten das Recht der Selbſtergänzung: ſie haben ſich aus gewiſſen Familiengruppen und Intereſſentenkreiſen, hauptſächlich aus dem wohlhabenden, mittleren Handelsſtande ihre Erſatzleute geholt, während der Rat ſeine Mitglieder nach wie vor aus den Patriziergeſellſchaften Alt-Limpurg (welche das Recht auf 14 Ratsſitze hatte) und Frauenſtein (mit dem Recht auf 6 Ratsſitze), ſowie aus den Kreiſen der Juriſten und des Großhandels wählte; Reformierten und Katholiken blieb der Rat wie früher verſchloſſen. Der Inhalt der

Frankfurter kommunalen Politik des 18. Jahrhunderts ist der beständige Kampf des Rates mit dem Bürgerkolleg, welches fortwährend dank einer dehnbaren Instruktion über seine eigentliche Befugnis, die Aufsicht über die Verwendung städtischer Mittel, hinausgreifen will; in diesem Kampfe finden wir die Herren des Rates meist auf der Seite des Fortschrittes und der Aufklärung, die Bürgerlichen dagegen häufig in einer von kleinen, spießbürgerlichen Gesichtspunkten eingegebenen Opposition.

In der sozialen Schichtung der Einwohnerschaft nahmen die Geschlechterfamilien der Gesellschaft Alt-Limpurg immer noch den ersten Rang ein. Der zweite gebührt einer Anzahl von Juristen- und Großkaufmannsfamilien, deren Mitglieder durch ihre Tätigkeit in der Stadtverwaltung neben den nicht sehr talentreichen Limpurgern oder durch ihren im Handel erworbenen Reichtum emporgekommen waren; ein Teil dieser Familien zählte zur Gesellschaft Frauenstein; sie bewarben sich mit Vorliebe um Adelsbriefe.[7]) Nach dieser Aristokratie des Titels und des Geldbeutels kommen als dritter Rang die mittleren Kaufleute, die reich gewordenen Handwerker, die akademisch Gebildeten; aus diesen Kreisen ergänzte sich das Bürgerkolleg. Besondere kleinere, aber scharf abgeschlossene Gruppen bildeten die reformierten Großkaufleute, die Nachkommen der Ende des 16. Jahrhunderts eingewanderten Niederländer und Franzosen, und die italienischen Handelsleute katholischen Bekenntnisses. In der untersten Klasse waren die kleinen Geschäftsleute und Gewerbetreibenden vereinigt, sie waren mit der Gewerbepolitik des Rates, die sie gegen die Konkurrenz von außen und innen schützte, wohl zufrieden und verzichteten auf politischen Ehrgeiz. Diese Klassen lebten nicht in kastenartiger Abgeschlossenheit neben einander; der Aufstieg von der einen zur anderen war der akademischen Bildung, dem Gelde und dem wohlklingenden Titel recht gut möglich.[8]) Wie verschieden

[7]) Dietz, Frankfurter Bürgerbuch (Frankfurt 1896) S. 178—185.

[8]) Z. B. Friedrich Georg Goethe wandert 1686 als Schneider ein; durch die Heirat mit der Gastwirtswitwe Cornelia Schelhorn wird er ein wohlhabender Gasthofbesitzer; sein Sohn Hermann Jakob kehrt als Zinngießer zum Handwerker zurück, der jüngere dagegen, Johann Kaspar, erwirbt sich den Titel eines kaiserlichen Rates und stellt sich so dem Schultheißen, den ältesten Schöffen und dem ersten Syndicus im Range gleich.

auch diese Klassen unter sich und wie bunt sie auch in sich zusammengesetzt waren, sie alle verband und erfüllte ein stark ausgeprägter Bürgerstolz.

Mit der Verwaltung der Stadt durch die herrschenden Kreise war die Bürgerschaft im allgemeinen recht zufrieden. Das Budget der Stadt, die ja Staat und Gemeinde war, belief sich in normalen Jahren auf etwa eine halbe Million Gulden; die staatlichen Leistungen erforderten etwa 25 Prozent der Ausgaben, für die kommunalen Zwecke blieben 75 Prozent übrig. Die Hauptausgaben bestanden in den Kosten für das städtische Beamtenheer, das Bauwesen und die Verzinsung der städtischen Schuld; die Haupteinnahmen in den direkten und indirekten Steuern, den Torzöllen und in zahllosen von allen Ämtern erhobenen Gebühren. An der Schatzung, d. h. der Steuer von 1/3 Prozent des erklärten Vermögens hat man seit dem Ende des 16. Jahrhunderts festgehalten: Da die Deklarationspflicht bei einem Vermögen von 15 000 Gulden bereits aufhörte und für dieses wie für die höheren Vermögen die höchste Steuer nur 50 Gulden betrug, so hatten gerade die wohlhabenden Bürger an der Beibehaltung dieses Steuersystems ein begreifliches Interesse. Wenn auch die Verwaltung mit einem kostspieligen und schwerfälligen Apparat arbeitete, wenn es auch an Vetternwirtschaft und Korruption[9]) nicht gefehlt hat, so war sie doch nicht schlechter und nicht besser, als in den anderen gleichgroßen Reichsstädten.

Alle Kreise der Bevölkerung waren erfüllt von Lebens- und Genußfreude, der rege Handels- und Meßverkehr hielt die Bürgerschaft in fortwährender Berührung mit der Außenwelt. Die Bildung der höheren Kreise war wesentlich französisch; die Bildung der mittleren und niederen Bürgerschaft war dank den jämmerlichen Privatschulen eine recht bescheidene. Nur das Gymnasium war eine städtische Schule; das übrige Unterrichtswesen wurde dem Betriebe von privaten Schulmeistern oder von nichtlutherischen Religionsgemeinden über-

[9]) Kriegk, Die Brüder Senckenberg, liefert hierfür zahlreiche Beispiele. Selbstverständlich darf J. E. Senckenberg, der Senator, nicht als das Beispiel eines Frankfurter Ratsherrn im 18. Jahrhundert aufgestellt werden; er war ein Übermensch an Korruption jeder Art!

laſſen.[10]) Das Luthertum war das herrſchende Bekenntnis, die Staatskirche, für deren Bedarf die Stadtkaſſe aufzukommen hatte; die anderen Religionsgemeinden hatten ihre Koſten ſelbſt aufzubringen. Groß war der Einfluß der lutheriſchen Geiſtlichkeit im öffentlichen wie im privaten Leben; durch das zum Teil mit Geiſtlichen beſetzte Konſiſtorium wachte es über die öffentlichen und die privaten Schulen und über die öffentliche Sittlichkeit. Aber auch in anderen Angelegenheiten ſprach die Geiſtlichkeit ein gewichtiges Wort mit: mit aller Energie hat ſie der Errichtung eines ſtädtiſchen Schauſpielhauſes in Gemeinſchaft mit den bürgerlichen Kollegien, aber vergeblich, entgegengewirkt; gerade in dieſer Angelegenheit war der Rat auf der Seite des Fortſchrittes und hat die Erbauung des Hauſes durch Anrufung der kaiſerlichen Autorität durchgeſetzt.[11]) Wenn die Behörden die Pflege von Kunſt und Wiſſenſchaft nur wenig übten (z. B. bei der Ausſchmückung des Römers für die Zeiten von Wahlen und Krönungen 1730 ff.,[12]) durch Unterhaltung der Stadtbibliothek,[13]) ſo fanden beide um ſo freudigere Aufnahme in den Kreiſen der wohlhabenden Bürgerſchaft; dafür ſprechen die zahlreichen privaten Bibliotheken und die Sammlungen von Gegenſtänden aus der Natur und der Kunſt; auch der ausgedehnte, wenn ſchon im Niedergange befindliche Buchhandel, und eine Reihe hier verlegter Bücher und Zeitſchriften weiſen auf ein reges geiſtiges Leben hin. Der Kunſtſinn der Bürgerſchaft zeigt ſich vielfach in der künſtleriſchen Ausſtattung der Wohnhäuſer im Äußeren und Inneren, die vorerſt noch ſchlicht und einfach gebaut wurden, bis mit dem 1786 errichteten Schweitzerſchen Hauſe auf der Zeil, dem

[10]) Eiſelen, Geſchichte des deutſchen Schulweſens in Frankfurt a. M. bis zur Gründung der Muſterſchule ꝛc. (= Feſtſchrift der Muſterſchule 1880). Über das höhere Schulweſen gibt es eine Reihe von Monographien, aber noch keine Geſamtdarſtellung. Über die Zuſtände im Gymnaſium gegen Ende des 18. Jahrhunderts vgl. Grotefend, Der Prorektor, im Archiv für Frankfurts Geſchichte und Kunſt, dritte Folge. Bd. IV, S. 1—62.

[11]) v. Oven, Das erſte ſtädtiſche Theater zu Frankfurt a. M. 1791—1872 (vgl. Neujahrsblatt des Vereins für Geſchichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. für 1872).

[12]) Wolff und Jung, Die Baudenkmäler in Frankfurt a. M. Bd. II (Frankfurt 1898), S. 159 ff.

[13]) Die Stadtbibliothek in Frankfurt a. M., herausgegeben von Ebrard (Frankfurt 1896).

späteren Russischen Hof, eine reichere Bauart aufkam. Die öffentlichen Bauten der Stadt (Hauptwache 1730, Römerfassade nach dem Paulsplatz 1731, Schauspielhaus 1782) sind bescheiden im Vergleiche zu den Fürstenpalästen des Hoch- und Deutschmeisters (1709), des Fürsten von Thurn und Taxis (1734) und des Landgrafen von Hessen (1757). Von jeher erfreute sich das Theater in der Meß- und Handelsstadt einer besonderen Pflege; die Errichtung eines ständigen Schauspielhauses von seiten der Stadt (1782), die Bildung einer Aktiengesellschaft von seiten wohlhabender Theaterfreunde zur Unterhaltung einer stehenden Bühne (1791) hat das Frankfurter Theater mächtig gefördert; daß in den 80er Jahren Schillers vier Jugenddramen hier zu den beliebtesten, am meisten aufgeführten Stücken gehören, wird ihm allezeit zur Ehre gereichen.[14])

Es hat im Frankfurt des 18. Jahrhunderts ein reges geistiges Leben geherrscht; es hat an geistiger Anregung für Fremde und Einheimische niemals gefehlt; das lehren alle Schilderungen von Zeitgenossen. So wenig die Darstellungen, die sich lediglich auf Goethes sonnige Erzählung gründen, ein getreues Bild der Reichsstadt geben können, so falsch sind die Darstellungen neuerer Goethe-Biographen, die Goethe trotz Frankfurt groß werden lassen, die das öffentliche und geistige Leben seiner Vaterstadt als in jeder Beziehung hinter der Zeit zurückgeblieben darzustellen belieben.

Der inneren Erschütterung durch den Verfassungskampf folgte die äußere im siebenjährigen Krieg, in welchem die Reichsstadt bei aller Sympathie für den heldenmütigen Kampf des Preußenkönigs offiziell auf die Seite des Kaisers und der ehrlich gehaßten Franzosen treten mußte. Die mehrjährige Besetzung durch die Franzosen brachte der Stadt auch manche Verbesserungen; der Königsleutnant Graf Thoranc veranlaßte

[14]) Über das Theater vor der Eröffnung des städtischen Komödienhauses außer von Oven (Anm. 11): Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. (Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge, Bd. IX, Frankfurt 1882). — Über das Theater nach 1782 außer v. Oven: Mentzel, Schillers Jugenddramen zum ersten Male auf der Frankfurter Bühne (im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. III, Frankfurt 1891, S. 238—300 und Bd. IV Frankfurt 1893, S. 64—160); ferner Bing, Rückblicke auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters, Bd. I, 1792—1842, Frankfurt 1892.

die Ratsherren unter freundlichen Formen, aber mit feſter Energie zu einer Reihe von gemeinnützigen Einrichtungen: zur regelmäßigen Beleuchtung und Reinigung der Straßen, zur Bezeichnung der Häuſer nach Quartieren und Nummern, zur ſchärferen Aufſicht über Spieler und lichtſcheues Geſindel jeder Art.[15]) Ruhig und friedlich verliefen dann für die Stadt die drei Jahrzehnte bis zum Ausbruche der franzöſiſchen Revolution. Handel und Gewerbe blühten auf, die Meſſen bewährten wieder ihre alte Anziehungskraft. Als die Bewegung in Frankreich ausbrach, iſt ſie gewiß von den regierenden Kreiſen wie von der Handelswelt mit ängſtlicher Spannung beobachtet worden, gewiß hat auch die Bürgerſchaft den Kampf des dritten Standes um die Gleichberechtigung ſympathiſch verfolgt — von irgend welcher Erregung in den Kreiſen der Einwohnerſchaft iſt aber nichts an die Öffentlichkeit getreten. Mit gewohntem Pompe und in aller Ruhe feierte man die Kaiſerkrönungen 1790 und 1792; es war das letzte Mal, daß die Reichsſtadt als Feſtort des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation vor ganz Deutſchland glänzte.

Mit ängſtlicher Vorſicht war der Rat der Stadt beſtrebt, einerſeits den Machthabern in Paris keinen Vorwand zur Klage zu geben und andererſeits ſeinen Pflichten gegen das Deutſche Reich getreulich nachzukommen; ſein Verhalten war nach beiden Richtungen hin ein korrektes. Man hinderte die Verbreitung revolutionärer Ideen in Schrift und Wort im Einverſtändnis mit den Nachbarſtaaten; wenn auch auf dem Wege des Handels revolutionäre Schriften in Frankfurt eindrangen, ſo zeigte ſich doch die Bürgerſchaft ihnen ebenſo unzugänglich wie den Werbungen jakobiniſcher Emiſſäre. Wie man dieſe fernzuhalten ſuchte, ſo verbot man aber auch den franzöſiſchen Emigranten ihre Werbungen, ihre Ankäufe an Kriegsmaterial und ihre Geldanleihen.[16])

[15]) Schubart, François de Théas Comte de Thoranc, Goethes Königslieutenant (München 1896). — Eine beſondere Veröffentlichung Grotefends über Thoranc in ſeinem Verhältnis zur Frankf. Stadtverwaltung ſteht bevor.

[16]) Kurzer Bericht von Jung über einen von ihm gehaltenen Vortrag betr. die Beziehungen Frankfurts zu Frankreich in den erſten Jahren der Revolution 1789—1792 im Korreſpondenzblatt der Weſtdeutſchen Zeitſchrift 1899 Nr. 125. — Eine ausführliche Arbeit darüber und über die Zeit bis 1795 iſt demnächſt von Prof. Kracauer zu erwarten.

Am Kriege von 1792 nahm Frankfurt nicht teil; die Reichsstadt lebte wie das Deutsche Reich im Frieden mit Frankreich. Um so erstaunter war man, daß der französische General Custine, der nach dem Rückzuge der verbündeten Preußen und Österreicher aus der Champagne einen kühnen Vorstoß das Rheintal hinab unternommen hatte, am 22. Oktober seine Truppen in Frankfurt einrücken und wegen angeblicher Begünstigung der Emigranten der Stadt eine Brandschatzung von zwei Millionen Gulden auferlegen ließ. Alle Verhandlungen um Erlaß oder Ermäßigung dieser Summe waren vergeblich; dank dem Patriotismus der Bürgerschaft in allen ihren Teilen gelang es dem Rat, wenigstens die Hälfte dieser Kontribution zusammenzubringen; den Erlaß der anderen Hälfte zu erwirken entsandte man eine Deputation nach Paris. Am 2. Dezember erstürmten die verbündeten Hessen und Preußen nach verlustreichem Kampfe, an den heute noch das Hessendenkmal erinnert, die Stadt und zwangen die Franzosen zur Übergabe. Das kluge Verhalten des Rates, das einmütige Zusammenstehen der Bürgerschaft gegenüber dem Feinde, der die Armen gegen die Reichen aufzustacheln versuchte, haben damals in ganz Deutschland ungeteilte Bewunderung gefunden; nur die Mainzer Klubbisten konnten sich in Verleumdungen gegen das aristokratische Frankfurt nicht genug tun, wo man die wehrlosen Verwundeten abgeschlachtet hätte; auf diese Verleumdungen ist der Haß gegen Frankfurt zurückzuführen, der die öffentliche Meinung in Frankreich lange beherrschte und der Stadt bei ihren späteren Verhandlungen mit der Republik viel geschadet hat.[17])

In den Jahren 1793—1795 war Frankfurt ein Hauptwaffenplatz der Verbündeten und hatte durch Einquartierung, Lieferungen und andere Kriegsleistungen viel zu leiden, zumal es auch nach der Erklärung des Reichskrieges sein kleines Kontingent ins Feld zu stellen hatte; bei jedem Wechsel des Kriegsglücks lebte man in der Furcht vor der Wiederkehr der Franzosen. Den Lockungen Preußens zum Anschluß an den Baseler Frieden und damit zur Neutralität war man nicht

[17]) Über den Einfall Custines vgl. Kriegks ausführliche Arbeit: Custine und die Erstürmung Frankfurts a. M. durch die Hessen im Jahre 1792, in seinen Deutschen Kulturbildern aus dem 18. Jahrhundert (Leipzig 1874), S. 192—262.

gefolgt. Das Jahr 1796 war ein Jahr des Schreckens für die Stadt.[18]) Durch die Beschießung in der Nacht des 13. zum 14. Juli zwangen die Franzosen die Österreicher zum Abzug und hielten vom 16. Juli bis zum 8. September die Stadt besetzt; sie erpreßten 4 Millionen Franken Kontribution, die Lieferungen und sonstigen Verluste konnte man mit weiteren 6 Millionen Franken bewerten. Nun suchte der Rat, dem Beispiele Preußens und anderer Reichsstände folgend, durch ein Sonderabkommen mit Frankreich der Stadt die Neutralität zu sichern. Private Unterhändler, der Frankfurter Kaufmann Detmar Basse und der Schriftsteller Konrad Engelbert Oelsner, vermittelten in Paris durch höchst interessante und schwierige Verhandlungen den Neutralitätsvertrag vom 29. Oktober 1796. Frankfurt erhielt von dem Direktorium Friede und Neutralität und die Befreiung von jeder Kontribution, nicht aber die Befreiung vom Durchmarsch und der Besetzung seitens der Franzosen. Diese haben aber in den Jahren 1797,[19]) 1799 und 1800 die Stadt und ihr Gebiet trotz des Vertrages mit Brandschatzungen und anderen Kriegsleistungen heimgesucht.

Auf dem Rastatter Kongreß[20]) haben die städtischen Gesandten das Heil ihrer Stadt im engen Anschluß an die Franzosen gesucht; ihnen zuliebe stimmten sie für die Abtretung des linken Rheinufers und die Säkularisationen und erlangten, daß der Kongreß die Unabhängigkeit Frankfurts bestätigte. Der Frieden von Luneville brachte 1801 die Erlösung von allen Kriegsleiden, die Regensburger Verhandlungen 1802—1803[21]) die Neuordnung Deutschlands; mit Nürnberg, Augsburg und den drei Hansastädten blieb Frankfurt Reichsstadt, es mußte seinen Anteil an Sulzbach und Soden an Nassau abtreten und erhielt dafür die Besitzungen der

[18]) Kracauer, Frankfurt a. M. und die französische Republik 1795—1797 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. III, S. 142—216.

[19]) Ebenda S. 205.

[20]) Kracauer, Frankfurt a. M. und die französische Republik 1797—1802 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. IV, S. 232—299.

[21]) Kracauer, Frankfurt a. M. und die französische Republik 1802—1803 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. VI, S. 255—313.

katholiſchen Stifte und Klöſter zu Eigentum. Dieſer materielle Gewinn darf nicht überſchätzt werden — ihm ſtanden große Verpflichtungen gegenüber; wichtiger waren die politiſchen Vorteile: die Unabhängigkeit mit der Neutralität in allen Kriegen des Reiches, die Erlangung der vollen Hoheit und Gerichtsbarkeit innerhalb des Stadtgebietes. Die Frankfurter Politik hat ſich in Raſtatt wie in Regensburg ebenſo unmoraliſch und antinational gezeigt, wie die der anderen kleinen Reichsſtände, nur dadurch aber hat ſie den Vorteil der Stadt wahren können.

Die politiſchen Schickſale der Stadt haben ihr im Inneren nicht etwa eine Zeit des Stillſtandes oder gar des Rückſchrittes gebracht; im Gegenteil, auf allen Gebieten und nicht zum wenigſten auf dem des geiſtigen Lebens macht ſich eine friſche fortſchreitende Bewegung bemerkbar. In patriotiſcher Einigkeit haben Rat und Bürgerkollegien für das Wohl ihrer Bürgerſchaft, für die gerechte Verteilung der ſchweren Laſten geſorgt. An ehrenhafter Oppoſition gegen die ſkrupelfreie Politik der leitenden Staatsmänner hat es in der Bürgerſchaft ſo wenig gefehlt wie im Rate; die Diſſentierenden haben ſich aber der Mehrheit gefügt und zum allgemeinen Beſten weitergearbeitet. Die einflußreichſten Männer in dieſer Zeit waren der Schöffe F. M. von Günderrode[22]) und der Syndikus Seeger; aber auch hervorragende Kaufleute wie S. M. Bethmann[23]) ſtellten ſich uneigennützig, geſtützt auf ihre weitreichenden Beziehungen als freiwillige Diplomaten, in den Dienſt der Stadt. Auch die Haltung der Bürgerſchaft war eine durchaus patriotiſche; eine revolutionäre, zugleich religiöſe und politiſche Bewegung in Sachſenhauſen, die kaum ernſt genommen werden konnte, wurde durch das kluge Verhalten des Rates beſänftigt.[24]) Aber auch in anderen Kreiſen der Einwohnerſchaft, insbeſondere bei den zahlreichen Handwerksgeſellen, iſt das

[22]) Bagge, Kurze Lebensbeſchreibung ꝛc. des Freiherrn F. M. v. Günderrode in der Einladungsſchrift der Muſterſchule 1825. — Kürzer Kriegk, Geſchichte, S. 553—555; Stricker, Neuere Geſchichte von Frankfurt a. M., S. 157—172.

[23]) Kriegk, Simon Moritz von Bethmann, in ſeiner Geſchichte, S. 523—536 und beſonders Simon Moritz v. Bethmann und ſeine Vorfahren (Frankfurt 1898).

[24]) Eiſelen, Geſchichte des deutſchen Schulweſens ꝛc. S. 33—34.

gefolgt. Das Jahr 1796 war ein Jahr des Schreckens für die Stadt.[18]) Durch die Beschießung in der Nacht des 13. zum 14. Juli zwangen die Franzosen die Österreicher zum Abzug und hielten vom 16. Juli bis zum 8. September die Stadt besetzt; sie erpreßten 4 Millionen Franken Kontribution, die Lieferungen und sonstigen Verluste konnte man mit weiteren 6 Millionen Franken bewerten. Nun suchte der Rat, dem Beispiele Preußens und anderer Reichsstände folgend, durch ein Sonderabkommen mit Frankreich der Stadt die Neutralität zu sichern. Private Unterhändler, der Frankfurter Kaufmann Detmar Basse und der Schriftsteller Konrad Engelbert Oelsner, vermittelten in Paris durch höchst interessante und schwierige Verhandlungen den Neutralitätsvertrag vom 29. Oktober 1796. Frankfurt erhielt von dem Direktorium Friede und Neutralität und die Befreiung von jeder Kontribution, nicht aber die Befreiung vom Durchmarsch und der Besetzung seitens der Franzosen. Diese haben aber in den Jahren 1797,[19]) 1799 und 1800 die Stadt und ihr Gebiet trotz des Vertrages mit Brandschatzungen und anderen Kriegsleistungen heimgesucht.

Auf dem Rastatter Kongreß[20]) haben die städtischen Gesandten das Heil ihrer Stadt im engen Anschluß an die Franzosen gesucht; ihnen zuliebe stimmten sie für die Abtretung des linken Rheinufers und die Säkularisationen und erlangten, daß der Kongreß die Unabhängigkeit Frankfurts bestätigte. Der Frieden von Luneville brachte 1801 die Erlösung von allen Kriegsleiden, die Regensburger Verhandlungen 1802—1803[21]) die Neuordnung Deutschlands; mit Nürnberg, Augsburg und den drei Hansastädten blieb Frankfurt Reichsstadt, es mußte seinen Anteil an Sulzbach und Soden an Nassau abtreten und erhielt dafür die Besitzungen der

[18]) Kracauer, Frankfurt a. M. und die französische Republik 1795—1797 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. III, S. 142—216.

[19]) Ebenda S. 205.

[20]) Kracauer, Frankfurt a. M. und die französische Republik 1797—1802 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. IV, S. 232—299.

[21]) Kracauer, Frankfurt a. M. und die französische Republik 1802—1803 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. VI, S. 253—313.

Mit der 1787 gewährten Erlaubnis an die beiden reformierten Gemeinden, Bethäuser ohne Türme und Glocken in der Stadt zu errichten, hatte man mit der bisherigen Kirchenpolitik, der ausschließlichen Begünstigung des lutherischen Bekenntnisses gebrochen. Die lutherische Kirche blieb die Staatskirche, die politischen Rechte der Reformierten und Katholiken wurden nicht erweitert. In dem neuen Senior Hufnagel wurde 1791 ein hervorragender Vertreter des Rationalismus für die Leitung des bisher in starrer Orthodoxie verharrenden lutherischen Prediger-Ministeriums gewonnen.[29]) Mit ihm beginnt auch für das städtische Schulwesen eine Zeit blühender Entwickelung; als Mitglied des Konsistoriums, dessen Direktor der aufgeklärte freidenkende Schöffe von Günderrode war, hatte Hufnagel hier eine maßgebende Stimme. Das Gymnasium erhob sich aus tiefem Verfall, der Unterricht wurde verbessert und den Bedürfnissen des praktischen Lebens mehr angepaßt, hervorragende Lehrkräfte, wie Mosche, Matthiae, Grotefend, Poppe, Kirchner wurden gewonnen.[30]) Wenn es auch Günderrode und Hufnagel nicht gelang den Krebsschaden des städtischen Schulwesens, die privaten Quartierschulen, zu beseitigen, so wurde doch in der auf ihre Initiative zurückzuführenden Gründung der „Musterschule" (1801) ein vielversprechender Anfang für die Organisation des mittleren Schulwesens gemacht;[31]) ein freier Geist, eine gesunde Lehrmethode, eine humane Disziplin herrschte in dieser Schule, deren Lehrer fachlich vorgebildet waren und von der Stadt besoldet wurden. Auch das wohlgeordnete katholische Schulwesen wurde infolge der Säkularisation von der Stadt übernommen,[32]) die sich jetzt vor die neue Aufgabe gestellt sah, eine städtische Schulverwaltung zu organisieren. Dem Drang nach Verallgemeinerung der Bildung, nach Ver-

[29]) Über Hufnagel vgl. Stricker, Neuere Geschichte von Frankfurt a. M. 1806—1866 (Frankfurt 1881), S. 74—90, und desselben Erinnerungsblätter an W. F. Hufnagel (Frankfurt 1851).

[30]) Liermann, Ein Beitrag zur Geschichte des Gymnasiums und zur Frankfurter Gelehrtengeschichte vgl. Festschrift 2c. des Goethegymnasiums (Frankfurt 1897), S. 19—70.

[31]) Eiselen, Geschichte des deutschen Schulwesens 2c., S. 29 ff.

[32]) An die hohe deutsche Bundesversammlung . . . Vorstellung und Bitte . . . der katholischen Kirchengemeinde der freien Stadt Frankfurt, die Dotation ihrer Kirchen und Schulen betr. (Frankfurt 1844).

besserung des Schulwesens und Befreiung desselben von konfessionellen Fesseln, nach der richtigen Vorbildung für das praktische Leben hat sich auch die Judenschaft nicht entzogen; aus ihren Bestrebungen ist 1804 das Philanthropin hervorgegangen, das bald darauf zu einer Schule umgebildet wurde: in seinem Lehrplan waren außer dem spezifisch jüdischen Unterricht das Deutsche und die Realien als gleichwertig vertreten.[33])

Nicht nur Kirche und Schule hatten von der größeren Bewegung im öffentlichen und geistigen Leben um die Wende des Jahrhunderts Vorteil. Aus den Briefen der Frau Rat Goethe wissen wir, daß in den besseren Bürgerkreisen die Meisterwerke der klassischen Dichtung gelesen und auf der Bühne bewundert wurden; das neue Frankfurter Nationaltheater pflegte eifrig die Werke der neueren deutschen Dichtung und Musik. Auch die Gründung von Lesegesellschaften mit Bibliotheken, die Stiftung des Senators Brönner zum Bau eines Gebäudes für die Stadtbibliothek zeugen von allgemeinem Drang nach Bildung; Kunst und Wissenschaft wurden eifrig gepflegt: Senckenbergs Institut war der Mittelpunkt für die Ärzte und Naturforscher; Städel machte schon 1793 seine erste testamentarische Verfügung zur Gründung einer großen öffentlichen Anstalt für die Pflege der Kunst; Johann Karl von Fichard schrieb damals die Geschichte der edlen Geschlechter der Stadt;[34]) der Kanonikus Battonn zeichnete alles auf, was er über die einzelnen Straßen und Häuser in Erfahrung bringen konnte;[35]) der Magister Anton Kirchner arbeitete an der ersten wissenschaftlichen Geschichte der Stadt.[36]) Mit Wohlgefallen hat Goethe 1797 die mit der bewegten Zeit fortschreitende Vaterstadt geschildert: er schied mit dem Eindrucke eines vielumfassenden, rührigen Lebens und Treibens.[37])

---

[33]) Baerwald, Zur Geschichte der Schule, erster Teil, das Philanthropin 1804—1813 (vgl. Einladungsschrift der Real- und Volksschule der israelitischen Gemeinde 1869).

[34]) Nur handschriftlich im Stadtarchiv vorhanden.

[35]) Battonn, Örtliche Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M., herausgegeben von Euler, 7 Bände (Frankfurt 1861—1875).

[36]) Kirchner, Geschichte der Stadt Frankfurt a. M. Zwei Teile (Frankfurt 1807—10). — Über Kirchners Persönlichkeit vgl. Steitz, Erinnerungen an Anton Kirchner (Frankfurt 1879).

[37]) Goethe, Aus einer Reise in die Schweiz im Jahre 1797.

War auch Frankfurt von dem Kriege des Jahres 1805 nicht berührt worden, so nahm man doch, zumal nach der Besitznahme Augsburgs durch Bayern, das ungewisse Gefühl in das Jahr 1806 hinüber, daß die Tage der reichsstädtischen Unabhängigkeit gezählt seien.[38]) Als Marschall Augereau Ende Januar die Stadt besetzte und ihr trotz der Neutralität, ohne Angabe irgend eines Grundes, eine Kontribution von vier Millionen Franken auferlegte, da zeigte sich noch einmal der Patriotismus der Bürgerschaft im schönsten Lichte; in wenigen Tagen brachte sie zwei Millionen zusammen und Anfang Juni auch die dritte; traurige und demütigende Verhandlungen mit dem brutalen Augereau und mit der Pariser Regierung konnten die Stadt nicht von der Erlegung dieser schweren Buße retten.

An den Verhandlungen in Paris über die Umgestaltung der deutschen Verhältnisse, die zum Rheinbunde führten, wurden die in Paris weilenden Deputierten der Stadt nicht beteiligt. Bald schwand jeder Zweifel, daß ihr die Mediatisierung bestimmt war; die beiden Hessen und besonders Baden bemühten sich, Frankfurt zu erwerben; die in letzter Stunde geäußerte Absicht des Rates, zur Rettung der Unabhängigkeit ein größeres Geldopfer zu bringen, soll wegen des Widerstandes der Bürgerkollegien aufgegeben worden sein. Am 12. Juli wurde die Rheinbundsakte unterzeichnet, welche Frankfurt dem Kurerzkanzler Karl von Dalberg, dem neuen Fürst Primas des Rheinbundes, überwies. Durfte man den neuen Landesherrn auch als das geringste Übel betrachten, so ergriff doch eine dumpfe Gelassenheit die Bürgerschaft; mit schmerzlicher Resignation ergab sie sich in den Verlust ihrer jahrhundertealten Unabhängigkeit; bei der durch Augereau befohlenen Feier des Napoleonstages am 15. August kam diese Stimmung in der allgemeinen Teilnahmlosigkeit zum Ausdruck. Mit einer Ansprache voll Kraft und Würde teilte der Rat seinen Bürgern das bevorstehende Schicksal mit; weil in dieser Proklamation Frankreich mit vollem Rechte des Treubruches an Frankfurt beschuldigt wurde, kam es zu peinlichen Auseinander-

[38]) Kracauer, Die letzten Jahre der reichsstädtischen Zeit Frankfurts 1803—1806 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. VII, S. 242—300.

ſetzungen mit Augereau, deſſen brutalem Auftreten gegenüber der ſtädtiſchen Behörde erſt die feierliche Beſitznahme durch den Fürſten am 9. September ein Ende machte. Daß ein franzöſiſcher Kommiſſar die alte deutſche Stadt unter dem Schutze franzöſiſcher Bajonette, unter dem Donner franzöſiſcher Geſchütze den Vertretern Dalbergs im Kaiſerſaale des Römers übergab, der ſchon ſo viele Feſte des zu Grabe getragenen alten Reiches geſehen hatte, zeigte deutlich, daß der neue Landesherr ein Herrſcher von Napoleons Gnaden war. Leutſelig nahm Dalberg die Frankfurter Ratsdeputation, die ihn begrüßen ſollte, auf und machte die ſchönſten Verſprechungen für das Wohlergehen der Stadt; wertvoller für dieſe war zunächſt der Erlaß der vierten Million, den Dalberg bei Napoleon durchgeſetzt hatte. Dalberg gewann ſich ſofort durch ſein beſcheidenes, freundliches Auftreten die Herzen der neuen Untertanen; unter großem Pomp huldigten ſie am 2. Januar 1807 auf dem Römerberg dem neuen Landesvater.

Die ſieben Jahre fürſtlicher Herrſchaft von 1806 bis 1813 bilden eine der bedeutſamſten Epochen der ſtädtiſchen Geſchichte; Dalbergs Regierung hat tief in das innere Leben der Stadt eingegriffen.[39]) Man hat zwei nicht ſcharf genug zu trennende Perioden zu unterſcheiden: die primatiſche Zeit 1806—1810 und die großherzoglich frankfurtiſche Zeit 1811—1813, nach den beherrſchten Gebieten, dem geltenden Staatsrecht und den Grundſätzen der Verwaltung in jeder Beziehung verſchieden. Der Primatialſtaat beſtand aus dem Fürſtentum Aſchaffenburg (dem ehemaligen oberen Erzſtift Mainz) und den Reichsſtädten Regensburg, Wetzlar und Frankfurt; er zählte auf 35 Quadratmeilen etwa 180 000 Menſchen. Der Verſuch, dieſe vier getrennten, innerlich durchaus verſchiedenen Gebiete zu einem einheitlichen Staate zu machen, iſt und konnte nicht gemacht werden; ſie blieben lediglich in Perſonalunion verbunden. Dalberg ſtand 1806 im 63. Lebensjahre; in ſeinen früheren Stellungen

[39]) Über Dalberg vgl. v. Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und ſeine Zeit, zwei Bände (Weimar 1875); weitere Literatur bei Darmſtaedter S. 79. — Darmſtaedter, Das Großherzogtum Frankfurt (Frankfurt 1901) gibt eine nach allen Seiten eindringende, treffliche Darſtellung der Tätigkeit der fürſtlichen Regierung, nicht nur in der großherzoglichen, ſondern auch in der primatiſchen Zeit, ſo daß ich für die Jahre 1806—1813 auf beſondere Literaturangaben verzichten kann.

als kurmainzischer Beamter, Statthalter in Erfurt, Dompropst in Würzburg, Koadjutor von Mainz, Worms und Konstanz und endlich als letzter Kurfürst von Mainz und Reichserzkanzler hatte er sich stets als tüchtiger, aufgeklärter Verwalter, als Freund aller Bildungsbestrebungen im Sinne der Aufklärung, als gütiger, wohlwollender Herr erwiesen; seine vaterlandsfeindliche Politik, die das eigene Heil im Anschlusse an Frankreich suchte und fand, war den wenigsten Zeitgenossen bekannt. Das Vertrauen, das er den Frankfurtern entgegenbrachte, wurde ihm bald mit Liebe, ja mit Begeisterung vergolten. Er betrachtete sich durchaus als den ersten Diener des Staates; er hat sich nicht darauf beschränkt, die leitenden Ideen zu geben und ihre Ausführung zu überwachen, er hat mit liebevoller Vertiefung ins Detail, in rastloser Arbeit bis ins Kleine und Kleinliche hinein regiert.

Die leitenden Ideen der primatischen Regierung entsprechen den Bestrebungen des aufgeklärten Despotismus; auf alle Gebiete dehnt sich die Allmacht der Staatsgewalt aus, um das Wohl der Untertanen mit und gegen ihren Willen zu fördern, aber nicht durch den Umsturz des Bestehenden, sondern durch schonende Verbesserung und Weiterbildung desselben. Die reichsstädtische Verfassung der Stadt Frankfurt wurde nicht beseitigt; dem in seinen Machtbefugnissen wie in seiner Mitgliederzahl beschränkten Senate sollte die Selbstverwaltung der Stadt bleiben. Reformierte und Katholiken wurden den Lutheranern gleichgestellt und konnten auch Mitglieder des Senates werden; die Bürgerkollegien blieben bestehen; Justiz und Verwaltung wurden getrennt; die Beamten wurden vom Fürsten auf Vorschlag des Senates ernannt; Veräußerung und Verpfändung städtischen Eigentums wie die Einstellung neuer Ausgaben unterlagen der Bestätigung des Fürsten. Die Aufsicht über die Stadtverwaltung führte eine dreigliedrige Generalkommission (Graf Beust, Freiherr v. Eberstein und Seeger); sie hat von dem Rechte der Aufsicht den weitesten Gebrauch gemacht und ihren Wirkungskreis immer weiter auf Kosten der städtischen Selbstverwaltung ausgedehnt. Ihre treibende Kraft war Eberstein, der rheinbündnerische Beamte, der schonungslos in die zurückgebliebenen Frankfurter Zustände eingriff und ungestüm zum Fortschritt drängte; ihr mäßigendes Element war

der frühere Syndikus Seeger, der reichsstädtische Beamte, der die Selbstverwaltung seiner Stadt möglichst selbständig erhalten wollte. Für gewisse Geschäftszweige ernannte der Fürst besondere Kommissare bei den betreffenden Ämtern: so für das Finanzwesen den tüchtigen und treuen, aber in reichsstädtischen Anschauungen befangenen Alt-Frankfurter Steitz, für das Bauwesen den kenntnisreichen, ehemals kurmainzischen Techniker Guiollett, dessen Energie die rasche Umwandlung der Festungswerke in Anlagen zu verdanken ist, wenn auch seine unbarmherzige Zerstörungswut die Stadt vieler architektonisch interessanter Befestigungsbauten zwecklos beraubt hat.

Dalberg herrschte den drei christlichen Bekenntnissen gegenüber durchaus unparteiisch; keine hatte sich über Zurücksetzung oder über Beschränkung in ihrer Religionsübung zu beklagen. Das neue Statut über die Erwerbung des Bürgerrechtes hatte nicht die Tendenz, diese zu erleichtern; es sollte vielmehr die Aufnahme vermögensloser Bürger einschränken. Ein Gesuch der Juden um Aufnahme in das Bürgerrecht wurde abgelehnt; die neue Stättigkeit für die Juden bedeutete einen großen Fortschritt gegen die bisherige aus dem Jahre 1616; sie regelte die Selbstverwaltung der Gemeinde unter einem christlichen Kommissar, beseitigte alle Abgaben der Judenschaft gegen ein jährliches Konzessionsgeld von 22000 Gulden. Eine Reihe von weiteren Verordnungen bezweckte die Judenschaft in Leben und Gebräuchen den Bürgern näher zu bringen, z. B. durch die Annahme deutscher Familiennamen, den Gebrauch der deutschen Sprache für Urkunden und Handelsbücher, die Erweiterung des Judenviertels, die Beseitigung der Tore der Judengasse u. s. w.

Auf allen Gebieten der Stadtverwaltung entfaltete die fürstliche Regierung eine eifrige Reformtätigkeit; die einzelnen Verbesserungen und Fortschritte im Finanzwesen (Beibehaltung der direkten Steuern im Gegensatz zu dem kapitalistischen Bürgerkolleg, welches die indirekten empfahl), im Polizeiwesen (Sorge für größere Sicherheit, Gesindeordnung), im Bauwesen (neues Baustatut), im Armen- und Stiftungswesen (Zentralisierung der Armenpflege unter einer staatlichen Behörde, Revision der Stiftungen), im Schulwesen (neue Ordnung für die Volksschulen mit Vorschriften über die Vorbildung der Lehrer

und über die hygienischen Verhältnisse der Schulräume) — sie können im engen Rahmen dieses Berichtes nur angedeutet werden. Während die fürstliche Gewerbepolitik die rückschrittliche der letzten reichsstädtischen Zeit nur fortsetzte, hat die Fürsorge für den Handel neue Bahnen eingeschlagen: das Kollegium der Börsevorsteher wurde in eine Handelskammer nach französischem Muster umgebildet, die als Vertretung des Handelsstandes gelten durfte, den Handelsgerichten wurden zur Beratung Kaufleute als sachverständige Handelsassessoren beigegeben; die Wertschätzung des Handelsstandes, die Heranziehung der Kaufleute zu den staatlichen Geschäften ist charakteristisch für die primatische Epoche; von den acht vom Fürsten ernannten Senatoren sind vier Kaufleute gewesen. Für die Pflege von Kunst und Wissenschaft standen der Regierung keine Mittel zu Gebote; die Gründung des Museums, welches alle künstlerisch und wissenschaftlich Tätigen und Genießenden umfassen sollte, ist das eigene Verdienst des Fürsten. Die primatischen Reformen, welche zum größten Teil den Beifall der Bürgerschaft fanden, haben der Stadt in kurzer Zeit große Fortschritte gebracht; es darf aber nicht vergessen werden, daß die fürstliche Verwaltung in eine Zeit des beginnenden Fortschrittes eingetreten ist und auf schon gesetzten Fundamenten weitergebaut hat.

Durch Vertrag vom 16. Februar 1810 zwischen Napoleon und Dalberg wurde das Großherzogtum Frankfurt geschaffen; es bestand aus zwei geistlichen Gebieten (dem oberen Erzstift Mainz mit Aschaffenburg und der Abtei Fulda), einem weltlichen Fürstentum (dem ehemals hessischen Hanau), zwei Reichsstädten (Frankfurt und Wetzlar) und kleineren, ehemals reichsständischen Gebieten, also aus Territorien, die nach Geschichte, herrschendem Bekenntnis, sozialen und volkswirtschaftlichen Verhältnissen ganz verschiedenartig waren. Diese zu einem einheitlichen, in sich geschlossenem Staate zu verschmelzen, war die Absicht der großherzoglichen Regierung. An der Spitze der Verwaltung standen drei Ministerien; die vier Departements Frankfurt, Hanau, Aschaffenburg, Fulda wurden von Präfekten, die Gemeinden von Maires verwaltet. Die Organisation der Verwaltung und ihre Grundsätze folgten ganz dem französischeu Muster.

Die Stadt und ihre Dorfschaften bildeten das Departement

Frankfurt, zu dem auch Wetzlar als Unterpräfektur gehörte; Präfekt war F. M. v. Günderrode, Maire von Frankfurt erst der Handelsmann Cleynmann, dann Guiollett. Mit dem 1. Januar 1811 trat für die Stadt die neue Verwaltung ins Leben; die Generalkommission, der Senat, die bürgerlichen Kollegien wurden aufgelöst, Frankfurt war eine Gemeinde wie alle anderen Städte und Dörfer des Großherzogtums mit vom Fürsten ernannten Beamten; die städtische Selbstverwaltung war aufgehoben. Der Code Napoléon und der Code pénal ersetzten die Reformation von 1578 und die Carolina, eine neue Gerichtsverfassung und ein neues Gerichtsverfahren wurden eingeführt. Die Gleichstellung der Frankfurter Juden gegen eine einmalige Zahlung von 440 000 Gulden, die dem Staate, nicht der Stadt zu Gute kamen, wurde 1811 nach dem Vorgang von Westfalen und Bayern verordnet. Die harte Durchführung des Ediktes von Trianon von 1812 versetzte dem Handel der Stadt mit englischen und Kolonialwaren einen schweren Schlag; eine scharfe Zensur unterdrückte jede öffentliche Meinungsäußerung und ließ nur eine politische Zeitung, die Zeitung des Großherzogtums Frankfurt, bestehen; die Finanznot des Landes, die fortwährenden Durchmärsche und Einquartierungen stellten harte Anforderungen an die Bürgerschaft; rücksichtslos wurden die Abgaben eingetrieben und der Geschäftsverkehr noch besonders durch das Enregistrement, die Gebühr für die Einregistrierung von Urkunden, schwer belastet. Alle diese Maßnahmen, zu denen die großherzogliche Regierung direkt und indirekt von Frankreich gezwungen oder veranlaßt wurde, haben in der Frankfurter Bürgerschaft die schärfste Erbitterung hervorgerufen und die Regierung rasch unpopulär, ja verhaßt gemacht, wenn sie auch auf den Gebieten, auf denen sie, von Frankreich unbehelligt, frei schalten und walten konnte, anerkennungswertes geleistet hat, z. B. im öffentlichen Unterricht; das Schulgesetz vom 1. Februar 1812, dessen Absicht die Verstaatlichung und Verweltlichung des Schulwesens waren, hat für Frankfurt die moderne Volksschule gegründet; dem Gymnasium wurde als Bindeglied zwischen Schule und Universität das Lyceum angeschlossen, eine wohlgemeinte, aber unpraktische Schulneubildung; die medizinisch-chirurgische Schule hat im Anschlusse an Senckenbergs Stiftung segensreich gewirkt.

Schon Kirchner[40]) hat 1818 zwiſchen dem Fürſten Primas und dem Großherzog unterſchieden; des erſteren Regierung lebte in gutem, die des anderen in ſchlimmem Andenken. Während des ruſſiſchen Feldzuges 1812 und beſonders während des Krieges in Norddeutſchland 1813 ſtiegen die Laſten immer höher; man erwartete ſehnſüchtig das Ende. Erſt auf die Kunde vom Anſchluß Bayerns an die Verbündeten verzweifelte der Großherzog am Stern ſeines Gönners Napoleon und zog ſich nach Konſtanz zurück, ſein Land der Regierung ſeiner Miniſter überlaſſend; nach der Leipziger Schlacht dankte er zu Gunſten ſeines Thronfolgers Eugène Beauharnais ab. Die Verbündeten ignorierten dieſen Verzicht zu Gunſten des franzöſiſchen Prinzen und unterſtellten das Großherzogtum ihrer Zentralverwaltung für die wiedereroberten deutſchen Länder. Am 2. Dezember 1813 wurde Hanau an den Kurfürſten von Heſſen zurückgegeben, am 14. Dezember erhielt Frankfurt ſeine Selbſtändigkeit zurück; der Wiener Kongreß überwies Aſchaffenburg an Bayern, Wetzlar an Preußen und Fulda fiel ſpäter teils an Kurheſſen, teils an Sachſen-Weimar. Dalberg zog ſich nach ſeinem Biſchofsſitz Regensburg zurück und iſt dort am 10. Februar 1817 geſtorben.

Schon am 30. Oktober waren Vortruppen der Verbündeten in Frankfurt eingerückt und mit Jubel empfangen worden; ſie mußten die Stadt wieder räumen, als Napoleon mit der großen Armee ſich den ungehinderten Rückzug in der Schlacht bei Hanau erkämpft hatte. Der Durchmarſch des Kaiſers, dem man in banger Furcht und mit ſchlechtem Gewiſſen entgegengeſehen hatte, vollzog ſich ohne weitere Leiden und Laſten für die Stadt. Am 2. November rückten die Verbündeten ein; bis gegen das Jahresende blieb Frankfurt das glänzende, geräuſchvolle Hauptquartier der verbündeten Monarchen von Öſterreich, Rußland und Preußen.[41])

[40]) Kirchner, Anſichten von Frankfurt a. M., zwei Teile (Frankfurt 1818); ein Werk, das für dieſe ganze bewegte Zeit von 1792 ab und beſonders für die erſten freiſtädtiſchen Jahre wertvolle Aufſchlüſſe gibt und als der Ausdruck der Beurteilung derſelben ſeitens eines hervorragenden Zeitgenoſſen von beſonderem Wert und Intereſſe iſt.

[41]) Kriegk, Wiederherſtellung der Freiheit Frankfurts in den Jahren 1813—1816, in ſeiner Geſchichte von Frankfurt, S. 537—584; Stricker, Neuere Geſchichte von Frankfurt, erſtes Buch.

Für Frankfurt und das verbündete Fürstentum Isenburg wurde das Generalgouvernement Frankfurt errichtet, welches vom 2. November 1813 bis zum Juli 1815 bestand; erster Generalgouverneur bis Ende 1813 war Prinz Philipp von Hessen-Homburg, ihm folgte Fürst Heinrich XIII. von Reuß. Der allgemeine Wunsch der Frankfurter war die Wiederherstellung der städtischen Selbständigkeit; ihm wurde durch Verfügung des Prinzen von Hessen-Homburg am 14. Dezember 1813 Erfüllung: Frankfurt trennte sich vom Großherzogtum und trat mit dem 1. Januar 1814 vorläufig in seine frühere Verfassung zurück. Frankfurt hatte seine Freiheit der Fürsprache des Chefs der Zentralverwaltung, des Reichsfreiherrn Karl vom und zum Stein, zu verdanken. Die verhaßtesten Einrichtungen der Fremdherrschaft wie die französischen Gesetze, die auf die Kontinentalsperre bezüglichen Verordnungen, das Enregistrement u. a. wurden aufgehoben, die Ausarbeitung einer neuen und zeitgemäßen, aber auf der alten reichsstädtischen beruhenden Verfassung angeordnet. Die politische Wiedergeburt wurde mit allgemeinem Jubel von der Bürgerschaft der „Freien Stadt Frankfurt" begrüßt; vom 1. Januar 1814 ab übernahm der wiederhergestellte Senat die Leitung der Stadt unter Aufsicht des Generalgouvernements.

Der Wiener Kongreß bestätigte die Unabhängigkeit der Stadt; man ahnte nicht, wie nahe ihr Verlust war, wie nahe besonders die Gefahr drohte, königlich bayerische Munizipalstadt zu werden. Wieder war es der Freiherr vom Stein, der allen Angriffen auf die Selbständigkeit der Stadt entgegentrat. Die am 15. Juni 1815 unterzeichnete Wiener Kongreßakte bestimmte in Artikel 46: „Die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiet, wie sie es im Jahre 1803 besaß, wird für frei erklärt und bildet einen Teil des deutschen Bundes; ihre Verfassung ist auf das Prinzip der völligen Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen zu gründen. Die Bundesakte vom 8. Juni 1815 setzte in Artikel 9 fest, daß Frankfurt der Sitz der Bundesversammlung sein solle. Damit waren die kühnsten Wünsche der Frankfurter erfüllt: die Stadt hatte die volle Souveränität, die sie als Reichsstadt nicht besessen hatte; niemand zweifelte an der Lebensfähigkeit des eigenen Stadtstaates.

Nach langen Verhandlungen und Kämpfen, an denen sich die Bürgerschaft in allen ihren Teilen auf das lebhafteste beteiligte, in welche auch der Freiherr vom Stein als Chef der Zentralverwaltung eingriff und zwar mit weit liberaleren Forderungen, als die noch in den alten engherzigen Formen der reichsstädtischen Verfassung steckenden Frankfurter maßgebenden Persönlichkeiten zugestehen wollten, gelang endlich das Verfassungswerk; am 19. Juli 1816 wurde die „Konstitutions-Ergänzungs-Akte" von der Bürgerschaft beinahe einstimmig als Staatsgrundgesetz angenommen und am 18. Oktober feierlich beschworen. Sie beruhte, wie schon der Namen andeutet, im wesentlichen auf der reichsstädtischen Verfassung; an den Abänderungen gegen diese ist deutlich der Einfluß der Ideen der französischen Revolution zu spüren. Träger der Hoheitsrechte der Stadt war die gesamte christliche Bürgerschaft gemäß Vorschrift des Wiener Kongresses; die Gleichberechtigung der Juden war also aufgehoben. Die Macht des Senates wurde durch den neueingeführten gesetzgebenden Körper stark beschränkt, die Bürgerschaft erhielt durch die Berechtigung, die Mehrzahl der Körpermitglieder zu wählen, welche ihrerseits wieder an der Wahl von Senatoren und Mitgliedern des Bürgerausschusses mitwirkten, einen Einfluß auf das Stadtregiment, wie sie ihn noch nie besessen hatte; für die Senatswahlen galt hinfort kein Vorrecht der Geburt oder des Bekenntnisses. Stein fand in der neuen Verfassung „Ehrfurcht für das Alte und Herkömmliche mit weiser Rücksicht auf das, was die Gegenwart erfordert".

Eine erhebende patriotische Begeisterung geht durch diese erste freistädtische Zeit, sie wird von echter religiöser Gesinnung und warmherziger Menschenliebe begleitet. Die erstere zeigte sich besonders bei den Feiern des 18. Oktobers in den Jahren 1814, 1815 und 1816, die letztere in der öffentlichen und privaten Fürsorge für die Opfer der Kriegszeit, welche die Schlachtfelder sowohl wie die allgemeine Not gefordert hatten. Wenn es auch an deutschpatriotischen Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten nicht gefehlt hat, so gingen solche Begleiterscheinungen doch rasch vorüber. Der schönste und erhebendste Zug dieser nach den Leiden der Fremdherrschaft aufatmenden Zeit war, daß die Bürger lernten, in patrioti-

schem Eifer zu gemeinnützigem Wirken zusammenzuarbeiten.[42]) Die Enge und Engherzigkeit der reichsstädtischen Verhältnisse war glücklich überwunden; das an Leiden aller Art so reiche Vierteljahrhundert der Revolution, der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege hatte Frankfurt zur modernen Stadt umgebildet.

---

[41]) Eine schöne Schilderung der ersten freistädtischen Zeit mit ihrer deutschpatriotischen Hochstimmung hat als Zeitgenosse Jügel in seinem Puppenhaus (Frankfurt 1857) gegeben; ein Zerrbild desselben findet sich in dem berüchtigten, nur mit größter Vorsicht zu benutzenden Werke (Friedrich) Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten (Tübingen 1849), Bd. III, S. 238 ff. Vgl. auch Goethe Aus einer Reise am Rhein in den Jahren 1814 und 1815 im Abschnitt Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar.

Altes und Neues aus Griechenland.

Von Professor Dr. Friedrich von Duhn aus Heidelberg.

I. Die Kykladen und Kreta heute und einst.

Der vergangene Frühling brachte mich einmal wieder nach dem schönen Griechenland, und ich hatte die Freude, manche Inseln und namentlich Kreta, die alte Fürstin des ägeischen Meeres, zum erstenmal zu besuchen. Diese herrliche Ecke unserer Welt gehört zu denen, die von dem poetischen Glanz seit Homers Tagen umflossen, aber vom Strom der Reisenden wenig besucht sind. Im Interesse der Reisenden, leider! denn es ist ein hoher, ganz eigenartiger Genuß, von einer Insel zur andern zu gleiten, vorüber an ragenden Klippen, die in wundersamem Lichte strahlen, an Marmorbergen, deren Weiß zum Tiefblau des Himmels, zum Amethystblau des Meeres, zum Grün der Weinberge, Oliven, Zitronenwälder, Myrthen, Pinien in wundervoll wirkendem Gegensatz steht, auf jeder dieser Inseln neue eigenartige Eindrücke in sich aufzunehmen, einer gutartigen, liebenswürdigen, gastfreien und fein empfindenden Bevölkerung nahezutreten. Wohl noch für lange werden diese Inseln und ihre Eigenarten bewahrt bleiben vor dem nivellierenden Einfluß des modernen Reisestromes, denn man findet nur wenige und vielfach äußerst unbequeme und primitive Verbindung von Insel zu Insel, kaum Gasthöfe im modernen Sinn des Wortes, muß manchen materiellen Genüssen entsagen und durchweg griechisch reden. Darum möchte ich heute über einiges Alte und Neue von diesen Inseln sprechen und bitten, mir auf jene köstliche Inselflur im Geiste zu folgen.

Wer vom festländischen Griechenland oder gar aus türkischen oder bis vor kurzem türkischen Landen auf die zum griechischen Königreich gehörenden Kykladen kommt, fühlt sich zunächst aufs Erfreulichste berührt durch die größere Sauberkeit der Städte, Dörfer und Menschen, die Häuser durchweg in blinkend weißem Kalkanstrich gehalten, im Innern reinlicher, in manchen

Häusern hübscher alter Hausrat, namentlich schöne Spitzen und Stoffe. Eine gewisse gentile Art der Bewohner entspricht diesem Äußern ihrer Existenz, man sieht einmal, daß die isolierte Lage die alte Griechenrasse viel reiner erhalten hat: kein Einschlag türkischen oder albanesischen Bluts ist erfolgt und viel hohe, ja klassische Schönheit bei Männern und Frauen, Knaben und Mädchen tritt uns entgegen und scheint fast im antiken Sinne veredelnd auch auf die Träger solcher Schönheit zu wirken; alsdann entdeckt man unschwer die wohltätige Wirkung jahrhundertelanger intimer Beziehungen zum Westen, zu Italien, speziell zu Venedig. Wo die Türken hausten, reicht das Mittelalter fast bis in die Gegenwart, auf die Inseln dagegen, über die seit 1204, und zum Teil bis zum Passarowitzer Frieden die Königin der Adria ihre schützende Hand hielt, ist ein Abglanz gekommen italienischer Renaissance, Lebenskunst und Lebensfreude. Wir begegnen noch heute zahlreichen italienischen Familiennamen, deren Träger stolz auf die alten Wappen über ihren Türen und ihre alten Familienüberlieferungen blicken, sonst aber leider meist ganz verarmt sind. Diesen italienischen Familien, die im Dienst der Serenissima oder im eigenen Handelsinteresse sich auf den Inseln zahlreich festsetzten, ist es auch zu verdanken, daß die römisch-katholische Kirche dort noch heute wurzelt, auf allen größeren Inseln ihre Kathedralen und in Syra, früher auf Naxos, ihren Erzbischof hat. Die Vornehmheit, mit der sie auftritt, und die occidentalisch-feine Bildung und Weltanschauung, die sie zur Schau trägt, steht in sehr starkem Gegensatz zur erstarrten, geistig stagnierenden, in ihren Vertretern bauernhaften griechischen Kirche. Beide Kirchen vertragen sich übrigens, da keine der anderen Konkurrenz macht; sie und ihre Anhänger stehen scharf auseinander, Mischehen gehören zu den größten Seltenheiten.

Aber gerade dieser starre, zähe Charakter der orthodoxen Kirche hat wesentlich dazu beigetragen, bei ihren Anhängern — und das ist doch bei weitem die größte Menge aller Insulaner — ungemein viel ganz Altes treu zu erhalten: und diesem nachzugehen, gehört zu den allerreizvollsten Dingen gerade auf den Inseln, wo keinerlei Wanderungen die ursprüngliche Bevölkerung vertrieben oder durchsetzt haben, und jede Insel ihren Sondercharakter durch die Jahrhunderte, ja Jahrtausende

rein erhalten hat. Sagt doch ein so gründlicher Kenner der griechischen Kirche, wie Harnack, in seinen Vorlesungen über das Wesen des Christentums: „Die griechische Kirche erscheint nicht als eine christliche Schöpfung mit einem griechischen Einschlag, sondern als eine griechische Schöpfung mit einem christlichen Einschlag.“ Und nachdem er dann ausgeführt, wie der Intellektualismus und Ritualismus das lebendige Christentum in dieser Kirche ertötet hat, fährt er fort: „Dieses offizielle Kirchentum mit seinen Priestern und seinem Kultus, mit allen den Gefäßen, Heiligen, Bildern und Amuletten, mit seiner Fastenordnung und seinen Festen, hat mit der Religion Christi gar nichts zu tun. Das alles ist antike Religion, angeknüpft an einige Begriffe des Evangeliums, oder besser, das ist die antike Religion, welche das Evangelium aufgesogen hat.“ Diese selbe griechische Kirche aber hat dem Volk seine Sprache gerettet, hat den nationalen Gedanken noch in den Zeiten völligsten Knechttums aufrecht erhalten: sie wird noch heute als nationales Palladium empfunden und ist trotz der geistig tiefen Stufe ihrer meisten Priester von ungeheurer Autorität umgeben, gerade wegen ihrer Stätigkeit, denn seit dem sechsten Jahrhundert hat sich nichts in ihr geändert. Sie steht heute noch vor uns wie sie hervorging aus dem siegreichen Kampfe mit den Religionen der Antike, den sie hier, in den hellenischen Gegenden, wo die Hochburg antiken Glaubens war, nur gewinnen konnte durch weitgehendste Anpassung an die antiken Vorstellungskreise. Daher der so rein antike Charakter und das Fortleben von so vielem Vorchristlichen, das im Gebiet der romanischen und germanischen Nationen weggefegt oder in die dunkelsten Winkel der Kinderstube verbannt ist, als unverstandener Aberglaube schwach weiter glimmt oder nur in ganz umgegossenen Formeln, z. B. im Festspielhaus zu Bayreuth, noch zu uns zu sprechen versucht.

Steht auch im Dogma der griechischen Kirche Christus im Mittelpunkt, ist das Auferstehungsfest als Beweis der Gottheit Christi, der Wesensgleichheit mit dem Vater das höchste Fest, so hat doch die eigenartige Logoslehre die menschliche Persönlichkeit Christi den Gläubigen so entrückt, daß sie sich an andere, an Mittelsmänner oder vermittelnde Frauen zu wenden das Bedürfnis empfinden. Und solche Vermittler

Häusern hübscher alter Hausrat, namentlich schöne Spitzen und Stoffe. Eine gewisse gentile Art der Bewohner entspricht diesem Äußern ihrer Existenz, man sieht einmal, daß die isolierte Lage die alte Griechenrasse viel reiner erhalten hat: kein Einschlag türkischen oder albanesischen Bluts ist erfolgt und viel hohe, ja klassische Schönheit bei Männern und Frauen, Knaben und Mädchen tritt uns entgegen und scheint fast im antiken Sinne veredelnd auch auf die Träger solcher Schönheit zu wirken; alsdann entdeckt man unschwer die wohltätige Wirkung jahrhundertelanger intimer Beziehungen zum Westen, zu Italien, speziell zu Venedig. Wo die Türken hausten, reicht das Mittelalter fast bis in die Gegenwart, auf die Inseln dagegen, über die seit 1204, und zum Teil bis zum Passarowitzer Frieden die Königin der Adria ihre schützende Hand hielt, ist ein Abglanz gekommen italienischer Renaissance, Lebenskunst und Lebensfreude. Wir begegnen noch heute zahlreichen italienischen Familiennamen, deren Träger stolz auf die alten Wappen über ihren Türen und ihre alten Familienüberlieferungen blicken, sonst aber leider meist ganz verarmt sind. Diesen italienischen Familien, die im Dienst der Sereniſſima oder im eigenen Handelsinteresse sich auf den Inseln zahlreich festsetzten, ist es auch zu verdanken, daß die römisch-katholische Kirche dort noch heute wurzelt, auf allen größeren Inseln ihre Kathedralen und in Syra, früher auf Naxos, ihren Erzbischof hat. Die Vornehmheit, mit der sie auftritt, und die occidentalisch-feine Bildung und Weltanschauung, die sie zur Schau trägt, steht in sehr starkem Gegensatz zur erstarrten, geistig stagnierenden, in ihren Vertretern bauernhaften griechischen Kirche. Beide Kirchen vertragen sich übrigens, da keine der anderen Konkurrenz macht; sie und ihre Anhänger stehen scharf auseinander, Mischehen gehören zu den größten Seltenheiten.

Aber gerade dieser starre, zähe Charakter der orthodoxen Kirche hat wesentlich dazu beigetragen, bei ihren Anhängern — und das ist doch bei weitem die größte Menge aller Insulaner — ungemein viel ganz Altes treu zu erhalten: und diesem nachzugehen, gehört zu den allerreizvollsten Dingen gerade auf den Inseln, wo keinerlei Wanderungen die ursprüngliche Bevölkerung vertrieben oder durchsetzt haben, und jede Insel ihren Sondercharakter durch die Jahrhunderte, ja Jahrtausende

Heroenzeit ganz bedeutend gewachsen, daher sind wir wohl berechtigt nun auch Kretas Stellung in der Überlieferung näher zu würdigen. Homers Berichte über 90 bezw. 100 Städte und über die Verteilung nichtgriechischer und griechischer Stämme auf der Insel. Epigraphische Bestätigungen für die nichtgriechischen Urstämme. Minos und seine Seeherrschaft. Theseus. Bedeutung Kretas in der Überlieferung für die Religion (Zeuskultus. Zeus' Geburt. Zeus' Grab. Europa), für das Recht (Minos, Gortyn u. a.), für die Kunst (Labyrinth. Daedalos und Daedaliden. Dipoinos-Skyllis u. s. w.) Selbstverständliche Folgerungen aus der Lage Kretas zu Asien, zu Europa, zu Ägypten, zum Inselmeer.

Die Erforschung. Halbherr. Entdeckung der heiligen Grotten an Ida und Dikte. Fabricius. Andere Italiener. Arthur Evans' Bereisungen Kretas und seine Berichte und Arbeiten. Die Entdeckung der vorphönikischen Schrift. Andere Engländer und Amerikaner.

Bedeutung der Freiwerdung Kretas für die Forschung. Knossos. Erste Versuchsgrabungen von Kalokärinos 1878. Halbherr. Schliemann. Dörpfeld. Fabricius. Evans' Bemühungen, seit 1894 teilweise, seit 1900 völliger Eigentümer des Grund und Bodens. Cretan exploration Fund. Grabungen seit 23. März 1900.

An der Hand zahlreicher Diapositive wurde nun versucht, eine möglichst vollständige Vorstellung zu geben vom großen Fürstenpalast von Knossos, seinen Niveauverhältnissen, Höfen und Gängen, Vorrats- und Nutzräumen, Wohn- und Prunkgemächern. Auch konnten wenigstens einige Proben vorgeführt werden von der Ausmalung (z. B. der Trichterträger) und von den Relieffriesen (z. B. skulpierte Rosetten). Das meiste freilich konnte nur das beschreibende Wort zu schildern versuchen. Große, zum Teil farbige Zeichnungen ermöglichten, die für Religion und Kultusformen wichtigsten Folgerungen zu ziehen aus der Gestalt des Heiligtums inmitten der Frauenversammlung auf dem sog. Miniaturfries, der Hörneraufsätze (Entstehung des Bukranion und des Altarabschlusses), der heiligen Pfeiler und Opfertische. Nachdem dann noch eine Reihe wichtiger Einzelfunde besprochen waren, namentlich die nach Ägypten und Babylon weisenden Dinge, die sog.

Spieltafel, die Vasen und Lampen aus Stein, die bemalten Tongefäße (sog. Kamaravasen), wurden hieraus die Daten entnommen, welche eine Zeitbestimmung der ganzen Anlage (etwa 1600—1300 v. Chr.) ermöglichen.

Eine eingehendere Besprechung fanden sodann die so zahlreich gefundenen Zeugen (Siegelsteine, Tontafeln, einzelne Schriftzeichen, Tonsiegel) einer „mykenischen" Schrift. An der Hand wiederum zahlreicher Tafeln und Diapositive wurde die Entstehung von Schriftzeichen sowohl als von Ornamentformen aus realen Bildern erwiesen und die verschiedenen Stufen dieser interessanten Entwickelung tunlichst klar gemacht. Einige Ausblicke nach dem sog. hittitischen Vorderasien, nach Cypern, Lykien, dem Philisterland und Nordafrika suchten sodann die Verwandtschaftslinien dieses Schriftsystems und die Bedeutung der Entdeckung für die Geschichte des Schriftwesens überhaupt ins Licht zu stellen. Gegensatz der σήματα (nicht γράμματα oder σημεῖα) λυγρά Homers zu der differenzierenden Bezeichnung φοινικήια der Inschrift von Teos Jga 497. Auch die sonstige alte Überlieferung, namentlich Diodor V 74 fand Berücksichtigung, ebenso natürlich die Geschichte der Rezeption des um 1000 v. Chr., wohl nicht ganz ohne Zusammenhang mit der „mykenischen" Schrift, entstandenen phönikischen Schriftsystems nach der griechischen Völkerwanderung.

Phaistos. Aus der beherrschenden Lage der Stadt am Ausgang der Messara wird ihre geschichtliche Bedeutung in der Frühzeit entwickelt und mitgeteilt, was wir sonst von ihr, ihrem Gegensatz zu Knossos, ihrer späteren Zeit wissen. Alsdann Schilderung der italienischen Ausgrabungen der Jahre 1900 — 1901, unter Vorführung von Diapositiven. Das mit Knossos Gemeinsame, aber auch das Verschiedenartige wird gebührend hervorgehoben, namentlich die Großräumigkeit, die vornehmen Treppen, die Obergeschoßanlagen, der Raum für Schaustellungen, die hochinteressante nach Konstruktion und Ornamentierung das dorische Metopen- und Triglyphensystem vorbedeutende Verzierungsform der Steinbänke u. a. m. Von den Einzelfunden fanden Berücksichtigung besonders die tönernen Opferplatten mit Näpfen und das kleine Modell einer Hütte. Namentlich wurde jedoch hingewiesen auf die — im Gegensatz zu Knossos — hier entdeckten Gräber, sowohl die neo-

lithischen bei Hag. Onuphrios, nördlich Phaistos gegenüber, als die neuerdings weiter westwärts entdeckte Nekropole mit reich, ganz „mykenisch" ausgestatteten Gräbern, deren Inhalt im einzelnen geschildert wurde.

Zum Schluß wurden aus diesen großartigen Funden, die in ihrer Bedeutung für das zweite Jahrtausend v. Chr. nur mit denen Schliemanns selbst vergleichbar sind, die nötigen geschichtlichen Folgerungen gezogen für Höhe und Richtung der „mykenischen" Kultur und einige Ausblicke getan auf die geschichtliche Gestaltung der Dinge nach Eintritt und dann nach schließlichem Ende der griechischen Völkerwanderung.

IV. Delphi.

Delphis Bedeutung in Geschichte, Religion und Kultur Griechenlands beruht zunächst auf seiner geographischen Lage im Herzen Mittelgriechenlands, abgeschieden zwischen hohen Bergen, fern vom Gebiet der führenden Mächte, aber doch von Nord, Ost und zur See von Süden leicht erreichbar. So wurde denn zuerst diese Lage Delphis geschildert, seine Verbindungen, seine Verhältnisse zum Parnaßmassiv und den andern nächstumliegenden Bergen, deren Gestaltungen, die Phädriaden, die Kirphis, die tiefe Pleistosschlucht, der Einschnitt der Kastalia das Landschaftsbild bedingen. Darstellung des Stadtbildes selbst, einst, dann neuerdings vor der Verpflanzung von Kastri, schließlich das jetzige Bild nach Bloßlegung des alten Stadtbodens. Einiges über die Erforschung bis auf die Franzosen, dann die französische Aufdeckung und deren Ergebnisse. Museum.

Physikalischer Ausgangspunkt des Orakels. Ursprünglich Erdorakel, anknüpfend an den vulkanischen Charakter der West-Ostspalte und an die tektonischen Erdbeben und Erschütterungen, hier besonders lokalisiert durch die Auflagerung des steil aufgebauten bröckeligen Kalksteins auf Tonschiefer. Daher das viele Quellwasser am Berührungspunkt beider Steingebiete, gerade im Horizont Delphis, aber auch die bösen Rutschungen und Erdstürze. Erdspalten. Dämpfe. Schutzdämme.

Erdorakel, Sibyllenfels, Kassotis, Omphalos. Zweite Periode: Tötung des Python durch Apoll. An Stelle der Erdschlange tritt Apollon. Einführungslegende des Kultus im homerischen Hymnos. Kreta. Zusammentreffen mit dem

Spieltafel, die Vasen und Lampen aus Stein, die bemalten Tongefäße (sog. Kamaravasen), wurden hieraus die Daten entnommen, welche eine Zeitbestimmung der ganzen Anlage (etwa 1600—1300 v. Chr.) ermöglichen.

Eine eingehendere Besprechung fanden sodann die so zahlreich gefundenen Zeugen (Siegelsteine, Tontafeln, einzelne Schriftzeichen, Tonsiegel) einer „mykenischen" Schrift. An der Hand wiederum zahlreicher Tafeln und Diapositive wurde die Entstehung von Schriftzeichen sowohl als von Ornamentformen aus realen Bildern erwiesen und die verschiedenen Stufen dieser interessanten Entwickelung tunlichst klar gemacht. Einige Ausblicke nach dem sog. hittitischen Vorderasien, nach Cypern, Lykien, dem Philisterland und Nordafrika suchten sodann die Verwandtschaftslinien dieses Schriftsystems und die Bedeutung der Entdeckung für die Geschichte des Schriftwesens überhaupt ins Licht zu stellen. Gegensatz der σήματα (nicht γράμματα oder σημεῖα) λυγρά Homers zu der differenzierenden Bezeichnung φοινικήια der Inschrift von Teos Iga 497. Auch die sonstige alte Überlieferung, namentlich Diodor V 74 fand Berücksichtigung, ebenso natürlich die Geschichte der Rezeption des um 1000 v. Chr., wohl nicht ganz ohne Zusammenhang mit der „mykenischen" Schrift, entstandenen phönikischen Schriftsystems nach der griechischen Völkerwanderung.

Phaistos. Aus der beherrschenden Lage der Stadt am Ausgang der Messara wird ihre geschichtliche Bedeutung in der Frühzeit entwickelt und mitgeteilt, was wir sonst von ihr, ihrem Gegensatz zu Knossos, ihrer späteren Zeit wissen. Alsdann Schilderung der italienischen Ausgrabungen der Jahre 1900 — 1901, unter Vorführung von Diapositiven. Das mit Knossos Gemeinsame, aber auch das Verschiedenartige wird gebührend hervorgehoben, namentlich die Großräumigkeit, die vornehmen Treppen, die Obergeschoßanlagen, der Raum für Schaustellungen, die hochinteressante nach Konstruktion und Ornamentierung das dorische Metopen- und Triglyphensystem vorbedeutende Verzierungsform der Steinbänke u. a. m. Von den Einzelfunden fanden Berücksichtigung besonders die tönernen Opferplatten mit Näpfen und das kleine Modell einer Hütte. Namentlich wurde jedoch hingewiesen auf die — im Gegensatz zu Knossos — hier entdeckten Gräber, sowohl die neo-

Viel taten für Delphi Trajan, Hadrian — daher die ſchöne Antinousſtatue —, Herodot, Attikus, die Antonine. Beſchreibung des Pauſanias. Im zweiten Jahrhundert iſt Delphi einmal wieder die „heilige“ Stadt.

Schweigen im dritten Jahrhundert. Wenige und klägliche Ehrenbaſen. Spätere Plünderungen für Konſtantinopel (Konſtantin, Theodoſius), z. B. die Schlangenſäule.

Letzte Frage durch einen Kaiſer: Julian vor dem Partherfeldzug. Antwort:

„Saget dem Kaiſer: Zu Boden geſtürzt iſt die herrliche Halle,
„Nicht mehr hat Phoibos ein Heim, nicht mehr weisſagenden Lorbeer,
„Nicht mehr flüſternden Quell: verſiegt iſt das Waſſer der Wahrheit.“

Im fünften Jahrhundert Verwendung alten Marmors für chriſtliche Bauzwecke. Der Tempel wird keine Kirche, wohl mangels nötiger Unterhaltungsmittel. Im neunten Jahrhundert iſt ſchon Kaſtri bezeugt.

Alsdann erfolgte die Vorführung von 40 Projektionsbildern, die teils das Landſchaftsbild, teils die Ausgrabungspläne, teils Anſichten aus dem Ausgrabungsfeld — auch jenſeits der Kaſtalia, wo neuerdings alte feine Tempel, Schatzhäuſer und das Gymnaſion herausgekommen ſind —, teils die hauptſächlichen plaſtiſchen Fundſtücke aus dem Muſeum zur Anſchauung brachten. Ausführlichere Darlegungen knüpften ſich namentlich an den Plan, an den Apollotempel, deſſen verſchiedene Bauperioden erläutert wurden, und an einzelne der Kunſtwerke, insbeſondere an die Naxierſphinx und die Fries- und Metopenreliefs der Schatzhäuſer, an den Wagenlenker, die drei um einen Stamm tanzenden Niken und das lyſippiſche Weihgeſchenk des theſſaliſchen Teilfürſten Daadochos.

V. Thera.

Beſchreibung der Lage der Inſelgruppe, der Ankunft im eingeſchloſſenen Meeresbecken zwiſchen Thera und Therafia, des Stadtbildes von unten, des Aufſtiegs, des Ausſehens der Stadt. Bild der Gegenſeite mit ihrem ſanften Abfall und eigenartig gezogenen Weinpflanzungen, die jetzt jeden kultivierbaren Fleck einnehmen. Einſtige Kultur. Kataſterbericht aus diokletianiſcher Zeit: 1/4 Wein, 3/4 Acker- und Baumland. ξενικὸς οἶνος des Epiktetateſtaments. Geld da-

mals für 7 % zu haben (Athen meist 10 %, Pompeji 18 %), Pachtzins 11 % vom Wert. Empfindlicher Holzmangel schon in der Kaiserzeit (Kleitosthenesinschrift in der Basilika). Jetzt muß jedes Stück Holz aus Kleinasien herübergeschafft werden. Wassermangel. Zisternen einst und jetzt. Brunnenbohrungen neuerer Zeit hindurch durch die Kalkstein- oder Bimssteinschicht. Wenige Quellen im Schiefergebiet, in der Gegend der antiken Stadt. Verzweifelte Baumpflanzungen. Kaum Tiere. Die unentbehrlichen Maulesel, wenige und trübselige. Schilderung der Bevölkerung: liebenswürdig, anständig, gebildet, wohlhabend, gastfrei. Osterfest. Verbrennung des Juden. Gute Schulen. Klub. Zwei Wochenzeitungen. 1896: 14 500 Einwohner, worunter nur 2 Advokaten, aber 114 Priester beider Konfessionen.

Es folgte nun die Vorführung mehrerer Kartenbilder und Ansichten, welche es ermöglichten, die Entstehung des Inselbildes klar zu machen. Die aus historischer Zeit gemeldeten vulkanischen Ausbrüche sind nur Nachwehen der großen Katastrophe des Einsturzes des allmählich in unvordenklichen Zeiten aufgehöhten großen Vulkans, eine Katastrophe, die durch die völlig gleichartige des Krakatau vom 27. August 1883 jetzt völlig verständlich gemacht wird (s. Philippsons betr. Kapitel in Hiller v. Gärtringens Thera I). Wann dieser große Bimsteinausbruch, der damit zusammenhängende Einsturz und der Einbruch des Meeres in das Kraterbecken stattfand, können wir jetzt bestimmen, und zwar besser als durch die nicht genügend beobachteten Funde vorgeschichtlicher Ansiedelungen an der Südspitze Therasias durch solche bei Akrotiri, dem Südwest-Horn der Hauptinsel. Mehrere Diapositive vermittelten eine Anschauung dieser durch R. Zahn in Hillers Auftrag ausgegrabenen, unter hoher einheitlicher Bimsteinschicht verschütteten Häuserreste und in denselben gefundener mit Blattmotiven bemalter Vasen. Die ziemlich entwickelte Keramik, Steinwerkzeuge, Mühlsteine, Zeugnisse von Ölfabrikation, sogar ein paar kleine Goldplättchen weisen den Ausbruch in das Ende der Steinzeit, also etwa 2000 v. Chr. oder etwas später.

Andere Kartenbilder und Ansichten erläuterten sodann die Lage von Alt-Thera auf dem Messavuno, dem ins äußere Meer vorgestreckten Sporn der Kalksteinrippe, einem Rest des

oſtägeiſchen Faltengebirges, das ſich um die kryſtalliniſchen Kykladen herumſchlang, einem Überbleibſel der vorvulkaniſchen Geſtaltung dieſer Inſel. Größere Sicherheit vor Erdbeben, Quellen, die friſchere Luft, Sicherheit gegen Seeräuberüberfälle und Feindesnot, zu beiden Seiten unten flacher, für das aufs Land ziehen der Schiffe bequemer Landungsſtrand, unmittelbare Nähe der beſten Ackerfruchtebene der Inſel — das alles beſtimmte die Wahl des Ortes. Es wurde dann geſchildert, wie Freiherr Hiller v. Gärtringen ſich veranlaßt ſah, an Stelle der oberflächlichen Kenntnis der alten Stadt eine gründliche zu ſetzen und durch gradezu vorbildliche Grabungen, im Verein mit Fachleuten der verſchiedenſten Studiengebiete, uns ein ſo vollſtändiges Bild der alten griechiſchen Kleinſtadt wiederzuſchenken, daß man wohl von einem griechiſchen Pompeji hat reden können.

Es folgte eine raſche Darſtellung der Geſchichte Theras im Altertum: die Frühzeit, die Zeit der doriſchen Koloniſation, der Gründung der glänzenden Kolonie Kyrene, die ſtille Periode des fünften und vierten Jahrhunderts, dann wieder die Zeit, wo die Inſel einen Stützpunkt der Ptolemäer bildete, bis auch ſie im römiſchen Weltreich aufging und früh Sitz einer jüdiſchen Gemeinde wurde, der das Chriſtentum ſpäter nachfolgte. Dann wurde an der Hand zahlreicher Karten und Lichtbilder eine Vorſtellung der Stadt ſelbſt, wie ſie jetzt offen vor uns liegt, gegeben und dabei etwas länger verweilt bei den alten Felsheiligtümern, namentlich dem Tempel und Kultus des Apollon Karneios, den alten Weih- und anderen Inſchriften, die für die Geſchichte des Kultus, der Sitte, der Schrift gleichmäßig von Intereſſe ſind, ferner bei den Militärbauten der Ptolemäer, dem Markt mit der hier als ſolche genannten Baſilike Stoa, der Markthalle, den Privathäuſern u. a.

Wieviel Bereicherung unſerer Kenntniſſe von alter Kunſt und altem Menſchenweſen ließe ſich noch durch die Wiſſenſchaft des Spatens gewinnen, wenn es noch mehr deutſche Edelleute oder finanzkräftige Männer gäbe, die ihr Wiſſen, ihr Können, ihre Geldmittel in ſo ſelbſtloſer Weiſe, wie Freiherr Hiller v. Gärtringen, in den Dienſt einer edlen Sache ſtellen würden!

Körper und Seele des Kindes.

Von Dr. med. Emil Hübner in Frankfurt a. M.

Orientierende Vorbemerkungen.

Daß von allen Körperteilen das Gehirn die nächsten Beziehungen zu den Seelenerscheinungen hat, ja sie ganz ausschließlich vermittelt, lehrte schon die Schule des Hippokrates etwa 400 Jahre v. Chr., doch wurde diese Auffassung niedergehalten durch die Autorität des großen Aristoteles — um 300 v. Chr. — welcher im Gehirn ein Abkühlungsorgan sah; erst im sechszehnten Jahrhundert fand sie allgemeine Anerkennung. Und nun begann durch drei Jahrhunderte ein ernstes emsiges Suchen nach dem Sitz der Seele im Gehirn und die verschiedensten Teile desselben wurden nacheinander als solcher entdeckt; erst im Laufe des letztvergangenen Jahrhunderts brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die psychischen Vorgänge an die gesamte Hirnrinde gebunden sind. Vor allem ist es Gall, welcher sich hierfür unsterbliche Verdienste erworben hat, die allerdings weniger gekannt sind als seine verunglückte Schädellehre.

Es war eine ungeheuere Geistesarbeit notwendig, die Summe der Kenntnisse zu schaffen, welche wir jetzt über den Bau und die Funktion unseres Gehirns und Rückenmarks besitzen; hervorheben möchten wir, daß an dieser Arbeit eine Anzahl von Forschern, welche ihren Sitz in Frankfurt a. M. haben, in hervorragender Weise beteiligt sind. Besonders förderlich erwies sich das Studium der Erkrankungen des Gehirns. — Jetzt ist es vor allem die Verbindung der Psychologie mit der Physiologie, welche geeignet erscheint, uns weiter zu führen; es ist dies das Studium der Vorgänge, welche in unserem Nervensystem und gleichzeitig in unserem Bewußtsein auftreten, also das Studium der sogenannten Parallelvorgänge.

Die Nervenfasern, welche von unserer Körperoberfläche nach den Sinnesorganen oder zum Gehirn und Rückenmark,

zu kabelartig gebauten Strängen sich vereinigend, hinziehen, bestehen fast alle aus dem sogenannten Achsenzylinder und dem Nervenmarck, einer fetthaltigen Substanz, welche die Umhüllung des Achsenzylinders und seine Isolierung von seinen Nachbarn bildet, sowie ein Kupferdraht mit Seide umsponnen wird, um die Elektrizität fortzuleiten und nicht an benachbarte Drähte abzugeben. Diese Markhüllen geben der Gesamtmasse die weiße Färbung; was also am Gehirn und Rückenmark weiß ist, ist Leitungsmaterial, was grau ist, enthält die eigentlichen Elemente, in denen sich das Nervenleben abspielt: die Ganglienzellen. — Gefühlsempfindungen werden von der Peripherie nach dem Zentrum geleitet, dort werden sie von der Zelle, in welche sie einmünden, weitergegeben an eine andere, welche dann durch eine nach dem Bewegungsapparat laufende Faser ihre Erregung in Bewegung umsetzt. So unterscheiden wir sensible und motorische Zellen und Fasern.

Es gibt Bewegungen, welche vom Rückenmark veranlaßt werden, bei denen also das Gehirn unbeteiligt ist; es sind dies die unwillkürlichen, die automatischen und reflektorischen Bewegungen. Die ersteren sind zum Teil sehr kompliziert, wie die Arbeit des Herzens, der Atmungs- und Verdauungsorgane; die letzteren, die reflektorischen, sind relativ einfach. Ein Beispiel: ein Nadelstich gegen die Fußsohle hat ein sofortiges Zurückziehen des Fußes zur Folge; wir bemerken dies erst, wenn es schon geschehen ist, wir führen diese Bewegung auch im Schlafe aus. Reflektorisch ist auch unser Mienenspiel. Solche Bewegungen zu unterdrücken, können wir erlernen. — Im allgemeinen tragen sie den Charakter der Zweckmäßigkeit, sie schützen das Individuum vor Schädigungen; sie sparen ihm die Arbeit des Denkens, die Bewegung ist schon geschehen, ehe die Verletzung eintreten konnte, wie etwa beim momentanen Schluß der Augenlider.

Die Grenze zu ziehen zwischen diesen unbewußten und zwischen gewollten Bewegungen ist nicht immer leicht. — Sehen wir z. B. auf der Straße einen Freund plötzlich um die Ecke biegen, so greifen wir fast momentan nach unserem Hut und grüßen. Auch hier ist es, wie bei dem Reflex, ein Sinneseindruck, welcher die Bewegung veranlaßt hat, aber zwischen die Gesichtswahrnehmung, das Erblicken des Freundes und die Grußbewegung hat sich doch etwas eingeschaltet — es sind

Erinnerungsbilder in meinem Denkapparat lebendig geworden. Ich erkenne den Mann wieder, eine Kollektivvorstellung des Befreundetseins tritt in mein Bewußtsein und darum grüße ich; würden die Erinnerungsbilder in mir die Vorstellung der Feindschaft hervorgerufen haben, so würde ich mich vielleicht abgewendet haben. Diese Erinnerungsbilder, welche in letzter Linie unseren gesamten geistigen Besitz ausmachen, wollen wir noch ein wenig näher betrachten.

Wir haben zum erstenmale eine Rose gesehen. Wir gehen weiter, denken an etwas ganz anderes, auf einmal taucht das Bild dieser Rose wieder vor uns auf, wir sind im stande uns diese Blume, auch ohne daß wir sie sehen, deutlich vorzustellen. Wir haben zu unserem bisherigen Bewußtseinsinhalt einen Zuwachs erhalten. — Wie ging das zu? Wir haben die Rose angesehen; diese Gesichtsempfindung gelangte nach der Sehsphäre unseres Hinterhauptlappens, wo wir die Wahrnehmung der Rose erhielten. Diese Zuführung des Gesichtseindrucks dauerte so lange als wir die Rose ansahen, nicht länger — was aber blieb von diesem Eindruck zurück, das es uns ermöglicht, auch ohne erneutes Erblicken der Rose uns diese vorzustellen? Wir müssen annehmen, daß eine Veränderung irgend welcher Art zurückblieb, aber wie ist diese beschaffen?

Wir wissen, daß die Erregungsvorgänge in unserem Nervensystem chemischer Natur sind, wir haben also ein Recht anzunehmen, daß dieser Vorgang ein ähnlicher sein wird; wir dürfen uns beispielsweise vorstellen, daß eine Umlagerung der kleinsten Teilchen in den Ganglienzellen vor sich gegangen ist, in denen die Erinnerungsbilder lokalisiert sind. Diese Umlagerung können wir uns als eine vorübergehende vorstellen, welche durch Wiederholung des Eindrucks — hier also des Bildes der Rose — stabiler wird, welche aber allmählich, etwa unter dem Einfluß des Stoffwechsels, der ja allerhand Schädigungen wieder ausgleichen kann, sich wieder zurückbildet, bis sie schließlich ganz dem früheren Zustande gewichen ist.

Diese Auffassung würde völlig dem bekannten Vorgange entsprechen, daß durch erneute Sinneseindrücke und durch häufiges Vorstellen unsere Erinnerungsbilder lebendig bleiben, sonst aber abblassen und schließlich verschwinden, so daß ein völliges Vergessen eingetreten ist.

Haben wir nun einen Anhalt dafür, in welchen Teilen des Gehirns sich diese Vorgänge abspielen? Diese Frage dürfen wir bejahen. Wir wissen, daß etwa der dritte Teil unserer Großhirnrinde eingenommen ist von den Sinnesfeldern, das heißt von den Rindengebieten, in welchen die Sinnesnerven einmünden, in denen also die Gesichts-, Gehörs-, Geruchs- und andere Empfindungen zur Wahrnehmung gelangen; die Verteilung dieser Felder ist ziemlich genau bekannt.

Ganz verschieden von diesen Bezirken schon im anatomischen Aufbau ist der übrige Teil der Großhirnrinde, also etwa zwei Drittel derselben; hier liegen Milliarden von Zellen, welche in der reichsten Weise durch ihre Ausläufer untereinander und mit den Sinnesfeldern verbunden sind; das Zusammenwirken aller dieser Verbindungen, das coagitare, ergibt das Denken.

Wir wissen, daß wenn diese Gebiete erkranken, auch die Denkfähigkeit schwindet.

Die Erinnerungsbilder treten kaum jemals vereinzelt auf, fast immer ist es eine Reihe von Vorstellungen, welche sich aneinander ketten, ein Vorgang, den wir als Ideenassoziation kennen; tritt er im Schlafe auf, so nennen wir ihn Traum. Alle diese Vorstellungen, so wirr und bizarr sie uns scheinen mögen, setzen sich zusammen aus Einzelheiten, welche wir früher aufgenommen haben.

Das Neugeborene und seine erste Entwickelung.

Sich hineinzudenken in den Seelenzustand eines Neugeborenen ist nicht leicht; ödes Halbdunkel, lautlose Stille, nichts, was aus der Erinnerung auftauchte, keine Regung eines Wunsches — nur dumpfe unverstandene Rapporte von der Außenwelt. Vielleicht können wir uns vorstellen, wir lägen in einem tiefen traumlosen Schlaf, aus dem uns das Gefühl der Kälte weckte — aber nur dieser eine Augenblick, in dem das dumpfe Kältegefühl auftaucht, könnte der ersten Empfindung des Neugeborenen ähnlich sein. — Ein Kältereiz muß wohl der erste Rapport von der Körperoberfläche sein, ein Temperaturgefühl, hervorgerufen durch die gesteigerte Wärmeabgabe an die Umgebung, welche jetzt nicht mehr auf Blutwärme temperiert ist. — Ob es dies ist, was den ersten Atemzug auslöst oder die

Anhäufung von Kohlensäure im Blute, gleichviel, das erste, was der Mensch tut, ist ein Atemzug, das zweite ein Schrei, dazu kommen typische, wohl bei allen Neugeborenen gleiche ruckweise Bewegungen mit den Armen und Beinen.

Warm und rasch pulsiert das Blut in dem kleinen Körperchen, 140mal in der Minute zieht sich das Herzchen zusammen, die Atmung beginnt ihren Gang und die Schleimhäute und Drüsen des Verdauungsapparates treten in Tätigkeit. Der gesamte Stoffwechsel ist ein überaus reger, und wenn geeignete Pflege und Nahrung dem kleinen Weltbürger zu teil wird, so entwickelt sich ein rasches Wachstum und ein staunenerregender Ausbau des jungen Organismus.

Die Wichtigkeit einer zweckmäßigen Nahrung hat man zu keiner Zeit unterschätzt, aber alle Bestrebungen der Wissenschaft haben noch kein Ersatzmittel für die natürliche Nahrung, die Muttermilch zu schaffen vermocht. Darum ist es um so erfreulicher sagen zu können, daß in dem letzten Jahrzehnt das Selbststillen der Mütter in erfreulichster Weise zugenommen hat; es ist nicht unberechtigt zu behaupten, daß dieser Fortschritt nicht zum wenigsten auf die unausgesetzten Bemühungen der Ärzte zurückzuführen ist, alle Mütter, bei denen die Möglichkeit vorliegt, zur Erfüllung dieser ihrer schönsten Pflicht zu bewegen. Es ist bestimmt anzunehmen, daß mit der Erkenntnis der Wichtigkeit des Stillens des Säuglings auch das Pflichtgefühl der Mütter steigen wird.

Ist künstliche Nahrung notwendig, so ist neben peinlichster Sauberkeit auf vorsichtiges Maßhalten zu achten; sehr selten wird durch ein zuwenig, sehr häufig durch ein zuviel geschadet. Die Entwickelung des kindlichen Individuums vollzieht sich nicht nach einem bestimmten Schema und deshalb kann gar nicht genug hervorgehoben werden, daß die Durchschnittszahlen, welche für die normale Entwickelung eines Kindes aufgestellt sind, absolut nicht den Zahlen entsprechen, welche an irgend einem bestimmten Kinde beobachtet worden sind; würde man in der Lage sein die einzelnen Tabellen, welche der Berechnung dieser Durchschnittszahlen zu Grunde gelegen haben, durchzusehen, so würde man finden, daß die einzelnen Kinder genau solche Schwankungen aufgewiesen haben, wie man sie an seinem eigenen Kinde beobachtet. Es ist ganz unlogisch, von seinem

Kinde zu verlangen, daß es sich auf dieser berechneten Durchschnittslinie bewegen soll.

Die Wärmeabgabe des Säuglings ist eine außerordentlich große; aus zweierlei Ursachen: erstens ist das die Haut durchströmende Blut nur von einer sehr zarten Hautschicht bedeckt und zweitens ist bei der Kleinheit des Körpers das Verhältnis der Körperoberfläche zur Masse desselben ein sehr günstiges für die Wärmeabgabe, also die Abkühlung: je kleiner ein Körper ist, desto rascher kühlt er ab. Hieraus leitet sich sofort die Überlegung ab, daß es unmöglich zweckmäßig sein kann, die Wärmeverluste des Neugeborenen noch künstlich zu steigern durch forcierte Abkühlungen, Übergießen mit kaltem Wasser oder gar durch Eintauchen in kaltes Wasser. Wenn unsere Altvorderen wirklich ihre Säuglinge in das eiskalte Wasser der Flüsse getaucht haben, so war das ja für eine Auslese des Nachwuchses gewiß recht zweckmäßig; unsere Absichten aber gehen mehr auf die Erhaltung aller, auch der schwächlichsten Kinder hinaus und das soll ja der Stolz unserer hygienischen Bestrebungen sein, auch die schwächlichsten Kinder zu kräftigen Menschen zu erziehen.

Gehen wir über zur Betrachtung des Nervensystems des Neugeborenen, so werden wir zunächst seine Bewegungen beachten, denn wir wissen ja, daß zu jeder Bewegung ein Nervenimpuls gehört. — Was sehen wir? Sein Herz schlägt, es schneidet Gesichter, schielt manchmal, macht planlose Bewegungen mit den Fingerchen, spreizt sie auseinander, zuckt ziellos mit den Armen und Beinen; betrachten wir die Augen genauer, so sehen wir, daß die Pupillen sich verengern, wenn helles Licht auf die Augen fällt. Weitere Bewegungen bemerken wir beim Atmen, Saugen, Schlucken, auch diese zweckmäßigen Bewegungen brauchen nicht erlernt zu werden, der hierfür nötige Nervenapparat arbeitet gleich nach der Geburt. Außer den einfachen Reflexen gehen also auch unbewußt sehr komplizierte Bewegungskomplexe vor sich, welche von sogenannten Zentren ausgelöst werden, welche zumeist in dem verlängerten Mark und dem Rückenmark liegen. Ein Teil der Bewegungen, welche wir an dem Neugeborenen wahrnehmen, macht den Eindruck des Willkürlichen, Beabsichtigten. Aber alle diese Bewegungen haben den ge-

meinsamen Grund, daß der zu den Muskeln gehörige Nervenapparat noch nicht vollkommen ausgebildet ist, die verschiedenen Muskelgruppen arbeiten gewissermaßen auf eigene Faust, wir können sehen, daß der eine Augapfel nach außen gerollt ist, der andere nach innen geht; so kann auch einmal zufällig das Gesicht des Kindes einen verwunderten oder lächelnden Ausdruck erhalten. Hierin liegt eine Quelle für Beobachtungsfehler, welche tatsächlich manchen Angaben zu Grunde liegen.

Wie steht es nun aber beim Neugeborenen mit dem Gebiete der höheren geistigen Fähigkeiten, mit dem Großhirn? Dieses ist zur Zeit der Geburt in einem fast völlig unreifen Zustande. Dies zeigt sich auch schon durch seine Farbe an; es hat einen gleichmäßig graurötlichen Ton, die Scheidung in weiße und graue Substanz ist kaum angedeutet. Aber gleich beginnt die Entwickelung. Von den Sinnesorganen aus sehen wir die Markscheidenbildung nach den Zentren hin vordringen. In dem Maße, wie sich dieser Ausbau vollzieht, wird es den Eindrücken, welche von den Sinnesorganen herkommen, ermöglicht, tiefer nach dem Gehirn vorzudringen. Nachdem die Sinnesleitungen bis zu den Rindenfeldern der Großhirnrinde vorgedrungen sind, beginnen von da aus neue Bahnen in umgekehrter Richtung sich zu entwickeln. Auch mit den Zentren für die niederen Triebe verbindet eine sich ausbauende Bahn die Rinde des Großhirns.

Wenn der Ausbau der Sinnesorgane zum Abschluß gelangt ist, Ende des dritten oder im vierten Monat, beginnt es sich in den übrigen Partien der Großhirnrinde zu regen — jetzt schieben sich von den Sinnesfeldern zahllose Nervenfasern in die geistigen Gebiete und treten dort miteinander in Verbindung. In diesen Gebieten liegen die Erinnerungsbilder aufgespeichert in einer Milliarde von Zellen und ihr Zusammenfassen bildet Vorstellungen und Schlüsse und aus diesen heraus bestimmen wir unser Handeln. Daß dem so ist, lehrt uns eine Erkrankung des Gehirns, bei welcher uns das Mikroskop deutliche Veränderungen an Zellen und Fasern dieses Gebietes erkennen läßt; aus diesen können wir direkt ablesen, welche Folgen es für das geistige Leben hat, wenn diese Elemente desorganisiert sind. Die Gedanken geraten in ein wirres Durcheinander, die Fähigkeit, die Vergangenheit zu nützen,

die Folgen der Handlungen vorauszusehen, geht verloren; sie sind die Träger von allem, was wir Erfahrung, Wissen, Erkenntnis, Grundsätze, höhere Gefühle nennen, und nicht minder der Sprache; all dies Können ist hinweggefegt, wenn diese Gebilde zerstört sind.

Dieser gesamte Ausbau des Gehirns vollzieht sich unter dem Einfluß äußerer Reize. Wenn man einem neugeborenen Hunde das eine Auge mehrere Monate verschlossen hält, so bemerkt man, wenn man nach Tötung des Hundes die Gehirngegenden prüft, welche die Lichteindrücke empfangen, daß die Partien, welche mit dem offenen Auge in Verbindung standen, erheblich in der Entwickelung fortgeschritten sind, während die der anderen Seite noch auf demselben Punkte stehen, wie zur Zeit der Geburt. Zur Vervollkommnung und Entwickelung der Nervenelemente gehört also die Einwirkung eines äußeren Reizes, wir können sagen: Übung. Andere Tierexperimente, deren genaue Beschreibung zu weit führen würde, beleuchten diese Vorgänge noch heller. — Bei der Erwähnung solcher Tierexperimente erscheint es geboten, mit einigen Worten auf ihre Berechtigung und Ausführung einzugehen.

Tiere zu töten ist ein Recht des Menschen, welches hervorgeht aus dem Selbsterhaltungstrieb; blieben nur die Nagetiere allein durch einige Jahre am Leben, so bliebe bei ihrer außerordentlichen Vermehrungsfähigkeit kein grünes Blatt mehr übrig für den Menschen.

Dieses Recht aber in der schonendsten Weise auszuüben gebietet ihm seine Kultur. Die humanste Weise ist das Töten in Chloroformnarkose, wie es wohl ausschließlich nur bei dem Tierexperiment geübt wird. Die grausamste Feindin der Tierwelt ist die Natur selbst; unzählige Tiere kommen um durch Frost, Hunger, Raubtiere oder siechen langsam dahin an den Verletzungen, welche sie im Kampfe mit ihresgleichen erlitten haben.

Nun handelt es sich beim Tierexperiment nicht immer um ein Töten der Tiere; es werden ihnen auch Krankheitsstoffe eingeimpft, es werden Operationen an ihnen versucht, bevor sie am Menschen vollzogen werden. Diese Experimente haben nicht nur zur Lösung wissenschaftlicher Fragen geführt, sondern auch unzähligen Menschen genützt; wer das

leugnet, der kennt eben die Verhältnisse nicht, hier reden die Tatsachen eine so klare Sprache, daß jeder, der ihnen vorurteilslos frei entgegentritt, dies einsehen muß.

Was bedeutet es aber gegenüber dem ununterbrochenen grausamen Kampfe in der Natur und der Grausamkeit des Menschen den Tieren gegenüber bei anderer Gelegenheit, wenn wirklich das eine oder das andere Tier erkrankt oder in seltenen Fällen einen Schmerz ertragen muß; in seltenen Fällen, denn in den allermeisten können die Schmerzen durch Chloroform, Äther, Cocain und ähnliche Mittel ausgeschaltet werden.

Wenn man Tiere quält, um seinen Gaumen zu kitzeln, Säugetiere und Vögel der Castration unterzieht, um ihr Fleisch schmackhafter zu machen, wenn man Schildkröten und Krebse lebendig kocht, lebenden Aalen die Haut abzieht oder wenn im Sport der Jagd hunderte und tausende von Tieren angeschossen werden und elend zugrunde gehen, wenn bei Dauerritten Pferde zu Tode gehetzt werden — da wird das ethische Gefühl des Menschen auf das Empfindlichste verletzt, nicht aber dort, wo unter Zuhilfenahme aller zu Gebote stehenden Linderungsmittel zum Tierexperiment gegriffen wird, lediglich und ausschließlich zu dem Zweck, das Elend in der Welt zu lindern, dem kranken Menschen Heilung zu bringen und den Gesunden vor Erkrankung zu schützen.

Entwickelung und Gebrauch der Sinnesorgane.

Das Neugeborene ist taub; noch fehlt die zum Hören unbedingt notwendige Luft in der Paukenhöhle; an ihrer Stelle liegt noch Flüssigkeit. Gegen Ende der ersten Lebenswoche hören normale Kinder unzweifelhaft, in der dritten und vierten Lebenswoche zucken sie zusammen beim Umfallen größerer Gegenstände; auch wurde im ersten Vierteljahr schon ausgesprochene Freude an der Musik beobachtet. Es kommt nicht zu selten vor, daß schon frühzeitig, noch ehe das Sprechen beginnt, Melodien nachgesungen werden. Das Sing- und Tonwahrnehmungs-Zentrum entwickelt sich im Gehirn unabhängig vom Sprech- und Wortklang-Zentrum.

Der Gefühlssinn ist beim Neugeborenen schon leidlich entwickelt, wenn es auch gegen schmerzerregende Eingriffe

weniger empfindlich ist als der Erwachsene. — Hochgradig ist die Empfindlichkeit der Lippen, was nicht überraschen darf, da ja mit den Lippen die Nahrungsspender gefaßt werden müssen und der feste Schluß der Lippen die Vorbedingung des Saugens ist. Gerade bei den Vorgängen, welche mit der Nahrungsaufnahme zusammenhängen, können wir schon frühzeitig Veränderungen im Gesichtsausdruck beobachten, welche wir als Folge von Lust- und Unlustempfindungen ansehen müssen, das ist ein weites behaglich erscheinendes Öffnen der Augen und andererseits ein festes Zukneifen der Augen, wie es auch stets beim Schreien eintritt.

Mit dem Gefühlssinn hängen zusammen die Tast- und Greifbewegungen, welche in der sechsten Woche beginnen; das gewohnheitsmäßige Langen nach allem, was in die Nähe kommt, tritt jedoch erst viel später auf. Der Amerikaner Baldwin fand bei seinen sehr sinnreich angestellten Versuchen, daß das Kind — im Beginn des neunten Monats — nach allem reichte, was im Bereich seines Ärmchens lag; alles, was ihm in einer größeren Entfernung gereicht wurde, lehnte es ab. Eine gewisse Fähigkeit, die Entfernung einzuschätzen, war also zu dieser Zeit schon da. — Über die Geruchs- und Geschmacksempfindungen liegt nichts von allgemeinem Interesse vor, dafür um so mehr über den Gesichtssinn. — Die verschiedenen am Auge vorhandenen Reflexbewegungen wollen wir nur erwähnen und wollen alsbald übergehen zu der Hauptleistung der Augen, zu der Orientierung im Raum und zu der Ermöglichung der Wahrnehmung der Gegenstände der uns umgebenden Welt.

Für die Entstehungsgeschichte der Raumwahrnehmungen sind die Augenbewegungen des Säuglings von Interesse, um so mehr als gerade diese Vorgänge herbeigezogen wurden, um den Streit zwischen den Nativisten und Empiristen zu entscheiden, den Nativisten, welche annehmen, daß der Mensch einen angeborenen Mechanismus mitbringe, der von Anfang an koordinierte Bewegungen auszuführen im stande sei, und den Empiristen, welche behaupten, daß der Mensch erst durch die Erfahrung den Gebrauch seiner Sinnesorgane lerne. Wir werden eine Reihe von Tatsachen kennen lernen, welche durchaus für die letztere Auffassung sprechen. Die Schätzung der

Distanzen lernt das Kind zunächst mehr durch Bewegungen, welche es ausführt, als durch das Muskelgefühl, welches ihm über die Einstellung seines optischen Apparates Nachricht geben könnte. Es tastet seine Umgebung ab und erweitert diese Orientierung, sobald es laufen gelernt hat und nun zu den Gegenständen hinläuft. Das „Begreifen" der Gegenstände ist für das Kind eine reiche Quelle der Belehrung, wofür auch der Sprachgebrauch ein Zeuge ist; ich habe etwas begriffen, heißt etwas ganz anderes als, ich habe etwas gesehen, und das Wort „Begriff" bedeutet die Summe der wesentlichen Merkmale eines Dinges. Das Sehenlernen vollzieht sich unter beständiger Mithilfe des Tastens, was wir am lehrreichsten aus gewissen Beobachtungen ersehen können, welche an Blindgeborenen und später sehend Gewordenen gemacht worden sind. Unter anderen hat Herr Professor Uhthoff, jetzt in Breslau, während seiner Tätigkeit in Marburg zwei sehr instruktive Fälle beschrieben.

In dem einen monatelang nach der Operation beobachteten Falle zeigte es sich deutlich, daß der siebenjährige Knabe keinen einzigen Gegenstand durch das Gesicht allein erkannte; er mußte sich durch Betasten, gelegentlich auch durch das Gehör, den Geruch und Geschmack über das betreffende Objekt orientieren und den so gewonnenen Eindruck mit dem durch die Augen gewonnenen vergleichen; auf diese Weise lernte er die Gegenstände durch das Sehen von neuem kennen. Diese Untersuchungen wurden mit den verschiedensten Gegenständen angestellt und es kam kaum vor, daß er einen Gegenstand schon beim zweitenmal erkannte. In der Regel war es drei- bis sechsmal notwendig, ihm den Gegenstand in die Hand zu geben, ihm zu sagen und zu zeigen, wozu er gebraucht wird, bis er imstande war, ihn durch das Gesicht allein wiederzuerkennen. Sah er einen Gegenstand, der ihm schon geläufig war, durch ein farbiges Glas, so erkannte er ihn nicht; über den Sachverhalt aufgeklärt, blieb er völlig orientiert. Das Taxieren der Größenverhältnisse fiel ihm außerordentlich schwer, auch die Orientierung im Raume besorgte er lange Zeit hindurch lieber durch den Tastsinn als vermittelst des Sehorgans. Der Knabe war ja freilich in traurigen häuslichen Verhältnissen aufgewachsen, es hatte sich niemand mit ihm beschäftigt,

doch war er ganz gewiß nicht außergewöhnlich schlecht begabt. Professor Uhthoff hatte Gelegenheit, den Knaben $2^1/_2$ Jahre nach der Entlassung aus der Klinik wiederzusehen, da war er lebhaft, sogar wild und machte einen geradezu durchtriebenen Eindruck. Beim normalen Kinde entwickelt sich das Sehenlernen natürlich nicht so sprungweis; ihm sondern sich aus dem ursprünglichen Halbdunkel hellere Bezirke, Lichteindrücke ab; zunächst verschwommene, nach einigen Monaten immer schärfer umgrenzte Bilder gebend; so tritt das Kind allmählich in das Stadium der Seelenblindheit, es erkennt zunächst noch nicht, was es sieht, erst in jahrelanger Übung lernt es unter Zuhilfenahme der anderen Sinne die einzelnen Dinge seiner Umgebung kennen und schließlich auch benennen. Aber schon lange ehe es sprechen kann, kennt es sehr vieles, äußert durch Geberden und Minenspiel Wünsche und stellt Fragen. Daß es aber das Sehen erst erlernen muß und nicht als fertige Fähigkeit mit auf die Welt bringt, beweisen die angeführten Beobachtungen. Nicht minder auch die Fälle, in denen die Kinder das Sehen erst erlernten, dann vergaßen und es nochmals lernen mußten. Es ist dies in den Fällen beobachtet worden, in denen ein monatelang anhaltender Lidkrampf die Augen geschlossen hielt; nach dessen Aufhören zeigten die Kinder ein ganz ähnliches Verhalten, wie das oben geschilderte des Knaben; stets genügten einige Wochen zur Wiedererlangung der verloren gegangenen Fähigkeiten.

Wenn wir übergehen zur Betrachtung der weiteren Entwickelung des Kindes, so wollen wir zunächst einige für das Kindesalter spezifische Züge hervorheben. Wir sehen gewisse Bedürfnisse beim Kinde mit der Gewalt von Naturtrieben auftreten, es ist dies das Bedürfnis nach Muskelbewegung, nach selbständigem Handeln und das Bedürfnis nach Bereicherung seines Vorstellungsschatzes.

Triebartig ist vor allem das Erstgenannte; die Kinder können gar nicht still bleiben, und alles, was auch nur für einige Augenblicke der Ruhe bedarf, ist schwer bei ihnen durchzusetzen.

Zu dieser Beweglichkeit der Kleinen trägt sehr viel der Umstand bei, daß sie auf jeden äußeren Reiz sofort reagieren; jeder Schall, jede Berührung wird sofort mit einer Bewegung

beantwortet. — Sobald die Kinder laufen gelernt haben, ziehen sie dieses dem Gefahrenwerden vor, und sobald sie erst im Laufe des dritten Jahres die nötige Sicherheit in der Beherrschung des Gleichgewichts erlangt haben, dann hüpfen sie wie die Vögelchen, namentlich am Morgen nach der tiefen Ruhe der Nacht. Später kommen allerhand Turn- und Kletterkünste.

Schon frühzeitig können wir bei unseren Kleinen das Bedürfnis nach selbständigem Handeln wahrnehmen. Kaum hat das Kind laufen gelernt, so entzieht es sich mit Vorliebe der führenden Hand und jauchzend läuft es davon, wenn es auch noch so oft hinfällt. Wird es größer, so ist die Bitte: „Laß mich das machen," „laß mich das allein machen" eine der am häufigsten gehörten; daß dies zumeist auf dem Nachahmungstrieb beruht, ist keine Frage; dieser Trieb geht von den niederen Zentren aus und ist zunächst unbewußt, aber er wächst allgemach heraus aus der Sphäre der Reflexe und wird zum gewollten; wir können uns sehr wohl vorstellen, daß hier der Trieb weiter wirkt, aber schon unter Teilnahme des Großhirns, dessen regulierende Tätigkeit sich freilich erst allmählich geltend macht. So, wie sich dies vollzieht, wird der Tatendurst des Kindes zu einer reichlich fließenden Quelle der Belehrung. Auch dieses Bedürfnis erweist sich als eine in der Richtung der Fortentwickelung wirkende Kraft, und wenn wir hier diese Bedürfnisse gesondert aufführen, so ist dies eigentlich nichts anderes, als daß wir von verschiedenen Gesichtspunkten aus die Summe der Erscheinungen betrachten, welche ununterbrochen die Tendenz des Wachstums und des Ausreifens des Individuums offenbaren.

Das Bedürfnis der Kinder, ihren Vorstellungskreis zu erweitern, tritt am deutlichsten hervor in ihren Fragen. Was alles können sie fragen! Selbst die unerschöpflichste Mutter gerät bald an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit vor dieser Inquisition der Kinderstube!

Und welches Glück, daß sie es tun und ihren Eltern die Gewißheit geben, daß sie gesunden Geistes sind! Mit immer erneuter Geduld widme man sich der Beantwortung dieser Fragen; doch achte man stets darauf, abstrakte Begriffe zu vermeiden; man fülle das Vorstellungsvermögen des Kindes

mit Wahrnehmungen aus dem unerschöpflich zur Verfügung stehenden Reichtum der Natur; sind diese reich genug und klar, so wird das Kind selbst beginnen zu vergleichen und ihm nahegelegte Schlüsse zu ziehen — wieder unter dem freudigen Gefühl des Selbsterarbeitens, das die Liebe zum Neuen wach erhält und steigert. Dann aber kommt bald die Zeit, wo das Fragen beginnt seine Berechtigung zu verlieren, dann muß es zurückgedrängt werden zu Gunsten des Denkens.

Vererbung und Erziehung.

Die Vererbung und die Erziehung sind die beiden Faktoren, welche die Entwickelung des Menschen bestimmen — das ist unbestritten; aber sogleich gehen die Meinungen auseinander, sobald es gilt, abzugrenzen, welcher Anteil vom schließlichen Resultat auf jede der Komponenten entfällt. — Die eine Auffassung geht dahin, daß die Vererbung das Entscheidende ist, daß der Charakter des Menschen in seinen Grundzügen bestimmt ist, schon bei seiner Geburt; daß alles, was ihm die Erziehung zuführen kann, von untergeordneter Bedeutung ist gegenüber dem, was von vornherein in ihm festgelegt war. Auf der anderen Seite sehen wir die hohe Wertschätzung der Erziehung, der Erziehung im weitesten Sinne des Wortes, alles umfassend, was als äußere Einwirkung an den Menschen herantritt: die im Elternhause genossene Fürsorge, die Fortbildung in der Schule und nicht zuletzt all das, was der Kampf ums Dasein, die herbe Schule des Lebens dem Menschen bringt.

Wir wollen das, was wir am einzelnen Menschen und am Menschengeschlecht in seiner Gesamtheit beobachten können, zusammenstellen und daran unsere Erwägungen knüpfen. Beginnen wir mit dem Individuum. Bei seiner Geburt repräsentiert der Mensch eine äonenalte Vergangenheit zugleich mit der Zukunft, an deren Schwelle er tritt.

Aus der ersteren bringt er mit den alterworbenen Stammesbesitz, Fertiges und nur in der Anlage Begründetes, der Entwickelung Harrendes. Wir sehen, daß dessen, was er fertig mitbringt, sehr wenig ist; er ist hilfloser als irgend ein anderes lebendes Wesen zur Zeit seiner Geburt. — Am schroffsten tritt der Unterschied hervor in seinem Zentralnervensystem;

was schon entwickelt ist, sind nur die niederen Zentren, welche alles das beeinflussen, was die vegetative Existenz bedeutet, das aber, was dereinst seine Eigenart als Mensch darstellen wird, ist nur in den Anfängen vorhanden und es bedarf des Reizes der äußeren Einflüsse, um seine Entwickelung zu finden; unter der Einwirkung dieser baut sich der gewaltige Komplex des Großhirns aus, das wie eine Akropolis die niederen Hirnteile überragt.

Nach der modernen Naturauffassung repräsentiert das einzelne Individuum in seiner eigenen Entwickelung eine kurzgefaßte Wiederholung der Entwickelung der Art, zu der es gehört — es ist dies das großartige sog. biogenetische Grundgesetz — und wenn wir nun sehen, daß unter dem Einflusse der äußeren Einwirkungen ein solch gewaltiges Organ wie unser Großhirn sich auswächst, so dürfen wir unbedingt den Rückschluß machen, daß es auch in der Stammesentwickelung diese Einflüsse waren — also Einflüsse der Erziehung — welchen das Menschengeschlecht als solches dieses Organ verdankt.

Diese Annahme fügt sich zwanglos hinein in die Anschauung, daß durch unser Weltall ein großer Zug der Entwickelung geht, daß von einfachen Formen in ungemessenen Zeiträumen sich höhere Wesen abgeleitet haben, daß ohne Stillstand in beständigem Fließen, in ewigem Werden und Vergehen neues entsteht, um das frühere durch besseres zu ersetzen. Wir können uns gar nicht zu dem Gedanken entschließen, daß alles, was der Einzelmensch an Fortschritten, an ethischem und intellektuellem Besitz errungen hat, mit ihm ins Grab versinkt, daß der Kampf derer vergeblich war, welche alle ihre Kräfte angespannt haben, um ihren Mitmenschen voranzuleuchten, ihnen neue Bahnen zu weisen. Wenn das wirklich für alle übrigen Lebewesen Geltung haben sollte — der Mensch hat sich eine Ausnahme geschaffen, indem er seinen geistigen Besitz festzulegen gelernt hat in Schrift und Druck, in dem er ihn der Mit- und Nachwelt anbietet; so baut der Mensch sein Werk weiter auf der Grundlage, welche die vorausgegangenen Generationen geschaffen haben und dieser gemeinsame Besitz der Menschheit bedeutet nicht nur einen Schatz an Wissen, sondern auch an dem höchsten Gut, das er so schlicht und stolz als „Menschlichkeit" bezeichnet.

Nur eines kurzen Rückblicks auf die Geschichte der Völker bedarf es, um zu ersehen, daß dort, wo auch in die breite Masse des Volkes die geistige Bildung ihren Einzug gehalten hat, die Roheit der Sitten sich mindert; nur in großen Zügen darf man solche Entwickelungsbewegungen betrachten; das Einzelindividuum mag sich oft entgegengesetzt verhalten, das sind Ausnahmen, welche in dem großen Strome verschwinden.

Das Wissen allein, welches wir über unser Seelenorgan besitzen, redet eine eindringliche Sprache zu jedem, der es erwirbt; es zeigt ihm, daß über den niederen Triebzentren das Großhirn waltet, daß aus dem Gebiete der geistigen Arbeit und der geistigen Fähigkeiten Leitungen hinabgehen zu diesen Zentren, welche es ermöglichen, die niederen Triebe zu meistern; es führt ihm unverkennbar vor Augen, daß diese Beherrschung der Triebe durch Übung erlernt werden kann, daß die geistigen Zentren durch Schulung an Kraft gewinnen — daß der Mensch also weder ein Sklave der Vererbung noch ein Spielball der niederen Triebe ist.

So folgt denn unmittelbar aus diesem Wissen die Verantwortlichkeit des Individuums und seine Pflicht, sich selbst und die ihm Anvertrauten in ernster Schulung zu erziehen; so sehen wir die naturwissenschaftliche Auffassung des Seelenlebens vereinbar mit jeder gesunden Sittlichkeit; weit entfernt den Menschen zur Maschine herabzuwürdigen, eröffnet sie ihm den Einblick in die erhabensten Geheimnisse seines Körpers und zugleich beweist sie ihm seine unabwendbare Verantwortlichkeit.

Aber das geläuterte Wissen weist auch gleich die Grenze der Verantwortlichkeit auf und eines der wertvollsten Geschenke, welche die Wissenschaft der Menschheit dargebracht hat, ist — die humane Behandlung der Geisteskranken.

Daß der Mensch unter dem Einflusse äußerer Einwirkungen sich entwickelt, haben wir gesehen, und wir sehen auch alltäglich eine sehr energische in diesem Sinne einwirkende Kraft: die Elternliebe. Sie ist einer der stärksten Triebe, die dem Menschen eingepflanzt sind und sie verkörpert sich in dem Wunsche der Eltern, ihren Kindern wenn möglich ein besseres Dasein zu bereiten, sie auf eine höhere Stufe zu heben, als sie ihnen erreichbar war. Wenn sich dieser Wunsch nicht auf Äußerlichkeiten bezieht, sondern auf das, was den Wert des

Menſchen bedeutet, ſo iſt er durchaus berechtigt und dann wirkt er als ein mächtiger Hebel in der Fortentwickelung der geſamten Menſchheit.

Eine zielbewußte Erziehung erſtrebt zugleich eine kräftige Entwickelung des Körpers und der geiſtigen Fähigkeiten.

Die erſtere erfordert eine zweckmäßige Ernährung und peinlichſte Reinlichkeit des Körpers, die Entwickelung der Muskulatur durch reichliche Bewegung und eine zweckmäßige Kleidung. — Eine große Rolle in der körperlichen Erziehung ſpielt in neuerer Zeit die Abhärtung. Man pflegt darunter meiſt nur die Unempfindlichkeit gegen Kältereize zu verſtehen. Das erſchöpft aber den Begriff durchaus nicht; in Wirklichkeit wird man nur den einen abgehärteten Menſchen nennen können, der nicht nur, ohne ſich unglücklich zu fühlen und ohne ſeine Geſundheit zu gefährden, Kälte ertragen kann, ſondern auch andere — ſagen wir — Strapazen, wie Hitze, Hunger, Durſt, Schmerz und ſtarke körperliche Anſtrengungen. Wollte man auf alle dieſe Dinge näher eingehen, ſo erhielte man ein ganzes Erziehungsprogramm — und ſo iſt es tatſächlich, es gibt eben nur eine vernünftige Erziehung und in dieſer iſt eine zielbewußte Abhärtung inbegriffen. Wir wollen hier nur erwähnen, daß bei der ſogenannten Abhärtung in beſter Abſicht ſehr häufig grobe Irrtümer begangen werden.

So ſieht man häufig zarte, blaſſe Kinder in einer nur für die warmen Sommermonate geeigneten Kleidung auch in der kühlen Jahreszeit, mit bloßen Knieen und weit entblößtem Hals. Es ſcheint gerade dieſer Wahl der Kleidung eine Ideenaſſociation zu Grunde zu liegen, welche den Wunſch bedeutet, die Kleinen ebenſo kräftig werden zu laſſen, wie es Tiroler und Matroſen in der Regel ſind, die wir mit bloßen Knieen oder tief ausgeſchnittenem Kragen zu ſehen gewohnt ſind. Dabei bleibt eben außer betracht, daß der Grund des Kräftezuſtandes dieſer Leute in ihrer Abſtammung und ihrer geſamten Lebensweiſe, nicht aber in dieſer Art der Kleidung gelegen iſt, und überdies — ziehen die Tyroler in der kalten Jahreszeit fürſorglich Strümpfe über ihre Knie. So erfriſchend und anregend eine raſche Kälteanwendung wirkt, ſo nachteilig wird eine dauernde Abkühlung des Körpers namentlich des kleinen Körpers des Kindes. Die Kniee ſind an und für ſich

ſchon in der Wärmeverſorgung ſchlecht geſtellt, weil dort jedes Muskelfleiſch fehlt und die Haut faſt ausſchließlich über Knochen und Sehnen liegt — die Empfindlichkeit der Kniee gegen Kälte iſt ja allbekannt.

Die Entblößung des Halſes bewirkt, daß die warme Luftſchicht, welche durch die Körperwärme zwiſchen der Haut und der innerſten Kleiderſchicht gebildet wird, raſch aufſteigt und entweicht, ſo daß dieſe Entblößung zu einem intenſiven Wärmeabfluß führt. Dieſe Wärmemengen gehen abſolut für den Körperhaushalt verloren und bedeuten eine ſehr intenſive Wärmeveränderung; es iſt ein namhafter Teil der aufgenommenen Nahrung, welcher ſonſt zum Aufbau von Blut, Muskelfleiſch u. ſ. w. gedient hätte, in Form von Wärme in die Atmoſphäre entwichen und ſtatt der beabſichtigten Kräftigung des Körpers ſtellt ſich Blutarmut und verzögertes Wachstum ein.

Zu beachten iſt bei dieſen Dingen, daß die meiſten Kinder gegen Wärme und Kälte recht unempfindlich ſind, ſie ſpringen an einem glühend heißen Sommertage bei ihren Spielen in ausgelaſſenſter Weiſe und ſie laufen mit bloßen Füßen über kaltes Linoleum, eiſige Steinplatten, ohne beläſtigt zu werden; es liegt das wohl im allgemeinen daran, daß die Kinder überhaupt wenig auf ſich achten, die Umgebung nimmt ſie ganz in Anſpruch und läßt ſie nicht dazu kommen, über ihr Befinden nachzudenken, ſie „fühlen“ ſich noch nicht.

Das iſt durchaus der normale Zuſtand, aber gerade darum muß der Erzieher darauf bedacht ſein, in dieſen Dingen, wo es notwendig iſt, korrigierend einzutreten. Alſo nicht Abkühlung führt zur Abhärtung, ſondern der ganze Komplex vernünftiger Leibespflege, in dem reichliche Bewegung in friſcher Luft bei weitem die Hauptrolle ſpielt.

Bei dem engen Zuſammenhang zwiſchen Körper und Seele iſt es ſehr begreiflich, daß die Pflege des Körpers auch einwirkt auf die Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten und auf das geſamte Seelenleben; „die Nerven müſſen durch die Muskeln geheilt werden,“ ſagt Charcot. So iſt ein ſyſtematiſcher Unterricht im Turnen nicht nur geeignet, den ganzen Bewegungsapparat in ſeiner Entwickelung und Leiſtungsfähigkeit zu fördern, ſondern er weckt auch den Mut, gewöhnt an die

Ertragung von Schmerzen, die dabei gelegentlich vorkommen, übt das Schätzungsvermögen des Blickes und lehrt die Kraftimpulse abstufen, nicht zuletzt auch verleiht er Sicherheit, Gewandtheit und Anmut der Bewegungen. Er ist ein gutes Mittel, das Schönheitsgefühl frühzeitig zu wecken und dem Kinde Sorgfalt in der Ausführung auch der kleinsten Dinge anzugewöhnen — dadurch wird am besten etwaigen Übertreibungen und öder Kraftmeierei entgegengearbeitet.

Daß der Schlaf des heranwachsenden Kindes ein ausgiebiger sein muß, daß es unbedingt keine geistigen Getränke genießen darf, daß es möglichst spät an den Vergnügungen und der Geselligkeit der Erwachsenen teilnehmen soll, daß es nicht ängstlich vor Anstrengungen und dem ihm so angenehmen und notwendigen Herumspringen behütet werden soll, mag hier nur angedeutet werden.

Von großer Bedeutung ist die Ausbildung der Kräfte und Eigenschaften, welche bei der Beherrschung der Affekte, der Gemütsbewegungen wirksam sind.

Starke Schwankungen des Stimmungslebens sind ein wesentliches Merkmal der Krankheit der modernen Zeit, der Nervosität — Schwankungen, welche sowohl einer falschen Bewertung der Ereignisse als auch einer Unfähigkeit, seine Affekte zu beherrschen, entspringt.

Der Nervöse ärgert sich über Kleinigkeiten, irgend eine unverhoffte Nachricht bringt ihn außer Fassung, er fällt aus einer Unlustempfindung in die andere und verbittert sich das Leben durch Aufregungen, welche in Wirklichkeit nahezu oder völlig unmotiviert sind.

Dies hat wohl manchmal seinen Grund in einer krankhaften Disposition, meist aber ist der Nervöse nicht dazu erzogen worden, die Dinge um sich herum und das eigene „ich" in das richtige Verhältnis zu setzen; die eigene Person hat bei allen seinen Erwägungen im Vordergrunde gestanden; er hat es als ein Unrecht empfunden, wenn ihm nicht alles nach Wunsch ging; was er an andern tadelt, fand er an sich selbstverständlich und so verschob sich ihm immer mehr der Gesichtswinkel, unter dem er die Ereignisse des Alltagslebens betrachtete, und darum empfindet er so oft an sich ganz gleichgültige Vorgänge als ein Unglück, das ihm

widerfährt. — Wenn die Erziehung es verſäumt hat, die Willenskraft zu trainieren, ſo ſehen wir einen Zuſtand der Hilfloſigkeit, in der dem Menſchen nichts anderes helfen kann, als wenn er aus eigener Erkenntnis heraus nachzuholen ſucht, was ihm fehlt. Vor dieſer Situation das heranwachſende Kind zu bewahren, iſt eine der wichtigſten Aufgaben der modernen Erziehung.

Dieſe Aufgabe iſt um ſo ſchwieriger zu löſen, wenn die Erwachſenen in der Umgebung des Kindes in dieſer nervöſen Verfaſſung ſind, wenn das Kind bei ſeinen Eltern unmotivierte Ausbrüche der Erregung ſieht, wenn es hört, daß man ſich heute ſo fühlt, geſtern ſo gefühlt hat, wenn es ununterbrochen gefragt wird, „iſt dir wohl“? „biſt du nicht müde“? u. ſ. f., ſo kopiert es unbewußt dieſe Zuſtände und kann ſelbſt dann, wenn es nicht unter erblicher Belaſtung ſteht, in eine falſche Bahn des Empfindungslebens gelangen.

Für Erwachſene wie für Kinder gibt es hier nur ein Hilfsmittel und das heißt: zielbewußte, ernſt genommene, richtig gewählte Arbeit, ſowohl im täglichen Leben als auch als Heilmittel beim Eintritt beſonderer Ereigniſſe. Es gilt zu ſetzen an Stelle der Gemütsbewegung Betätigung eines feſten Willens, an Stelle nagenden Mitleids energiſche Hilfeleiſtung und an Stelle der Verzweiflung die befreiende, entlaſtende Tat. Darum iſt es von Wichtigkeit ſchon ſo früh als möglich im Kinde die Freude an nützlicher Arbeit zu wecken, an der Arbeit und ihren Reſultaten mißt es ſeine Kraft und lernt es, wie vieles es nicht kann, im Spiel mit ſeinen Altersgenoſſen tritt das ich zurück und beginnt die Entwickelung des Korpsgeiſtes, eines ſozialen Gefühls, das ſeine weitere Entwickelung in der Schule findet.

Das Weſentliche iſt das Selbſtmachen, an deſſen Ende das Reſultat der Arbeit greifbar daliegt, eine Zeichnung, eine Schnitzarbeit oder etwas ähnliches, ſie iſt ein wahr und ungefärbt redendes Zeugnis über die Sorgfalt, die darauf verwandt wurde, und jede nützliche Arbeit iſt ehrenhaft. Die Auffaſſung, daß Arbeit nicht vornehm ſei, rächt ſich grauſam durch den Ausfall aller der Lebensenergie, welche nur ſie allein auszulöſen vermag.

Das Selbſtmachenlaſſen iſt ſowohl für das Spiel des

Kindes als für seine erste Belehrung das Prinzip; zugleich entspricht es durchaus den Wünschen des Kindes, das gerade daran das meiste Vergnügen findet und stets darum bittet. So bildet das Nachformen der gesehenen Gegenstände schon frühzeitig eine beliebte und äußerst fruchtbringende Beschäftigung für das heranwachsende Kind; indem es nachmachen will, lernt es sehen, und das ist es ja, worauf alles ankommt, das Kind lernt mit offenen Augen durch die Welt gehen.

Die Schulzeit.

Die Schulpflicht ist von allen Anforderungen, welche der Staat an seine Angehörigen stellt, nächst der Wehrpflicht die am tiefsten einschneidende. Sie trifft die gesamte Bevölkerung, sie nimmt das Individuum in Beschlag im frühen Kindesalter, sie hält es fest bis an die Grenze der Kindheit; sie holt das Kind heraus aus der Familie, nimmt es den Eltern aus der Hand und nach festgestellten Normen vollzieht sich seine Erziehung.

Die Behandlung und Belehrung des Kindes in der Schule hat sich zu einer modernen Wissenschaft ausgewachsen; wenn auch die Grundgedanken, auf denen sie sich aufbaut, zum Teil schon Jahrhunderte alt sind, so sind doch auf dem Gebiete der Schule in den letzten zwei Lebensaltern größere Fortschritte gemacht worden, als in den vorausgegangenen Jahrtausenden zusammen.

Daß die Kinder mit dem Beginn des Schulbesuchs von gewissen, dem Kindesalter eigentümlichen Krankheiten befallen werden, liegt an der erhöhten Gelegenheit zur Ansteckung; an den Erkrankungen an sich hat die Schule keine Schuld, diese wären später doch eingetreten.

Daß die Gelegenheit, sich häufiger mit leichten ansteckenden Krankheiten zu infizieren vorliegt, ist nicht zu leugnen, da ja die Kinder mit Schnupfen und sonstigen leichteren Erkrankungen die Schule weiter besuchen; trotzdem ist es auffallend, daß nach den Erfahrungen der Schulärzte hier in Frankfurt in den Bürgerschulen der Gesundheitszustand oft ein viel besserer ist, als sich nach dem gesamten Gesundheitszustand der Stadt erwarten ließe.

Die Schulkrankheiten sind überhaupt schwer abzugrenzen,

da ja die Schulkinder den Einflüssen der Schule nicht unausgesetzt unterworfen sind; sie sind gleichzeitig den Schädlichkeiten der häuslichen Verhältnisse und allen unter Umständen krank machenden Ursachen ausgesetzt, die auch den Erwachsenen bedrohen.

Als unbestrittene Schulkrankheiten werden aufgefaßt: die Kurzsichtigkeit, die Verkrümmung der Wirbelsäule und gewisse nervöse Erscheinungen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Mißstände in der Beleuchtung der Schulzimmer, vor allem aber in der Beschaffenheit der Schulbänke und in der Haltung der Kinder beim Lesen und Schreiben für die erstgenannten zwei Schädigungen verantwortlich zu machen sind. — Das moderne Schulhaus und seine Einrichtung hat die diesbezüglichen Mängel auf ein Minimum herabgesetzt, doch bleibt für den Lehrer noch viel, sehr viel zu tun, um durch richtige Regulierung der Helligkeit und unermüdliche Beaufsichtigung der Haltung der Schüler Unheil zu verhüten. In allen diesen Dingen sind aber die Verhältnisse des Elternhauses nicht unbeteiligt, da auch die Beleuchtung und die Haltung bei den häuslichen Arbeiten mitwirkt.

Die nervösen Erscheinungen, für welche die Schule verantwortlich gemacht wird, bestehen in Aufregungszuständen, morgendlichem Erbrechen, Kopfweh und ähnlichem. Diese Symptome sind den Lehrern wohlbekannt und sie behandeln wohl ausnahmslos solche Kinder mit besonderer Schonung. Für das Elternhaus ergibt sich aus solchen Symptomen die Notwendigkeit, die Kinder recht früh zu Bett zu bringen, sie am Morgen so rechtzeitig aufstehen zu lassen, daß keine Hetze den Tag beginnt; absolute Vermeidung von erregenden Getränken, wie Alkohol, Thee, Kaffee, und große Vorsicht bei Wasseranwendungen ist ebenfalls geboten; solche Kinder vertragen nur ganz kurze Prozeduren von leicht kühler Temperatur.

Diesen Nachteilen der Schule stehen aber auch schwerwiegende Vorteile gegenüber — ganz abgesehen von dem bildenden Einfluß an sich. Das Zusammenleben der Kinder befördert einen edlen Wettstreit, die Kleinen lernen sich im Umgange vertragen, und wenn sie sich aneinander reiben, müssen sie sich schon jetzt in der Verrschung der Affekte schulen,

das „ich“ tritt bei der Entwickelung des kindlichen „Klassenbewußtseins“ zurück.

Unter dem Worte Überbürdung fassen wir alle krankhaften Erscheinungen zusammen, welche bei Kindern zu Tage treten, denen eine das Maß ihrer körperlichen und geistigen Kräfte übersteigende Arbeitsleistung aufgelegt ist.

Wenn wir solche Erscheinungen an einem Kinde wahrnehmen, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, ob nicht außer den Schularbeiten noch andere Veranlassungen für die beobachteten Schäden vorliegen; so stellt sich z. B. häufig heraus, daß die Kinder außer ihren Schulstunden auch sonst noch Unterricht genießen, etwa in Musik, in irgend einer fremden Sprache. Da ist es nun eine unerbittliche Notwendigkeit, diese Nebenbeschäftigung aufzugeben; wenn irgendwo, so erweist sich bei der Abmessung der geistigen Anspannung des Kindes der Meister in der Beschränkung. Auch solche Unterrichtsfächer müssen ausgeschlossen werden, welche als fakultative dem eisernen Bestande des Schulzieles angegliedert sind, entweder in der Anlage der Schule selbst vorgesehen oder auf Grund besonderer Wünsche des Schulleiters. Für diejenigen, welche ungeschädigt den Zuwachs an Arbeit tragen können, sind sie da, aber auch nur für diese; wo diese Last nicht getragen werden kann, ohne daß die Hauptfächer Schaden leiden, da muß unerbittlich reduziert werden, wie der Gärtner dem wachsenden Bäumchen alle Nebentriebe rücksichtslos amputiert, damit alle Kraft dem Haupttriebe zufließe und das Bäumchen nicht zu einem regellosen Buschwerk entarte, sondern aufwärts strebe.

Noch ein sehr wesentlicher Punkt ist zu beachten: oft ist die Schule, welche das Kind besucht, ihrem Lehrplan nach nicht im Einklang mit den Fähigkeiten und Neigungen des Kindes. Ist nur geringe Liebe und geringe Befähigung für die alten Sprachen oder für Sprachen überhaupt vorhanden, dann wird das Gymnasium für den Knaben eine Last; in freudloser Anstrengung vergeudet er seine Kräfte und schädigt seinen Körper, während er in den Naturwissenschaften rasche und mühelose Fortschritte gemacht hätte.

Auch ist in Betracht zu ziehen, ob die beunruhigenden Erscheinungen nicht auf eine Periode raschen Wachstums oder einen Erschöpfungszustand aus anderen Gründen zurückzuführen

ſind und ob nicht eine zeitweilige völlige Ausſpannung angezeigt iſt.

Eltern und Ärzte ſind im allgemeinen leichter geneigt, eine Überbürdung durch die Schule anzunehmen, als die Pädagogen. Sicher iſt, daß die Schädigung durch die Schule wohl vorkommt, daß ſie aber im allgemeinen zu häufig angenommen wird.

Der zu frühe Schulanfang, die Verlegung von fünf Unterrichtsſtunden auf den Vormittag, die Überfüllung des Lehrſtoffes mit Gedächtnisarbeit ſind entſchieden reformbedürftige Punkte. In dem Augenblicke, in dem man ſich entſchlöſſe, die Lektionsſtunde auf 40 Minuten herabzuſetzen, wäre dem Übel abgeholfen. Nicht nur hat man in der Induſtrie gute Erfahrungen mit einer Abkürzung des Arbeitstages gemacht, nicht nur hat ſich beim Militär die zweijährige Dienſtzeit, welche die zuſtändigen Autoritäten noch vor einigen Jahren für unmöglich erklärten, bewährt, ſondern auch auf dem Gebiete des höheren Schulweſens iſt der vollgültige Beweis erbracht, daß eine ſolche Abkürzung der Lektionsdauer ſich mit einer tadelloſen Ausbildung der Schüler vereinigen läßt. Es ſteht nur zu hoffen, daß dieſe Bahnbrecher recht bald allgemeine Nachahmung finden.

Wie viel Arbeit würde den Kindern erſpart werden, wenn ſie nur das klare, in einfachen ſcharfen Umriſſen ſich darſtellende, auch von unſeren Altvorderen gebrauchte Alphabet zu lernen brauchten, welches ja auch die meiſten anderen Sprachen der Kulturwelt haben? Welche Erleichterung böte der Entſchluß, es doch endlich einmal zu wagen, was ſo viele andere Sprachen längſt tun, auch die Hauptworte mit kleinen Anfangsbuchſtaben zu ſchreiben! Das ſind doch lediglich Dinge der Gewohnheit, an ſich völlig bedeutungslos!

Sehr viel Entbehrliches, nur das Gedächtnis Belaſtendes wird ſich noch finden und ohne der Schulung des Denkens und der Geſamtheit des Erziehungsreſultates Abtrag zu tun, beſeitigen laſſen. Die Menge deſſen, was der moderne Menſch wiſſen muß, nimmt ſtändig zu, die Leiſtungsfähigkeit des menſchlichen Hirnes aber iſt begrenzt; die Ausbildung unſerer Jugend ſoll nicht den Zweck haben, ein Geſchlecht von Gelehrten heranzubilden, ſondern tatkräftige, in ſcharfem Denken geübte, den Anforderungen unſerer Zeit mit ihrem Völker-

das „ich“ tritt bei der Entwickelung des kindlichen „Klassenbewußtseins“ zurück.

Unter dem Worte Überbürdung fassen wir alle krankhaften Erscheinungen zusammen, welche bei Kindern zu Tage treten, denen eine das Maß ihrer körperlichen und geistigen Kräfte übersteigende Arbeitsleistung aufgelegt ist.

Wenn wir solche Erscheinungen an einem Kinde wahrnehmen, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, ob nicht außer den Schularbeiten noch andere Veranlassungen für die beobachteten Schäden vorliegen; so stellt sich z. B. häufig heraus, daß die Kinder außer ihren Schulstunden auch sonst noch Unterricht genießen, etwa in Musik, in irgend einer fremden Sprache. Da ist es nun eine unerbittliche Notwendigkeit, diese Nebenbeschäftigung aufzugeben; wenn irgendwo, so erweist sich bei der Abmessung der geistigen Anspannung des Kindes der Meister in der Beschränkung. Auch solche Unterrichtsfächer müssen ausgeschlossen werden, welche als fakultative dem eisernen Bestande des Schulzieles angegliedert sind, entweder in der Anlage der Schule selbst vorgesehen oder auf Grund besonderer Wünsche des Schulleiters. Für diejenigen, welche ungeschädigt den Zuwachs an Arbeit tragen können, sind sie da, aber auch nur für diese; wo diese Last nicht getragen werden kann, ohne daß die Hauptfächer Schaden leiden, da muß unerbittlich reduziert werden, wie der Gärtner dem wachsenden Bäumchen alle Nebentriebe rücksichtslos amputiert, damit alle Kraft dem Haupttriebe zufließe und das Bäumchen nicht zu einem regellosen Buschwerk entarte, sondern aufwärts strebe.

Noch ein sehr wesentlicher Punkt ist zu beachten: oft ist die Schule, welche das Kind besucht, ihrem Lehrplan nach nicht im Einklang mit den Fähigkeiten und Neigungen des Kindes. Ist nur geringe Liebe und geringe Befähigung für die alten Sprachen oder für Sprachen überhaupt vorhanden, dann wird das Gymnasium für den Knaben eine Last; in freudloser Anstrengung vergeudet er seine Kräfte und schädigt seinen Körper, während er in den Naturwissenschaften rasche und mühelose Fortschritte gemacht hätte.

Auch ist in Betracht zu ziehen, ob die beunruhigenden Erscheinungen nicht auf eine Periode raschen Wachstums oder einen Erschöpfungszustand aus anderen Gründen zurückzuführen

sind und ob nicht eine zeitweilige völlige Ausspannung angezeigt ist.

Eltern und Ärzte sind im allgemeinen leichter geneigt, eine Überbürdung durch die Schule anzunehmen, als die Pädagogen. Sicher ist, daß die Schädigung durch die Schule wohl vorkommt, daß sie aber im allgemeinen zu häufig angenommen wird.

Der zu frühe Schulanfang, die Verlegung von fünf Unterrichtsstunden auf den Vormittag, die Überfüllung des Lehrstoffes mit Gedächtnisarbeit sind entschieden reformbedürftige Punkte. In dem Augenblicke, in dem man sich entschlösse, die Lektionsstunde auf 40 Minuten herabzusetzen, wäre dem Übel abgeholfen. Nicht nur hat man in der Industrie gute Erfahrungen mit einer Abkürzung des Arbeitstages gemacht, nicht nur hat sich beim Militär die zweijährige Dienstzeit, welche die zuständigen Autoritäten noch vor einigen Jahren für unmöglich erklärten, bewährt, sondern auch auf dem Gebiete des höheren Schulwesens ist der vollgültige Beweis erbracht, daß eine solche Abkürzung der Lektionsdauer sich mit einer tadellosen Ausbildung der Schüler vereinigen läßt. Es steht nur zu hoffen, daß diese Bahnbrecher recht bald allgemeine Nachahmung finden.

Wie viel Arbeit würde den Kindern erspart werden, wenn sie nur das klare, in einfachen scharfen Umrissen sich darstellende, auch von unseren Altvorderen gebrauchte Alphabet zu lernen brauchten, welches ja auch die meisten anderen Sprachen der Kulturwelt haben? Welche Erleichterung böte der Entschluß, es doch endlich einmal zu wagen, was so viele andere Sprachen längst tun, auch die Hauptworte mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben! Das sind doch lediglich Dinge der Gewohnheit, an sich völlig bedeutungslos!

Sehr viel Entbehrliches, nur das Gedächtnis Belastendes wird sich noch finden und ohne der Schulung des Denkens und der Gesamtheit des Erziehungsresultates Abtrag zu tun, beseitigen lassen. Die Menge dessen, was der moderne Mensch wissen muß, nimmt ständig zu, die Leistungsfähigkeit des menschlichen Hirnes aber ist begrenzt; die Ausbildung unserer Jugend soll nicht den Zweck haben, ein Geschlecht von Gelehrten heranzubilden, sondern tatkräftige, in scharfem Denken geübte, den Anforderungen unserer Zeit mit ihrem Völker-

verkehr und Völkerwettbewerb gewachsene, im besten Sinne des Wortes moderne Menschen. Dazu bedarf es von frühester Jugend an einer Schulung der Wahrnehmung, des Auffassungsvermögens, das den Menschen befähigt, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen. In hervorragendem Maße trägt hierzu bei ein zielbewußter, im engsten Anschlusse an die Naturbeobachtung sich abspielender Zeichenunterricht. Die Bildung der Begriffe wird durch die Anschauung gefördert und die Anschauung, welche von einer Wiedergabe des Geschauten gefolgt sein soll, wird stets eine intensive, ein nachhaltiges Erinnerungsbild zurücklassende sein. — Eine solche Erziehung, welche vorerst nach Möglichkeit das abstrakte Denken vermeidet und zunächst eine Fülle von Begriffen in dem kindlichen Gehirn zu bilden bestrebt ist, also eine vorwiegend auf der Anschauung begründete, bereitet dem Kinde von vornherein Freude und entspricht völlig seinen Neigungen. Glücklicherweise haben die Wandlungen, welche die jüngste Zeit auf dem Gebiete des Berechtigungswesens der höheren Schulen gebracht hat, der Alleinherrschaft des Gymnasiums ein Ende bereitet, so daß der Jüngling jetzt die seinen Anlagen und Wünschen entsprechende Ausbildung wählen kann. Gerade die Gleichberechtigung der höheren Schulen ermöglicht jetzt einen edlen Wettstreit unter ihren Zöglingen, einen Wettstreit, in dem der Einzelne wie das ganze Volk nur gewinnen kann. Damit ist zugleich ein wesentlicher Schritt vorwärts getan in der Ausbildung einer wahren Toleranz; damit tritt immer mehr die bisherige Klassifizierung der Menschen zurück. Je höher die Geistesarbeit an sich geschätzt wird, je weniger Lehrgang und Patent entscheidet, je mehr der Mensch bewertet wird nach dem Endresultat seiner Entwickelung, gleichviel auf welchem Wege er es erreicht hat, desto früher werden wir zu einer reinen Humanität gelangen, welche am Menschen seinen wahren Wert schätzt, ohne Rücksicht auf Abstammung, Konfession, Titel und Besitz.

Der Weg zu einer solchen Zukunft aber geht durch die Schule und darum hat die ganze Nation das größte Interesse daran, daß die staatliche Fürsorge dem Lehrerstande im höchsten Maße zu teil wird. Ist der Lehrer ein Mann von weitem Blick und vornehmer Gesinnung, dann leuchten diese Eigen-

schaften hindurch auch durch den einfachsten Lehrstoff und beeinflussen unvermerkt die Seele des Schülers; die Persönlichkeit des Lehrers entscheidet mehr als Lehrplan und Charakter der Schule über das Endresultat der Schulzeit.

Ein Rückblick auf alles, was wir über die Schule sagen konnten, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß unser Geschlecht auf diesem Wege so weiter schreiten und daß unsere Generation vor dem Urteile der folgenden in Ehren bestehen wird.

Theologie und Religionswissenschaft des 19. Jahrhunderts.

Von Professor Dr. Ernst Troeltsch aus Heidelberg.

Es ist eine allbekannte Tatsache, daß die letzten Jahrhunderte auf dem Gebiete des religiösen Lebens und Denkens der christlichen Völker einschneidende und allgemeine Veränderungen hervorgebracht haben. Widerspruch, Zwiespalt und Unruhe, der Drang nach Hervorbringung neuer Zustände sind an Stelle der bis zum 18. Jahrhundert herrschenden Einheitlichkeit getreten, und die Ergebnisse sind noch nicht entfernt zu einer dauernden und festen Gestalt herausgebildet. Den Vorgang dieser Umwälzung und Neubildung zu beschreiben und zum Verständnis zu bringen, ist die Aufgabe der dem Thema „Theologie und Religionswissenschaft des 19. Jahrhunderts" gewidmeten Vorträge. Dabei ist die Zusammenfassung der Theologie und Religionswissenschaft notwendig, da die eine historisch-kritische Gesamtanschauung und die freie wissenschaftliche Bewegung der modernen Welt akzeptierende Theologie im engsten Zusammenhang mit der allgemeinen Religionswissenschaft und den ihr zugeführten Anregungen steht. Diese Theologie ist überhaupt die Arbeit am Religionsproblem und hat ihre Mitarbeiter sogar zum wichtigsten, wenigstens anregendsten, Teil außerhalb der Reihen der zünftigen Theologie und wirkt ihrerseits wieder durch ihre Erkenntnisse auf die allgemeine Religionswissenschaft zurück. Andererseits ist die Theologie in diesem Sinne erst ein Kind des 19. Jahrhunderts, das freilich die grundlegende Arbeit des 17. und vor allem des 18. Jahrhunderts, damit die Entstehung allgemeiner religionswissenschaftlicher Kategorien und die historisch-kritische Auflösung der jahrtausende alten dogmatischen Geschichtsbetrachtung voraussetzt, das aber die auf dieser Grundlage mögliche Arbeit erst wirklich in ihrem großen und weiten Sinne

aufgenommen hat. So hat die Behandlung des Themas in erster Linie das große begriffliche Erbe des 18. Jahrhunderts zu beleuchten. Die auf dieser Basis sich erhebende Arbeit empfängt ihre maßgebenden neuen Impulse von der klassischen Philosophie und Literatur Deutschlands um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Daher ergibt sich als zweiter Abschnitt: die Entstehung der leitenden Ideen im deutschen Idealismus. Betritt hiermit die Theologie den Weg großer neuer Konzeptionen, so erhebt sich doch zugleich verstärkt der Rückschlag der bisherigen überlieferten kirchlichen Christlichkeit, und es ergibt sich das Kontrastbild der Entstehung der modernen Rechtgläubigkeit. Im heißen Kampf mit dieser Rechtgläubigkeit wirken sich dann die Konsequenzen der Theologie des deutschen Idealismus in den großen entwickelungsgeschichtlichen Forschungen aus, die, angeregt von Strauß, Vatke und Baur, die großen Leistungen der Theologie im zweiten Drittel des Jahrhunderts darstellen. Die tiefen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattfindenden Wandlungen treiben dann freilich über diese Ergebnisse hinaus und führen zu dem bewegten und widerspruchsvollen gegenwärtigen Zustand des Problems, der sich mit einer bestimmten Formel nicht charakterisieren läßt.

1. Das Erbe des 18. Jahrhunderts.

Die Ausgangspunkte der modernen Religionswissenschaft und Theologie liegen in den Grundgedanken der modernen geistigen Welt überhaupt. Diese aber setzt weder mit der Renaissance noch mit der Reformation, sondern mit dem Ergebnis der großen Religionskriege des 17. Jahrhunderts ein, die Deutschland, Österreich, Frankreich, Holland und England durchtobten, während die Heimat der Renaissance der spanischen Friedhofsstille verfiel. So sehr diese Kriege realpolitisch und dynastisch mitbegründet gewesen sein mögen, sie waren doch Religionskriege und brachten die Abwendung der Gemüter von dem hervor, was Religionskriege verursacht und unentscheidbar macht, von den kirchlichen Alleinwahrheiten und Dogmen und damit dann auch von der kirchlichen Moral und Weltbeurteilung. So wurde der Raum frei für Reformbestrebungen und Reformen aller Art, für eine weltliche Politik,

für den Umbau der Geſellſchaft und des Staates, für Handels- und Kolonialwirtſchaft in klarer Unabhängigkeit von allen Miſſionsbeſtrebungen und für die alledem zu Grunde liegenden Theorieen, vor allem aber auch für kirchliche und religiöſe Reformen, die ſich teils auf ein interkonfeſſionelles Chriſtentum zurückziehen wollten, teils kleine Kreiſe religiöſen Privatlebens ſchufen, teils die Religion zum Gegenſtand freien wiſſenſchaftlichen Nachdenkens machten und von der Wiſſenſchaft aus eine Beruhigung und Klärung der Geiſter ſchaffen wollten. Aber nicht bloß für eine neue Geſtaltung des religiöſen Lebens wird hiermit Anlaß und Raum, ſondern noch darüber hinaus und vor allem für eine freie ſelbſtändige Bewegung der Wiſſenſchaft überhaupt. Aus den Nebeln der Renaiſſanceſpekulation enthüllt ſich als feſter Kern, gehärtet durch die Entdeckungen Keplers, Galileis und Newtons, die neue Naturwiſſenſchaft, die in ihrer mathematiſch-mechaniſchen Analyſe der Sinnenwelt ein neues Prinzip bedeutet und bald die führende Stellung erlangt, dem philoſophiſchen Denken neue Stoffe und neue Antriebe gewährt und durch ihre Inſpiration die neue Philoſophie eines Hobbes, Descartes, Spinoza, Locke und Leibniz hervorbringt. Neben ihr erhebt ſich aus der Renaiſſance-Philologie und -Jurisprudenz, aus der Kritik der politiſchen und ſozialen Einrichtungen eine neue Hiſtorie, die durch Kritik und Aufzeigung ihrer Entſtehung die alten Mächte des Staates, der Geſellſchaft, der Wirtſchaft entthront und neue auf den Schild hebt. Damit iſt die neue Welt eröffnet und begründet, damit aber auch Vorausſetzung und Antrieb für eine neue Behandlung des Religionsproblems gegeben. Freilich pflegt die Schnelligkeit des Wachstums der neuen Welt ſehr überſchätzt zu werden. Die kirchliche Gebundenheit dauert trotz prinzipieller Abwendung von ihr doch außerordentlich lange fort. Eigentlich nur Spinoza hat ſich ihr entzogen, alle anderen haben aus innerer oder äußerer Nötigung oder aus beiden zuſammen ſich ihr in weitem Umfange noch unterworfen, ſo daß die Konſequenzen erſt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich hervortraten. Andererſeits pflegt auch dieſe wiſſenſchaftliche Behandlung des Religionsproblems einſeitig überſchätzt und als allein die Entwickelung des religiöſen Lebens bedingend betrachtet zu werden, indem man überſieht,

daß gleichzeitig mit dieſen theoretiſchen Entwickelungen praktiſche Bewegungen aus der veränderten religiöſen Situation entſtanden, die eine durchgreifende Veränderung des religiöſen Lebens bedeuten und auch ihrerſeits einen mächtigen praktiſchen Untergrund für die neue Behandlung des Religionsproblems geſchaffen haben.

Das Erbe des 17. und 18. Jahrhunderts ſetzt ſich ſomit aus zwei Erbſtücken zuſammen, aus den für die wiſſenſchaftliche Betrachtung der Religion erarbeiteten Kategorien und aus den die Religion ſubjektivierenden und individualiſierenden praktiſch-religiöſen Bewegungen.

Für die Charakteriſtik des erſten Erbſtückes iſt der wichtigſte und hervorſpringendſte Einzelzug, daß eine pſychologiſche Betrachtung der Religion aufkommt. Die pſychologiſche Betrachtung tritt an Stelle der dogmatiſchen. Der Streit der Schulen, Lehren und Konfeſſionen und die Bekanntſchaft mit den nicht-chriſtlichen Religionen zeigte eine Menge widerſpruchsvoller Gebilde, die ſich einerſeits gegenſeitig aufhoben, und die doch eine unverkennbare ſtarke Verwandtſchaft und Gleichartigkeit hatten; und zugleich zeigte die Betrachtung der eigenen praktiſchen Frömmigkeit einen gewiſſen undefinierbaren praktiſchen Stimmungscharakter, der mit der Zuſtimmung zu dieſen objektiven Lehren und Inſtitutionen nicht notwendig verbunden war. So entſtand der Rückgang vom Objektiven, Dogmatiſchen und Satzungsmäßigen, das ſich in Dogmen und Kirchenpflichten darſtellte, auf das Subjektive und Perſönliche, von der Religion als Inbegriff von Dogmen, Inſtitutionen, Theologie und Sakramenten auf die Religion als ſeeliſche Erſcheinung und Tatſache. Gleichviel, was die Kirchen und Prieſter hier und dort lehren, die Religion kann ihr eigentlich echtes Weſen nicht in dieſen Lehren und Dogmen haben, ſondern ſie muß in erſter Linie eine allgemein menſchliche, überall vorkommende, gleichartige ſeeliſche Verhaltungsweiſe ſein; und, wenn man mit den objektiven Dogmen überall nur zu Streit und unverſöhnlichem Gegenſatze kommt, ſo gelangt man vielleicht zur Einigung, wenn man die Religion als allgemein menſchliches ſubjektives Phänomen betrachtet, aus dem heraus ſich die verſchiedenen objektiven, geſchichtlichen Religionen begreifen laſſen. Es war das eine Betrachtungsweiſe, die mit der neu

aufstrebenden Psychologie zugleich auch die anderen Lebensgebiete, Recht und Staat, Moral und Kunst ergriff. Ja die psychologische Analyse der Religion geriet hierbei sehr bald in den Bann dieser andersartigen Analysen, bisweilen in den der ästhetischen, viel öfter aber in den der moralischen, so daß durch diese Beeinflussung auf ein Jahrhundert die psychologische Tatsache der Religion nur als ein Anner der Moral erschien. Man vermochte das in der Religion mit Recht erkannte wesentlich praktische Verhalten von der Moral noch nicht zu scheiden und bildete so einen Allgemeinbegriff der Religion als psychologischer Erscheinung, der die Religion als Stütze und Voraussetzung oder als Vollendung der Moral betrachten ließ. Es ist eine wichtige allgemeine Kategorie gewonnen, aber diese Kategorie selbst ist noch erst sehr roh und unbeholfen ausgeführt.

Diese Kategorie aber war nur gewonnen im Zusammenhang mit einer zweiten wichtigen Grundanschauung, mit der Erweiterung des überlieferten apologetischen und supranaturalistischen Bildes der Religion zu einem Bilde der universalen Religionsgeschichte. Das Christentum wurde zu einer Religion unter anderen Religionen, zu einem Bestandteil eines gleichartigen Ganzen. Die Wirkungen des Entdeckungs- und Kolonialzeitalters, der sich schärfende Blick für die Relativität alles Menschlichen, die Abwendung von den dogmatischen Absolutheiten und die Beobachtung schlagender Parallelen nötigte zu dem, was das Zeitalter eine „natürliche Geschichte der Religionen" nannte, und was in Wahrheit nichts anderes war, als die große folgenreiche Idee einer allgemeinen Religionsgeschichte, die aus der gemeinsamen religiösen Anlage hervorgeht und die konkreten historischen Religionen hervorbringt. Auch hier aber blieb es zunächst bei diesem großen Gedanken und seinem Gegensatze gegen die dogmatische Isolierung des Christentums, vor allem bei der Kontroverse über die diese Isolierung begründenden Wunder. Der Gedanke selbst wurde nur sehr mangelhaft ausgeführt, indem Quelle und Ausgangspunkt dieser Geschichte lediglich in dem allgemeinen moralistischen Religionsbegriff gefunden wurden, von dem aus die einzelnen konkreten Religionen nur durch Priesterbetrug, Herrschsucht und politische Gewalt herbeigeführt wurden. Die von den allermeisten festgehaltene zentrale Bedeutung des Christentums

konnte dann nur in der Form behauptet werden, daß das Chriſtentum als mit der allgemeinen moraliſchen Vernunftreligion der Religionspſychologie identiſch erklärt wurde, was dann freilich ſtarke Verkennungen des Chriſtentums zur Folge hatte.

Dieſer von Religionspſychologie und Religionsgeſchichte feſtgeſtellte Allgemeinbegriff der Religion oder die „natürliche Religion“ bedurfte dann nun freilich noch vor allem einer Behauptung gegenüber der Metaphyſik und Spekulation, die ſich gleichzeitig erhob und ſelbſtändig das Weltbild geſtaltete. An Stelle der alten Kirchen- und Wunderapologetik tritt eine neue viel allgemeinere, die Apologetik, die den allgemeinen Religionsbegriff und damit Weſen und Wahrheit der Religion überhaupt ohne Rückſicht auf beſondere chriſtliche Lehren gegen die materialiſtiſchen und pantheiſtiſchen Konſequenzen des neuen Naturbildes und ſeiner ſpekulativen Verwertung zu ſchützen hatte. Hier kam das Denken des 17. und 18. Jahrhunderts freilich am wenigſten zum Abſchluß. Die einen, wie Hobbes und ſpäter die Freunde Holbachs, verfielen dem Materialismus, andere wie Hume und der alternde Voltaire der Skepſis; ſie alle wußten daher auch mit der Religion nichts anzufangen. Spinoza entwarf die Religion des Monismus, an der zunächſt nur ihr Gegenſatz gegen den chriſtlichen Theismus empfunden wurde, und die daher ihre Wirkungen noch nicht entfalten konnte. Die einflußreichſten Denker Leibniz und Locke ſicherten dem Zeitalter das Recht einer idealiſtiſch-teleologiſchen Weltbetrachtung und damit die Möglichkeit der Religion überhaupt, von wo aus man ſich beruhigt dem Ausbau einer das Chriſtentum und die natürliche Religion identifizierenden Lehre hingab. Aber die von beiden nicht überwundenen Schwierigkeiten brachen wieder hervor, bis im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert Kant ſeine großartige Auflöſung gab, die den Zweckgedanken und die Begründung des Kosmos in Geiſt und Vernunft wieder auf viele Jahre hinaus zur Grundfeſte einer ſpekulativ-prinzipiellen Weltbetrachtung machte, und die mit ihren Fortbildungen im deutſchen Idealismus Vorausſetzung einer die Religion poſitiv wertenden Wiſſenſchaft wurde.

Den tiefen Abſtand aller dieſer Neuerungen gegen die überkommene Kirchenlehre empfand man natürlich tief, wenn

auch mit langſam anſteigender Stärke. Die Behauptung des Chriſtentums auf der Grundlage einer allgemeinen Religionspſychologie und Religionsgeſchichte und mit der Stützung auf einen teleologiſchen, aber die Naturgeſetzlichkeit in ſich einſchließenden Idealismus war nur möglich, wenn man das Chriſtentum von ſeiner kirchlich-dogmatiſchen Geſtalt unterſcheiden konnte, und das Recht hierzu war wiederum nur vorhanden, wenn man das urſprüngliche Chriſtentum oder die Religion Jeſu von dem kirchlichen Chriſtentum unterſcheiden lernte. So kam es zu einer weiteren wichtigen Grunderkenntnis, der Entdeckung des Unterſchieds zwiſchen dem Chriſtentum Chriſti und dem Chriſtentum der Kirche, der Religion Jeſu und der Religion der chriſtlichen Prieſter. Auch hier iſt der Unterſchied zunächſt ſehr roh und oberflächlich herausgearbeitet worden und die Religion Jeſu ſehr wenig wirklich hiſtoriſch verſtanden worden. Aber das große Prinzip und die wichtige hiſtoriſche Erkenntnis war doch gefunden, denen gemäß die modernen Umbildungen des Chriſtentums nicht bloße Verflüchtigungen oder eklektiſche Herausnahme einiger bleibender Elemente aus einer verſinkenden Welt ſind, ſondern dieſe Umbildungen gerade auf die klaſſiſche Urzeit und das Weſen der Predigt Jeſu ſich berufen dürfen, alſo gerade aus Grundtrieben des Chriſtentums hervorgehen und in der kirchlichen Entwickelung nicht das eigentliche hiſtoriſche Chriſtentum, ſondern die einem älteren Weltalter entſprechende und das Evangelium nicht erſchöpfende Geſtaltung des chriſtlichen Gottesglaubens bekämpfen.

Alles das aber würde in das Leben der Religion nicht eingedrungen ſein, wenn dieſe nicht in ſich ſelbſt ſich innerlich gewandelt und den Boden zur Aufnahme ſolcher Betrachtungen gelockert hätte. Das iſt die Bedeutung des zweiten, des praktiſch-religiöſen, Erbſtückes.

Die religiöſen Bewegungen des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts können mit dem gemeinſamen Charakter einer Verinnerlichung und Individualiſierung oder einer Subjektivierung und Entkirchlichung der Religion bezeichnet werden. Sie ſind ein neuer durch die Kriege und Wirren, durch den laſtenden dogmatiſchen Druck herbeigeführter Gährungszuſtand, eine Art Fortſetzung des von der Reformation erregten Geiſtes, aber in einem neuen Bett und unter neuen Vorausſetzungen.

Sie sind interkonfessionell, wenn auch überall durch den Ursprungsboden mitgefärbt, und erheben sich in den katholischen Mystikern und den Jansenisten nicht weniger als in den englischen Puritanern und Quäkern, den reformierten und lutherischen Pietisten und allerhand neuen Sondergruppen. Ihre großen Männer sind die damals vielgenannten, heute freilich nur mehr zum Teil allbekannten Pascal und Jean de Labbadie, Fox und William Penn, Jakob Böhme und Spener, Gottfried Arnold und Zinzendorf. Sie unterscheiden sich trotz vielfacher Verwandtschaft von der Reformation durch den Verzicht auf eine kirchlich geleitete Staatsgesittung und durch den Rückzug auf die rein religiöse Glaubens- und Gesinnungsgemeinschaft. Sie haben nicht mehr den konfessionellen, von der Theologie beherrschten Staat, sondern den weltlichen, politisch und kommerziell selbständige Wege gehenden Staat und eine humanen Zwecken nachgehende Gesellschaft vor sich, trennen daher auch ihrerseits die Sache der Religion von der des Staates und stellen sie der erwachenden selbständigen weltlichen Gesittung und Bildung gegenüber als eine Sphäre reinen Innenlebens. War damit auch vieles, was die großartige Kindlichkeit Luthers festgehalten hatte, aufgegeben, so war doch damit auch eine Schranke niedergelegt, die das aus der Reformation erwachsene Kirchentum eingeengt hatte: die Idee einer konfessionellen, territorial-staatlichen Kultur und ihre Verschmelzung mit der Religion. Das weltliche Leben wurde freier sich selbst überlassen und ebenso die Religion tiefer auf sich selbst konzentriert. Damit ist denn auch der Druck des staatskirchlich aufrecht erhaltenen Dogmas und der Hierarchie gemildert und der Religion bei sich selbst freiere Bewegung gewährt. So erhebt sich jetzt das Programm des religiösen Subjektivismus, der Religionsfreiheit, des Toleranzstaates gerade als eine Forderung des religiösen Bewußtseins und wird von den Kirchen eine Reorganisation verlangt rein auf Grund innerer religiöser Kräfte ohne Verquickung mit dem Staat. Aus dieser Bewegung sind insbesondere die engeren Kreise persönlich individueller Religiosität hervorgegangen, die durch die Zeiten der religiösen Erlahmung, der rationellen Nüchternheit und praktisch-weltlichen Aufklärungslust hindurch die tieferen religiösen Kräfte bewahrten als Herde, deren Feuer unter dem stärkeren Luftzug

des deutschen Idealismus dann von neuem aufflammt. Die wissenschaftlichen Bewegungen und auch die aus ihr hervorgehenden religiös-wissenschaftlichen Theorieen hatten zur Religion doch ein mehr objektives, nüchternes und vor allem mit der wachsenden Aufklärung immer nüchterner werdendes Verhältnis. Die subjektive religiöse Lebendigkeit dagegen hatte ihren Herd in dem pietistischen Wesen, aus dem daher sowohl die religiös vertieften Religionstheorieen des deutschen Idealismus als die wieder erwachende Rechtgläubigkeit einen großen Teil ihrer Kraft gewannen.

2. Die aus dem deutschen Idealismus entspringenden leitenden Ideen.

Die vom 18. Jahrhundert erarbeiteten Kategorieen sind entscheidend für alle moderne Religionswissenschaft, aber sie sind noch roh und oberflächlich ausgefüllt, und, wenn auch ihre Durchsetzung nur mit Hilfe des religiösen Individualismus möglich war, der sich aus den religiösen Bewegungen ergab, so war doch inhaltlich von dieser Vertiefung der religiösen Empfindung nur wenig in sie übergegangen. Das wurde anders mit der großen literarischen Epoche Deutschlands, die die geistige Wiedererhebung des zerspaltenen und gelähmten deutschen Lebens zum Abschluß bringt und damit an ihrem Teil die Wiederzusammenfassung des deutschen Volkes vorbereitet kurz vor dem Zerfall seiner bisherigen halbmittelalterlichen Lebensordnungen und politischen Zustände. Mit ihr tritt das deutsche Denken in die große geistige Bewegung des modernen Europa ein, und, da dieses deutsche Denken bei der Besonderheit der deutschen Verhältnisse, bei der Nachwirkung der religiösen Interessen und der Wendung nach Innen ganz besonders den großen metaphysischen, historischen und ethischen Problemen des inneren Menschen zugewendet ist, so ist gerade es begreiflicherweise der Ausgangspunkt wichtiger und bedeutsamer Fortbildungen der religionswissenschaftlichen Theorieen geworden.

An erster Stelle erhebt sich Kant, der in der eigentümlichen Stellung des Übergangs vom 18. zum 19. Jahrhundert steht, mit dem Horizont seines Denkens und mit den Mitteln der von ihm verwendeten Begriffe zum Geist des 18. Jahrhunderts gehört und doch in der mächtigen Konzentration des Problems

und der tiefsinnigen Lösung sie auf die Bahn einer neuen unendlich fruchtbaren Behandlung bringt. Kant ist Philosoph im eigentlichsten Sinne des Wortes, und daher ist sein Zentralproblem im Verhältnis zur Religionswissenschaft das spekulativ-metaphysische, die Auseinandersetzung der idealistischen Betrachtung der Dinge als einer Auswirkung geistiger Zwecke mit dem naturgesetzlichen Weltbild, das die neue Epoche zu akzeptieren nicht umhin konnte. Aus der Empfindung der Mängel heraus, die die bisher in Deutschland herrschende Leibnizische Lösung des Problems immer deutlicher offenbart hatte, schuf er in langsamer Arbeit seinen „Kritizismus", die großartige Lehre, welche die bisher als Gegensätze der Wirklichkeit behandelten Begriffe des Geistes und der Materie, der Notwendigkeit und des Zwecks als unaufhebliche, in der geistigen Organisation des Menschen begründete Gegensätze im Verhalten des Bewußtseins aufzeigt. Damit war das in ein allgemeines Bewußtsein sich einreihende menschliche Bewußtsein die letzte Quelle unserer Wirklichkeit und nicht etwa der Stoff, und waren die Gegensätze zwischen Denken und Sein, Zweckwille und Gesetzeszusammenhang unaufhebliche letzte Antinomien. Von diesem „kritizistischen" Idealismus aus war Möglichkeit und Wahrheit der Religion im allgemeinen und überhaupt gesichert, und diese Sicherung ist schließlich Kants Grundinteresse gewesen. Ebendeshalb aber hat er sich auch der Religionstheorie insbesondere noch zugewendet und hier trotz starker Abhängigkeit von den Ideen des 18. Jahrhunderts doch ebenfalls kräftig neue Wege gebahnt und vorbereitet. Er legte die Religionspsychologie zu Grunde als Gewinnung eines allgemeinen Begriffs der Religion, den auch Kant in einer Stützung und Vollendung der Moral erkannte, den er aber bei seiner vom Pietismus seiner Jugend mitbeeinflußten strengen Morallehre sehr viel mächtiger und reiner erfaßte. Die Religion war ihm das Erlebnis des Sittlichen als der über die Natur erhabenen und ihr sich entgegensetzenden, wahren und eigentlichen Wirklichkeit, die als absolut Notwendiges hereinragt in die Welt des bloß relativ Notwendigen. Von hier aus hat auch er einen allgemeinen Begriff der Religionsgeschichte entworfen, der die historischen und statutarischen Religionen verwarf und nur als Erziehungsmittel gelten ließ, der aber das Christentum

mit der allgemeinen vernünftigen Moralreligion identifizierte und es in der Unterſcheidung ſeiner urſprünglichen Idee von der hiſtoriſch-kirchlichen Ausbildung als Grundlage unſeres geiſtig-ſittlichen Lebens konſtruierte.

Hat Kant mit dieſen letzteren Beſtimmungen die Richtung des 18. Jahrhunderts feſtgehalten und damit auch die Mängel dieſer Religionstheorie konſerviert, ſo wurden doch dieſe Mängel empfunden. Unter denen, die den Kantiſchen Gedanken korrigierten, lebendiger und reicher fortbildeten, ſteht an erſter Stelle Herder. Herder iſt nicht vor allem Metaphyſiker wie Kant, ſondern Hiſtoriker und zwar Hiſtoriker im weiteſten und größten Sinne des Wortes, eine mächtige und umfaſſende Intelligenz und noch mehr eine überaus feinfühlige, die fremdeſten Zuſtände in ihrem Weſen erfaſſende und beſonders die urtümlichen, elementaren und halbbewußten Hervorbringungen nachfühlende Phantaſie. Hat Kant und die Aufklärung überall das geiſtige Leben in ſeiner ſcharfen klaren Bewußtheit genommen und es ebendeshalb dem phyſiſchen ſchroff gegenübergeſtellt, ſo nimmt es Herders poetiſche Imagination vor allem in ſeinen unbewußten und halbbewußten Hervorbringungen, die den Untergrund aller bewußten Schöpfungen bilden, und die auch in die niedere organiſche Welt, ja in die anorganiſche Welt hineinempfunden werden müſſen als Urſachen der höheren Bewußtſeinswelt. So hat auch Herder das metaphyſiſche Problem nicht ignoriert, ſondern es in einer poetiſch-theiſtiſchen Neubelebung des Spinozismus, durch die Idee eines Ineinander des geiſtigen und natürlichen Seins, in einem zweckvollen göttlichen Allleben aufgelöſt. Aber dieſe Löſung des metaphyſiſchen Problems iſt bei aller Wichtigkeit für ihn nicht die Hauptſache, ſondern die pſychologiſch analyſierende und die geſchichtsphiloſophiſch konſtruierende Geſamtbetrachtung der menſchlichen Geſchichte, in der er zuerſt beſonders literarhiſtoriſche und äſthetiſche Probleme bearbeitete, um ſich ſchließlich zu dem Religionsproblem als dem zentralen zu wenden. Die Religion iſt ſeiner pſychologiſchen Religionsanalyſe das Innewerden des göttlichen Alllebens und Allzuſammenhangs vermöge eines intimen Gefühls, das der verſtandesmäßigen Demonſtration ſo wenig fähig als bedürftig iſt. Und zwar iſt es ein Innewerden in doppelter Richtung, indem einerſeits aus der ganzen um-

gebenden Natur und Wirklichkeit uns das Gefühl eines unendlichen Wirkungszuſammenhangs zuſtrömt, und indem andererſeits aus unſerem eigenen Innern ſich das Gefühl einer inneren Einheit aller unſerer Tätigkeiten und Kräfte ergibt, das uns mit der Einheit des Alllebens verbindet und das in dieſer Verbindung allein uns die harmoniſch tätige Einheit des Lebens verbürgt. Dieſe Offenbarung des Göttlichen aber iſt jedesmal ein rein innerer Vorgang, an ſich unbeſchreiblich wie das Weſen der Gottheit ſelbſt, aber von uns erſt inſtinktiv und unbewußt und dann reflektierend und denkend ausgeſprochen in Bildern und Symbolen. So wird dieſe Religionspſychologie von ſelbſt zur Religionsgeſchichte. Hier ſind zum erſtenmale die Naturreligionen als Religion verſtanden und nicht bloß als Verderbungen der reinen Moralreligion. Sie ſind weder ſchnöder Götzendienſt, noch ſchlauer Prieſterbetrug, ſondern Sprache und Bild für das vom Naturmenſchen empfundene Göttliche. Hier ſind ferner zum erſtenmale die Heroen und Propheten der Religion verſtanden, die nicht bloß Vorbilder oder Lehrer ſind, ſondern beſondere Offenbarungen des göttlichen Lebens und durch Leben Leben entzünden. Auf eine genauere Abſtufung der Religionsgeſchichte hat freilich Herder keine Sorgfalt verwendet. Ihm iſt faſt ſelbſtverſtändlich unter den Propheten Jeſus die größte und reinſte, von Gott erfüllte Seele, in deſſen Wort und Leben die alle Humanität tragende und beſeelende Frömmigkeit zum einfachſten und gewaltigſten Ausdruck kommt. Hierbei hat auch Herder natürlich die Religion Jeſu und die Religion der Kirche fundamental unterſchieden, aber freilich bei dem Schwanken zwiſchen Poeſie und Wirklichkeit ein rein hiſtoriſches Bild des Chriſtentums ſo wenig zu zeichnen vermocht, als er in bezug auf die Religionsgeſchichte ſeinen großen Grundgedanken wirklich klar und ſcharf ausführte.

Eine ſolche geſchloſſene Lehre bietet erſt nach Ausbreitung und Auswirkung der neuen Ideen einer der Führer der nächſten Generation, Schleiermacher, dar. Schleiermacher iſt in der Erziehung der Herrnhutergemeinde aufgewachſen und hat als Jüngling den erſchütternden Befreiungskampf durchgekämpft, der ihn aus dem Schutz und der Enge der Gemeinde hinausführte in die Welt, in die Freiheit und in die unbegrenzte wiſſenſchaftliche Arbeit, der ihn aber niemals den Dank für

die ſeine Jugend dort umhüllende und nährende Frömmigkeit vergeſſen ließ. Eine der mächtigſten Ausbreitung und der ſtärkſten Konzentration fähige Natur ſtürzte ſich Schleiermacher in das Studium der antiken und modernen Philoſophie; in Berlin wurde er den Führern der romantiſchen Bewegung nah befreundet und ſtand er der literariſchen Geſellſchaft emanzipierteſten Geiſtes nahe. So arbeitete er den ganzen Ideenreichtum der Epoche durch und empfand als ihr Hauptbedürfnis, die aus der Erweiterung des Horizontes und aus der Einfühlung in die endloſe Mannigfaltigkeit fremdartiger hiſtoriſcher Gebilde folgende Relativierung aller Werte und Zwecke zu überwinden. Aus dem deutſchen Idealismus ergab ſich das ethiſche Problem zentraler und dauernder abſoluter Werte des menſchlichen Geiſtes, und, indem er dieſes Problem beſonders ſtark empfand, wurde Schleiermacher zum Ethiker, der neben Kant, dem Philoſophen, und Herder, dem Hiſtoriker, das Problem der Geiſteswerte ſelbſtändig ſtellte. Bei dieſen Unterſuchungen trat ihm dann je länger je mehr die Religion als das Zentrum des ganzen Syſtems der Lebenswerte hervor, und ſo wurde er zunehmend mehr zum Theologen, der ſich die Aufgabe ſtellte, in den konkreten Leiſtungen der Kirche und Theologie dieſe Fragen des Sittlichen auch praktiſch zu löſen und für die ſchwere, von ihm vorausgeſehene Kriſis das Volk ſittlich zu ſtärken. Aus dem Ethiker wurde er zum Religionsphiloſophen und aus dieſem zum praktiſchen Theologen. Dabei hat Schleiermacher natürlich auch Stellung genommen zum religiös-metaphyſiſchen Probleme, aber hier hielt er ſich in der Hauptſache an Kants vorſichtigen kritiſchen Idealismus. Er hat ſeine ganze Energie auf Religionspſychologie und Religionsgeſchichte konzentriert. Seiner Analyſe ſtellt ſich die Religion dar als eine beſondere und ſelbſtändige Seelentätigkeit, in der der Menſch ſeiner und aller Dinge Befaßtheit in einer alles bedingenden Macht durch ein Gefühl inne wird, das gleicher Weiſe verſchieden iſt vom überlegenden und reflektierenden Denken wie vom überlegenden und Zwecke ſetzenden Handeln, das aber, einmal vorhanden, ſowohl dem Denken als dem Handeln mitbeſtimmende Antriebe gibt. Dieſes Gefühl ſymboliſiert ſich je nach der allgemeinen Kultur und Geiſtesſtufe in Bildern und Symbolen, die das ewige göttliche Weſen und

seine Zwecke in Gestalten von Naturkräften oder menschlich oder wenigstens menschenähnlich vorstellen, ohne doch darüber zu vergessen, daß sie nur Symbol und Poesie der religiösen Sprache bilden. Vor allem aber wird die Bedeutung der religiösen Heroen, Propheten und Religionsstifter betont, die jedesmal eine neue Offenbarung des religiösen Gefühls darstellen und die Gläubigen in die Macht ihres religiösen Lebens hineinziehen, so daß sie mit ihrem Herzen fühlen, mit ihren Bildern sehen und in ihrer Sprache reden. So verstehen sich die niedersten Stufen, der Polydämonismus, so die Naturgottheiten der Polytheismen und die Kulturgottheiten des ethisierten Polytheismus, so die Propheten- und Persönlichkeitsreligionen. Unter die letzteren gehört das Christentum, das als Hervorbrechen der vollkommenen Religion aus der Person Jesu zugleich die Erlösung ist und die Gemeinde des zur vollen Einheit mit Gott und zur Herrschaft über Fleisch und Leidenschaft erlösten Geistes hervorbringt. In der Einzelausführung dieses durchaus modern gedachten Entwurfes hat dann Schleiermacher um seiner praktischen Zwecke willen das von ihm vertretene und die kirchliche Überlieferung nach Möglichkeit umdeutende Christentum nur in möglichst voller Kontinuität mit der Predigt Jesu sehen wollen, wodurch manche bereits gewonnene historische Erkenntnisse wieder verdunkelt wurden. Aber er hat jedenfalls den durchgebildeten Unterbau einer Religionsphilosophie, Religionsgeschichte und religiösen Metaphysik für die moderne Betrachtung des Christentums geschaffen.

Eine bedeutsame Umwandelung der gleichen Grundgedanken stellt die Lehre Hegels dar, der als der geistige Beherrscher der Berliner Universität und dann des deutschen Denkens bis in die vierziger Jahre Schleiermachers Einfluß sogar zunächst überholte. Hegel hat wie Schleiermacher den ganzen Ideenstoff der Zeit verarbeitet und mit mehr gelehrter Muße und stärkerem konstruktivem Triebe als jener, zu einem imponierenden System verarbeitet, dessen Zentrum ebenfalls die Gewinnung absoluter letzter ethischer Normen in ihrer engen Verbindung mit der religiösen Gesamtanschauung ist. Nur ist Hegel hierbei nicht Analytiker und Ethiker in erster Linie, sondern Metaphysiker, und auch das nicht im kritischen Sinne Kants, sondern in dem konstruktiven Sinne einer die

gesamte Welt aus dem Absoluten in ihrer Bewegung ableitenden Spekulation. Sein großer Gedanke ist hierbei die diesem System zu Grunde gelegte Idee des Werdens und der Entwickelung, der gemäß die Bewegung des Absoluten in der Kausalreihe seiner Evolutionen zugleich seine keimhaft in ihm enthaltene Zweckidee realisiert. Von dieser Theorie aus hat er dem religiösen Gefühl Schleiermachers als der bloß tatsächlichen Empfindung der Welteinheit das Denken zur Seite gestellt als die Erkenntnis der Notwendigkeit dieser Einheit und ihrer aus Gott hervorgehenden Bewegung, ja dieses Denken ist der im Gefühl und der bloß bildlichen Vorstellung noch verhüllte eigentliche Kern der Religion. Wichtiger als diese Umbildung der Religionspsychologie und der religiösen Metaphysik war aber die Konstruktion der Geschichte der Religion, die die Bedingungen einer solchen Konstruktion erstmalig eingehend überlegt und die Konstruktion selbst großartig als eine zugleich kausal und teleologisch notwendige Reihe von Explikationen des zunächst noch in sich verschlossenen Bewußtseins betrachtet, so daß an ihn die großen Versuche einer Gesamtgeschichte der Religion anknüpften. Die Einreihung des Christentums als der abschließenden Evolution des religiösen Bewußtseins in diesen Rahmen geschah auch von Hegel mit zunehmender konservativer Schonung und Umdeutung seines überlieferten dogmatischen Bestandes und ging auch bei ihm hinter die von der Aufklärung bereits erreichte historische Erkenntnis wieder zurück.

3. Die Entstehung der modernen Rechtgläubigkeit.

Die bisherige Darstellung zeigt die Gedanken großer Individuen, zu denen noch die verwandten Gedanken Schellings und vor allem die überall mitwirkenden, wenn auch sehr eigenartigen Goethes und manches andern gehören. Es sind die Ideen größer, freier und mit umfassender Bildung gesättigter Individuen, die bei der noch fortdauernden Selbstverständlichkeit der alten staatskirchlichen Verhältnisse und bei der Milde der überwiegend rationalistisch erzogenen Geistlichkeit es für ein selbstverständliches Recht reich gebildeter Individuen halten, ihre individuelle religiöse Überzeugung als das Allerpersönlichste auszusprechen und tief in die Wechselfälle einer jedesmal eigen-

artigen wissenschaftlichen Gesamtanschauung zu verwickeln. Dem stand aber das von ihnen ganz vergessene Bedürfnis des religiösen Gedankens nach Gemeinschaft und gleichartigem Bekenntnis, nach kirchlicher und kultischer Sammlung entgegen, und dieses Bedürfnis trat in der großen Erschütterung der napoleonischen Krisis und bei der dadurch herbeigeführten Neuordnung aller politischen und damit auch kirchlichen Verhältnisse wieder mit elementarer Macht zu Tage. Ihm waren bereits Hegel und Schleiermacher und die in deren Bahnen gehenden Denker entgegengekommen, sogar Fichte hatte es empfunden. Aber die Vermittelungen dieser Männer genügten dem neuerwachten Triebe nicht und galten ihm bloß als Abschlagszahlung. Indem die neue Zeit zugleich die Mündigkeit und Mitwirkung des Volkes herbeizuführen strebte, indem die Wirkungen der französischen Revolution, der allgemeinen Militärpflicht, die Begeisterung der Freiheitskriege einen gemeinsamen Ausdruck des Volksglaubens und Volkswillens ersehnen ließen, entstand eine starke kirchliche Reaktion gegen die individualisierte Bildungs- und Wissenschaftsreligion, die insbesondere noch von denen begünstigt wurde, die bei der Neuordnung der Verhältnisse hier einen stabilisierenden, konservativen Faktor zu finden sich freuen mußten. Diese Vorgänge, die in vieler Hinsicht der Schlüssel der heutigen geistigen, jedenfalls der kirchlichen Lage sind und deren richtiges Verständnis auch allein die richtige Behandlung der Lage ermöglicht, sind unter uns im allgemeinen sehr wenig bekannt, und, wenn schon die kirchengeschichtlichen Darstellungen diese Vorgänge sehr oberflächlich dartun, so sind vollends die allgemein geschichtlichen Darstellungen in diesen wichtigen Dingen ganz dürftig und verworren. In Wahrheit ist es ein höchst interessanter Vorgang, in Recht und Unrecht, in Notwendigkeit und Zufälligkeit überaus kompliziert, an dem fast alle großen Bewegungen der schicksalsreichen Zeit nach den napoleonischen Kriegen mitgearbeitet haben.

Die erste treibende Macht in dieser Bewegung ist der Pietismus, der zwar mit seinem Subjektivismus einst das objektive Kirchentum zersetzt und der geistigen Befreiung vorgearbeitet hatte, der aber durch seinen Gegensatz der sündigverlornen und der erlösten Welt doch auch wieder auf Gemein-

ſchaft und Zuſammenſchluß in einer ſupernaturalen und das heißt konſervativen Religionsbetrachtung drängte. Er war zwar im friedericianiſchen Zeitalter zurückgetreten, aber er nahm an der Genieperiode und Romantik lebhaften Anteil und behauptete ſich außer der Herrnhutergemeinde in zahlreichen kleinen geiſtlichen, bürgerlichen und adeligen Zirkeln. Er fühlte ſich hier als mächtiges Prinzip, dem noch eine große Rolle bevorſteht und das auf der Höhe der neuen Zeit ſteht, ohne ihre Mängel, die kalte Glaubensloſigkeit oder die matte Bildungsreligion, zu teilen. Die Not der napoleoniſchen Zeit, die wieder beten lehrte, that das ihrige, um ihm neue Anhänger zuzuführen. So blühen an verſchiedenen Orten pietiſtiſche Zirkel auf: die Fürſtin Gallitzin in Münſter, Lavater in Zürich, die Schlatters in Bern, Jung-Stilling am Niederrhein, Oberlin im Elſaß, Matthias Claudius und ſein Schwiegerſohn Perthes in Hamburg, der Verlagshändler Fromman, Koethe und Roller in Sachſen, Kraft, Eſcher und Pflaum in Franken, der Dillinger Seminarlehrer und ſpätere Biſchof Sailer an der Donau, Ludwig Harms und Petri in Hannover und viele Adelskreiſe, wie das in Bismarcks Briefwechſel zu Tage tretende Thaden-Triglaffſche und Puttkamerſche Haus. Insbeſondere der Berliner Kreis des Kronprinzen mit ſeinem Patriarchen, dem Baron von Kottwitz, wirkt zunächſt ſtill, aber mächtig auf einflußreiche Kreiſe und auf den theologiſchen Nachwuchs. Große Liebeswerke wie Fliedners Diakoniſſenhaus und Wicherns rauhes Haus wurden ſeine eindrucksvollſte Propaganda. Dabei verwandelte ſich der Pietismus allmählich in ſeinem Weſen. Er ſtreifte immer mehr die genialiſchen und romantiſchen Neigungen der Sturm- und Drangzeit ab und nahm immer nähere Fühlung mit der Aufgabe der kirchlichen Reſtauration und Reorganiſation. Er wollte die verweltlichte Kirche und Geſellſchaft wieder mit Sündenbewußtſein und Gnadenſehnſucht durchdringen und ſah ſich dadurch zur Eroberung der leitenden Stellungen in Staat, Kirche und Schule aufgefordert. War er dereinſt von der Kirche zurückgewieſen worden, ſo wollte er ihr jetzt Rettung und Licht bringen, als ſie in der Nacht und Kälte des Rationalismus ſaß. Er legte das weltſcheue und konventikelmäßige Weſen des Pietismus des 18. Jahrhunderts ab, und, nachdem er literariſch und geiſtreich gewor-

den, wurde er nun kirchlich und politiſch. Er gab das gottergebene Dulden und die ſtille Zurückgezogenheit auf und wurde weltmänniſch und aggreſſiv.

Aber die pietiſtiſche Bewegung war im Grunde doch eine weſentlich theologiſche und keine wirkliche Volksbewegung. Sie hat mehr die geiſtlichen, kirchenregimentlichen und akademiſchen Ämter erobert als das Volk. Sie hätte auch das nicht vermocht, wenn ſie nicht getragen geweſen wäre von einer allgemeinen wirklich populären Bewegung, die, vom Pietismus ſelbſt verſchieden, doch ihm zu ſtatten kam, und die, auch abgeſehen von dieſer ſpeziellen Wirkung auf den Pietismus, einen bedeutenden Einfluß auf den Geſamtgeiſt ausübte. Der Schiffbruch der Aufklärungsideale, die fürchterlichen Heimſuchungen der napoleoniſchen Kriege, der Untergang des bisherigen Staatenſyſtems und die tiefe Umwandelung der bisherigen geſellſchaftlichen Ordnungen, all das bewirkte einen vollſtändigen Wandel in der ſelbſtgenügſamen, kosmopolitiſchen und äſthetiſchen Denkweiſe der bisherigen Bildung. Aus der Befreiung des Individuums ergab ſich das Streben nach Selbſtbetätigung des Volkes und damit das Nationalitätsprinzip, das in dieſen ſeinen Urſprüngen umleuchtet war von poetiſchen und religiöſen Gedanken und dieſen Gedanken eine hiſtoriſche, an das Altertum anknüpfende Richtung gab. Der deutſche Gott, der alte Glaube der Deutſchen, ihre Biederkeit und Frommheit, der deutſche Glaubensheld Luther, das fromme und freie Mittelalter wurden verherrlicht und beſtimmten die Ideale des in Not und Kampf erwachſenen Geſchlechtes. Teutonentum und Chriſtentum in ſchwärmeriſch verſchwommener Verbindung wurden ſeine Ideale. Die Poeſie der Arndt und Schenkendorf wurde chriſtlich und national, das Reformationsjubiläum wurde in dieſem Geiſte gefeiert und die Union begrüßt als endliche Aufrichtung der deutſchen Kirche, die gleichweit entfernt iſt von dem Wortſtreit der Orthodoxie und von dem Kaltſinn des Rationalismus. Die akademiſche Jugend insbeſondere ſtiftete in der Burſchenſchaft eine neue Organiſation, die die ganze zukünftige Generation als Träger eines freien, gläubigen und einigen Deutſchland erziehen ſollte. Viele der einflußreichſten, wenn auch nachher weit auseinandergehenden Führer ſind aus dieſen Reihen hervorgegangen:

Hengſtenberg, Vilmar, Harleß, Krummacher, Guerike, Rothe, Hundeshagen, K. v. Raumer, Wackernagel, Stahl, H. Leo und Haſe.

Wirkte in dieſer Bewegung immer noch etwas von dem poetiſchen Geiſte der großen Epoche nach, ſo hatte der Ausgang dieſer poetiſchen Entwickelung ſelbſt noch eine beſondere ſelbſtändige Bedeutung für die kirchliche Reaktion. Sie hatte die verſchiedenſten Kräfte angeregt, Philoſophie und Hiſtorie inſpiriert und wurde in ihrem eigentlichen Beſtreben, derart an Inhalt verarmend, zu der Parole l'art pour l'art, zur bloßen Virtuoſität des Formenſpiels, bei dem der Inhalt und Sinn ſich völlig verflüchtigte, Traum und Märchen zu Lieblingsgegenſtänden wurden und ein durch alle Literaturen der Welt feinſchmeckeriſch ſich hindurchbewegender Eklektizismus die eigene Kraft verzehrte. So wurde die Folge dieſer Parole hier wie heute in Frankreich blaſiertes Dekadententum und mit ihm zuſammen die Umkehr zur Autorität, die aus dieſer Kraftloſigkeit helfen ſollte. So führte die Romantik, der Ausläufer der großen Poeſie, die einen zum Katholizismus, die anderen zur proteſtantiſchen Orthodoxie. Sie übermachte den Autoritätsparteien ihre literariſchen Talente und ihre nur einiger Modifikationen bedürftigen Stichworte gegen die Aufklärung.

Aber weder die Romantik noch die Religion der deutſchen Ritterlichkeit und Biederkeit, noch der Pietismus hätten die ſtrenge Feſtigkeit des alten Kirchenglaubens wieder erreicht, wenn nicht auch ſchließlich das alte Kirchenrecht und ſeine Bindung der Kirche an Dogmen und Bekenntniſſe wieder aufgewacht wäre. Das aber war die unbeabſichtigte Wirkung der Stiftung der Union, die an ſich die Ergebniſſe der Milderung der konfeſſionellen Differenzen hätte bringen ſollen, die aber dieſe gerade erſt recht wieder erweckte. Erſt entzogen die preußiſchen Altlutheraner ſich der Union, und von ihnen verpflanzte ſich in den vierziger und fünfziger Jahren das ſtrenge Luthertum auch auf die bayeriſche, ſächſiſche, hannoverſche, mecklenburgiſche und deutſch-ruſſiſche Kirche. Es beſtimmte den Pietismus zu feſter kirchlicher Haltung, ſammelte den Reſt der deutſch-freiheitlichen Bewegung nach ihrer Enttäuſchung um ſich und bot den Romantikern Autorität. Es regte ſchließlich auch die Reformierten zur Erneuerung ihrer Konfeſſionsdogmen

auf, und fühlte sich gegenüber der gottlosen Zeit dem Katholizismus nah verwandt, den es in der Bildung von Garantieen für Reinheit der Lehre und Dogmen und teilweise auch im Kultus kopierte. Agenden, Liturgieen und Katechismen, die man erst aus ästhetischen Rücksichten zur kräftigen alten Sprache zurückgeführt hatte, wurden nun die Mittel, Gemeinde und Geistliche zum rechten Bekenntnis zu zwingen und die Kirche zu entrationalisieren.

Der dagegen sich erhebende vielfache Widerstand, der erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bei der wachsenden Indifferenz des Volkes gegen kirchliche Dinge nachgelassen hat, ist freilich nur überwunden worden durch die Unterstützung der Regierungen, vor allem der preußischen, die schon in den zwanziger Jahren diese Stütze der Autorität begünstigte, und die unter Friedrich Wilhelm IV. den Vernichtungsfeldzug gegen die kirchliche Aufklärung unternahm. Insbesondere die Reaktionsjahre nach 1848 haben den Sieg der Rechtgläubigkeit in den offiziellen Kirchen entschieden, während das Volk sich im allgemeinen immer mehr von ihnen abwandte.

Die so gefestigte Rechtgläubigkeit hat dann schließlich seit den dreißiger Jahren und der Freigebung der Vereinsbildung sich endgültig gefestigt durch Agitation, durch einen kirchlichen Journalismus und kirchliche Parteitage. Hier hat insbesondere Hengstenbergs „Evangelische Kirchenzeitung" epochemachend gewirkt. Und als die Verfassungsbewegung von den politischen Idealen sich auch auf die in der Neuordnung begriffenen kirchlichen Verhältnisse ausdehnte, hat schließlich die am klarsten und strengsten geschlossene, einleuchtender juristischer Deduktionen fähige Partei der Rechtgläubigen die neue Verfassung fast überall im Sinne ihres beherrschenden Einflusses gestaltet.

Es ist der Gegenschlag gegen das 18. Jahrhundert, gegen die geistige und politische Revolution überhaupt, der in inneren Gründen der geistigen Lage und in Mängeln des bisherigen religiösen Lebens seinen Grund hatte, der aber schließlich zu einer einfachen Repristination geworden ist. Er ist auf allen anderen Gebieten wieder verschwunden, in Kirche und Theologie ist er geblieben, aber als eine einigermaßen künstliche Macht, gegen die das alte freiere Geistesleben beständig reagiert und deren Theologie durch diese Einflüsse beständig bedroht ist.

4. Die Prinzipien des deutſchen Idealismus in ihrer Wirkung auf die freie kritiſche Theologie.

Trotz der Ungunſt der allgemeinen Strömung hat die Konſequenz der einmal begonnenen Gedanken weiter gewirkt und die von Herder, Schleiermacher und Hegel noch zurückgelaſſenen Halbheiten und Unklarheiten beſeitigt, die bereits von der Aufklärung begonnene hiſtoriſche Einzelkritik energiſch in die allgemeine religionsphiloſophiſche Theorie hereingezogen und ſo der triumphierenden Rechtgläubigkeit eine wiſſenſchaftliche Theologie zur Seite geſtellt, die nicht auf Bekenntnis, Dogma, Autorität und Überlieferung beruht, ſondern auf der Bearbeitung des Chriſtentums mit den allgemeinen religionswiſſenſchaftlichen Kategorieen.

In den Zuſtand dämmernder, poetiſierender Vermittelung, den die Schulen Schleiermachers und Hegels geſchaffen hatten, brachte das Leben Jeſu von Strauß in dieſem Sinne auf einmal neue und folgenreiche Bewegung. Strauß zog Konſequenzen und ging nicht neue ſelbſtändige Wege zu einer tieferen und reicheren inhaltlichen Anſchauung vom Weſen der Religion. Er zog lediglich die Konſequenzen des die Hegelſche Lehre beherrſchenden Entwickelungsbegriffes, die die herrſchende Theologie umgangen oder verkannt hatte. Und er zog ſie in der harten verſtandesmäßigen Weiſe, der es mehr auf die intellektuelle Folgerichtigkeit der nun einmal angenommenen Vorausſetzungen und der daraus zu entwickelnden Folgen als auf das poſitive Verſtändnis des Gegenſtandes ankam. Er war kein Philoſoph und, wie er ſpäter oft ſchmerzlich anerkannte, kein produktiver Kopf, aber ein außerordentlicher Kritiker, der ſich auf das Ziehen von Konſequenzen und auf klare, rückſichtsloſe Darſtellung der dann bleibenden Bilanz verſtand, dazu ein ſolider überaus kundiger Gelehrter, der ſeine Kritik auf umſichtige Kenntnis zu ſtützen und glänzend darzuſtellen vermochte. Mit klarem Blick für die Hauptſachen und mit ſcharfſinniger Verwendung der bisherigen Kritik erkannte er, daß die Schwäche der Schleiermacherſchen und Hegelſchen Poſition in der Unklarheit liege, mit der ſie die Einreihung des Chriſtentums in die Religionsgeſchichte halb vorgenommen und halb vermieden hatte, ſowie daß andererſeits die

von der Aufklärung begonnene Kritik eine Einreihung ebenso notwendig macht, als sie von den Grundgedanken jener Systeme aus gefordert ist. So macht Strauß zum erstenmale Ernst mit der Einreihung der Entstehungsgeschichte des Christentums in die Entwickelungsgeschichte des religiösen Lebens, indem auf die Erforschung der Persönlichkeit Jesu dieselbe Methode angewendet wird, die auch sonst für die Aufhellung irgend eines anderen Hauptpunktes der menschlichen Geschichte angewendet wird. Die Frage, was dann das so in seiner Entstehungsgeschichte betrachtete Christentum der Menschheit zu sagen habe, welche bleibende Bedeutung es für sie habe, ist eine Frage für sich, die auf die Lösung dieses Problems zunächst keinen Einfluß haben darf, die daher auch Strauß erst in seiner berühmten Schlußabhandlung und hier in einem positiven Sinne beantwortet hat. Diese Klarheit und Strenge der Methode, diese Losreißung der Forschung von zum voraus ausgemachten Sonderbedingungen ist das Entscheidende bei Strauß und zugleich das Epochemachende. Sie hat denn auch in der Tat sich immer mehr durchgesetzt. Anders dagegen steht es mit den positiven Ergebnissen Straußens. Hier hat Strauß eine wirkliche Erforschung der für die Geschichte Jesu vorhandenen Quellen nicht vorgenommen, sondern nur die einzelnen Aussagen aneinander zerrieben, statt die Quellenwerke als Ganzes zu untersuchen. Hier hat die spätere Forschung doch vieles vertrauenswerter gefunden als Strauß gemeint hat. Vor allem aber ist die Auffassung des von ihm festgestellten Tatbestandes dürftig. Er hat mit Recht die Evangelien als Erbauungsschriften und Zeugnisse des Gemeindeglaubens betrachtet und daher sehr viele Erzählungen als Strahlenglanz betrachtet, den die Gemeinde mythenbildend um Jesu Haupt gewoben hat. Aber er hat es unterlassen, die festesten Bestandteile der Überlieferung, die Worte Jesu, auf ihre Bedeutung zu untersuchen und so die Persönlichkeit verständlich zu machen, die eine solche Wirkung hervorbringen konnte. Hier hat er die eigentliche positive Forschung überhaupt erst späteren überlassen.

Begründet Strauß die rein historische Evangelienforschung, so legt im gleichen Jahre 1835 Wilhelm Vatke, ebenfalls in Fortentwickelung Hegelscher Gesichtspunkte, den Grund zu der

modernen Auffaſſung des Alten Teſtamentes. Auch er führt dabei die religionsgeſchichtliche und entwickelungsgeſchichtliche Betrachtung durch, und, wenn ſeine Forſchungen ſich ſpeziell mit der Entſtehung der Religion Israels beſchäftigen, ſo iſt doch dadurch auch der ganze weitere Gang beleuchtet. Der erſte Ausgangspunkt iſt ihm die Einwanderung in Paläſtina und die Predigt des Moſes von Jehova, die überhaupt erſt einen eigentümlichen, von den anderen ſemitiſchen Nomadenreligionen unterſchiedenen Typus ſchafft und dadurch auch erſt die hebräiſchen Nomadenſtämme einigt. Alles, was die israelitiſche Sage vor dieſer Zeit über Patriarchen und Urgeſchichte zu berichten weiß, ſind Sagen von ſehr verſchiedenartiger Herkunft, deren Material Israel mit den Semiten überhaupt gemein iſt. Der Jehova des Moſes hat auch noch kein Geſetz gegeben und keinen Tempel geſtiftet; alles das iſt Zurückdatierung der ſpäteren Legende. Aber der Jehova des Moſes iſt ein heiliger Wille, der ſich mit den Geſchicken ſeines Volkes verband und ihm die Wege wies, der ihm die Verehrung der Naturmächte und die mit dem Dienſte der Naturmächte zuſammenhängenden Gebräuche verbot, der Recht und Sittlichkeit eines einfachen Lebenswandels in Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Billigkeit aufs ſtrengſte forderte, daher naturgemäß ein einiger Gott, der in ſeinem Volke keine anderen Götter neben ſich duldete, und ein eifriger Gott, der als verzehrendes Feuer und ausſchließende Macht vor den Gemütern ſtand, der Gott des heiligen Bundes, der den Männern Israels voranging in Schlacht und Krieg und der waltete in ihren Richtſtätten über Recht und Gericht, der dafür aber auch unbedingte Treue und Gehorſam forderte. Dieſer dem Moſes in prophetiſcher Intuition offenbare Gottesglaube hat das Volk geeinigt und geſchaffen und iſt der Ausgangspunkt aller weiteren Entwickelungen, der Keim der Religionsgeſchichte Israels, aus dem ſich in den Kämpfen mit den Weltreichen und in den Reibungen mit den einheimiſchen paläſtinenſiſchen Kulten der Gottesglaube der Propheten und die ihm entſprechende ſittliche Forderung entwickelte als die erſte Erhebung eines geiſtigen und ſittlichen Monotheismus in der Geſchichte der Menſchheit. Mit dem politiſchen Untergang des Volkes wurde ſeine religiöſe Miſſion in der ihr von den Propheten erteilten Geſtalt Kern und Weſen ſeines Lebens

und wurde dieſer Glaube in die Form des Geſetzes übergeführt, befeſtigt und freilich auch verhärtet, vor allem mit kultiſchen Beſtimmungen verſetzt und zu harter Ausſchließlichkeit gegen alles Nicht-Judentum geſteigert. So iſt das Geſetz die Schöpfung des aus dem Exil wieder hergeſtellten, unter der Fremdherrſchaft lebenden und nur als kirchliche Gemeinſchaft ſelbſtändigen Israel. Aber in dieſem Judentum waren immer noch die Kräfte des reinen, innerlichen prophetiſchen Glaubens, und aus dieſen Kräften ging durch Jeſus das Chriſtentum hervor, während das das Chriſtentum ausſcheidende Judentum immer ſtrengerer Geſetzlichkeit und dem Talmud verfiel.

So war an zwei Hauptpunkten, an dem Problem der Religionsgeſchichte Israels und des Judentums ſowie an dem der Entſtehung des Chriſtentums, die neue religionsgeſchichtliche Methode zur Wirkung gekommen. Es fehlte noch die Bearbeitung der Entwickelungsgeſchichte des Chriſtentums ſelbſt, die in der bisherigen Kirchen- und Dogmengeſchichte mannigfach mit den Mitteln hiſtoriſcher Kritik und Kunſt in Angriff genommen worden war, die aber noch niemand als ein zuſammenhängendes Ganzes in ſeiner einheitlichen Entfaltung und ſeinem aus dem Keim hervorgehenden Wachstum zu ſchildern unternommen hatte. Das iſt die Leiſtung Baurs und der Tübinger Schule. Inſofern hierbei auch das Entſtehungsproblem und die Evangelienforſchung vorgenommen werden mußte, iſt es zugleich die erneute Aufnahme des Straußiſchen Problems, zu der die Arbeit Straußens nur als ein erſter kecker Wurf oder als Vorſtoß ſich verhält. Auch Baur iſt dadurch charakteriſiert, daß ſeine Arbeit ausgeht von der großen entwickelungsgeſchichtlichen Betrachtung Hegels, die das Chriſtentum als den Höhepunkt der Religionsgeſchichte anſieht und die Geſchichte des Chriſtentums als ſucceſſive, notwendige Entfaltung der in ſeinem Urſprung keimhaft enthaltenen Ideenfülle behandelt. Baur bringt die Probleme zugleich in den größten und weiteſten Zuſammenhang. Er verfolgt die Entſtehungsgeſchichte des Chriſtentums nach rückwärts und erkennt in ihm den Abſchluß der großen Hauptbewegungen der antiken Welt ſowohl des Orients als des Occidents, den Abſchluß der aus den großen Kriſen hervorgegangenen Entwickelung Israels und den Abſchluß der aus der Entnationaliſierung hervor-

gegangenen helleniſchen Philoſophie und Ethik, zugleich den Angliederungspunkt für alle die ſynkretiſtiſchen Produkte dieſer Jahrhunderte der Götterdämmerung. So iſt das Chriſtentum nichts ſchlechthin Neues, aber eine Zuſammenfaſſung aller bisherigen Elemente zu neuer und unendlich konzentrierter Verbindung, deren Mittelpunkt die originale religiöſe Perſönlichkeit Jeſu als die ſchöpferiſch neue und anziehende Kraft iſt. Aus der in ihr begonnenen Konſequenz und Bewegung des religiöſen Bewußtſeins entfaltet ſich dann durch Gegenſätze und Zuſammenfaſſungen hindurch in logiſch notwendiger Weiſe der Katholizismus und aus dieſem der Proteſtantismus, jedesmal die von den allgemeinen Verhältniſſen geforderte und aus der inneren Dialektik der chriſtlichen Idee entwickelte Geſtalt des Chriſtentums. Und wenn es ſich hierbei zunächſt rein um die Geſchichte des Chriſtentums handelt, ſo iſt doch dieſe Geſchichtsauffaſſung ſelbſt nur der Ausdruck einer beſtimmten Auffaſſung des Chriſtentums als bleibender religiöſer Wahrheit. Dogmatiker wie Biedermann und Pfleiderer haben den Lehrgehalt des Chriſtentums auf dieſer Grundlage entwickelt. Die Hauptſache bleibt aber doch die hiſtoriſche Leiſtung und die in ihr ausgeſprochene und durchgeführte Wertung des Chriſtentums.

Dabei darf nicht vergeſſen werden, daß dieſe Darſtellung des Chriſtentums, wie ſie im Rahmen religionsgeſchichtlicher Entwickelung gedacht war, ſo auch von der analogen Erforſchung der nicht-chriſtlichen Religionen begleitet wurde, die ſich aus Schellings und Hegels Schule entwickelte und die an den vergleichenden Sprachwiſſenſchaften eine neue Stütze erhielt. Eine religionswiſſenſchaftliche Forſchung wie ſie Kreuzer phantaſiereich eröffnete und wie ſie Max Müller in zahlreichen Werken populariſierte, war der allgemeine Rahmen ſolcher Forſchungen. Noch ſchwieg die darwiniſtiſch und illuſioniſtiſch geſinnte Religionsforſchung und noch hielt das Band des deutſchen Idealismus alle zuſammen.

4. Die gegenwärtige Lage.

Das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts brachte in dieſem Zuſtand eine tiefgreifende Veränderung hervor. Hatte bisher in der vermittelnden Theologie der Schule Schleiermachers und Hegels, in der radikal entwickelungsgeſchichtlichen der Tübinger,

in der aufkommenden Rechtgläubigkeit und in dem fortdauernden Rationalismus überall ein positives Verhältnis zum Christentum sich behauptet, so begann nun zusammen mit der erneuten Einwirkung französischen Geistes und mit den großen politischen und sozialen Umwälzungen ein antichristlicher Radikalismus sich zu erheben, der zugleich wesentlich atheistisch gerichtet war. Das Evangelium von der Emanzipation des Fleisches, die die Autorität als solche prinzipiell bekämpfende liberal-individualistische Weltanschauung, materielle Bestrebungen wirtschaftlicher Art und die Zuwendung zum Positiven und exakt Erfaßbaren veränderten die Stimmung und schufen die für alles religiöse Leben kälteste und feindseligste, verständnisloseste und gleichgültigste Zeit, die die modernen Jahrhunderte gesehen haben. Weltverkehr und Welthandel schufen zugleich die Industrialisierung und mit dieser die Vorherrschaft der Technik. Diese führte zur Wiederaufnahme der Naturwissenschaften, an denen der der Spekulationen überdrüssige Geist dann einen festen Halt fand, und aus deren Mitteln er dann die unentbehrliche Weltanschauung allein zu bestreiten und zu erneuern strebte. So kam es zu einem völligen Rückfall in den Materialismus, der durch den Darwinismus mit seiner Apotheose des Zufalls vollends mit dem Zweckgedanken jeden Rest idealistischer Betrachtung ausfegen zu müssen schien, oder, wo man sich zurückhaltender gegen die Grundprobleme verhielt, zum sogenannten Positivismus, der sich überall nur an die positiven erfahrbaren Daten hielt und von den an der Naturwissenschaft gebildeten Methoden aus auch die Geschichte zu bewältigen strebte. Beides macht keinen großen Unterschied, nur daß der letztere metaphysische und spekulative Interessen noch mehr ausscheidet und den großen materiellen Interessen damit noch freieren Raum einräumt.

Die Wirkung dieses nun in allmählichem Schwinden begriffenen Zustandes hat Kunst und Literatur, Sittlichkeit und geistiges Leben schwer betroffen, am schwersten aber die Theologie, und zwar gerade die wissenschaftliche mit einer allgemeinen idealistischen Religionsphilosophie verbundene Theologie. Die Rechtgläubigkeit hat in ihren Kreisen sich in diesem Gegensatz nur noch mehr gefestigt und in den Jahren der Reaktion gegen den achtundvierziger Geist gerade die höchsten Triumphe

gefeiert. Dagegen hat die die freie religionswissenschaftliche Theologie nunmehr nicht bloß von rechts, sondern auch von links die schärfste Gegnerschaft erfahren und wurde als halbschlächtig und inkonsequent oder als veraltete Spekulation verhöhnt. Strauß trat noch einmal hervor und versuchte von neuem seine Rolle als Hersteller rücksichtslos aufrichtiger Bilanzen zu spielen. Die in seiner „Dogmatik" 1840 und dann in seinem „Alten und neuen Glauben" 1874 gezogenen Konsequenzen lauteten vernichtend, sie nehmen auch die frühere religiöse Position Straußens zu gunsten eines ästhetisch angefrischten Materialismus zurück. Noch heftiger und prinzipieller bekämpfte ein anderer Apostat der Theologie, Ludwig Feuerbach, alles und jedes Christentum und mit ihm alle und jede die Religion positiv wertende Religionswissenschaft. Er entwickelte aus dem Materialismus eine illusionistische Theorie der Religionswissenschaft, die sich mit den Lehren Comtes und mit der Religionsgeschichte der darwinistischen Anthropologen zu einem wirkungsvollen Bund vereinigte. Dazu kam der Einfluß des in den Jahren der Reaktion seinen posthumen Ruhm erlangenden Schopenhauer, der von aller Religion nur den atheistischen Buddhismus gelten lassen wollte. Und, wo man solchen schroffen dogmatischen Behauptungen nicht zustimmen wollte, da gewann die glänzende und verführerische Kunst Renans ihren Einfluß, die den historischen Relativismus zur Konsequenz einer abgrundtiefen Skepsis führte und gerade durch ihr relatives Verständnis für Religion alle religiösen Probleme erst recht mit dem Stempel völliger Unlösbarkeit prägte.

In dem so eröffneten furchtbaren kritischen Feuer traten dann auch in der Tat die schwachen Stellen der spekulativ-entwickelungsgeschichtlichen Religionswissenschaft zu Tage. Aber das hat doch nur die Folge gehabt, daß man in ernster Selbstkritik diese Schwächen zu heilen strebte. Immer sind Männer in großer Zahl geblieben, denen Gesundheit und Kraft des geistigen Lebens, Reinheit und Festigkeit der Sittlichkeit an eine religiöse Weltanschauung und an das Christentum gebunden blieben. Sie haben in der Erwartung besserer kommender Zeiten sich an die Arbeit gemacht, und, wenn auch vom großen Publikum weniger beachtet als ihre Vorgänger, im Stillen Großes und Bedeutendes geschaffen. Einer der

ersten, der in einsamer Stille die Schwächen der idealistischen Religionsphilosophie erwog und mit wahrhaft bedeutender religiöser Kraft und großartiger schriftstellerischer Kunst neue Wege einschlug, ist der Däne Kierkegaard. Mit heftiger Leidenschaft hat er sich gegen den in der klassisch-romantischen Religionsphilosophie enthaltenen Geist der Immanenz, der Allgesetzlichkeit, des bloß ästhetischen Einheitsgefühls, gegen die alle Brüche und Katastrophen des Lebens verhüllende Auffassung der Religion als der bloßen Empfindung der Einheit des Endlichen und Unendlichen gewendet und in alledem den geschworenen Feind der Religion gesehen, der sie in den Schranken der Welt und der Diesseitigkeit hält und den Menschen nicht zu dem großen Entweder-Oder kommen läßt, wo er sich für die Welt und ihren sich von selbst fortbewegenden Naturlauf oder für die in sie hereingreifende und den Menschen erhebende und verwandelnde Kraft Gottes entscheiden muß. Er kennt den ästhetischen Humanismus und seine Grundlage in einer Religion der Immanenz und weiß seine Ethik vortrefflich zu schildern. Aber sie ist Spiel und Genuß der Phantasie und glaubt allen Brüchen und Katastrophen auch die Versöhnung ohne weiteres immanent, während es in Wahrheit darauf ankommt, den schmalen Weg der Wenigen zu gehen und sich im Gegensatz gegen den Lauf des harmonischen Weltgeschehens gerade durch einen großen Sprung zu erheben in die Überwelt der Freiheit und des sie hervorbringenden göttlichen Wirkens.

In Deutschland entstand aus der Tübinger Schule selbst der Rückschlag, indem Albrecht Ritschl in sachlich analoger Weise die Theologie der Immanenz wieder sprengte und die enge innere Verbundenheit der Religion mit der Erhebung der Freiheit gegen den monistischen Ablauf des Universums zeigte. Wie eine solche Auffassung der Religion mit der Gesetzlichkeit der Erscheinungswelt fertig werden mag, ist eine Sache für sich. Jedenfalls fordert die Religion, wo sie sie selber ist und wo sie nicht von Philosophie und Spekulation gegen sich selber mißtrauisch gemacht ist, gerade die Befreiung von dem Bann des gesetzlichen Weltprozesses und die Erhebung zu der göttlichen Macht als zu einer von der Welt verschiedenen, die gerade durch ihre Unterschiedenheit von der Welt von ihr zu befreien und über sie zu erheben vermag. Gilt

dies von der Religion im allgemeinen, ſo gilt es vom Chriſtentum insbeſondere, das eben dadurch die ſittliche Religion im höchſten Sinne iſt. Die hierin liegenden religionsphiloſophiſchen Anſchauungen ſind von Ritſchl nur dürftig ausgeführt worden, und ſeine in dieſem Rahmen entwickelte Anſchauung vom Chriſtentum iſt von ihm hiſtoriſch, wenigſtens was die Entſtehungsgeſchichte anbetrifft, nur ſehr mangelhaft, ja mit mehrfachen Rückſchritten hinter die Erkenntniſſe der Tübinger Schule ausgeführt worden. Aber der ſo aufgebauten Geſamtanſchauung und der dieſe Geſamtanſchauung kraftvoll vertretenden Perſönlichkeit Ritſchls wohnte eine ſo mächtige Kraft inne, daß ſich an ihn eine große Schule anſchloß, die heute in der wiſſenſchaftlichen Theologie im ganzen als die herrſchende zu betrachten iſt, und eine auch in ihren dogmatiſch weniger gebundenen Anhängern von dieſem Entwurf Ritſchls, insbeſondere auch von ſeiner Baurs Lehre modifizierenden Geſamtanſchauung des Chriſtentums, außerordentlich viel gelernt hat.

Immerhin aber fehlt bei dieſen Umbildungen und Neubildungen eine prinzipielle religionsphiloſophiſche Grundlage, die allgemein in den Prinzipien anerkannt wäre, wie das im Zeitalter Hegels und Schleiermachers und ihres dominierenden Einfluſſes der Fall war. Die auf nichtchriſtliche Gebiete ſich erſtreckende Religionsforſchung verlor ſich völlig in Einzelforſchungen, die untereinander in keine Beziehung traten und die vor allem gegen die Frage nach Weſen und Wahrheitsgehalt der Religion völlig zurückhaltend oder gleichgültig iſt. So bleibt eine prinzipielle, dieſe ſämtlichen Forſchungen vereinigende Religionsphiloſophie immer noch das eigentliche Bedürfnis für eine wiſſenſchaftliche Klärung der Lage. Hierzu aber war die ganze eingeſchüchterte und auf die Erkenntnistheorie ſich zurückziehende Philoſophie der übrigbleibenden Idealiſten nicht im ſtande. Erſt die jüngſte Zeit hat mit dem erſtarkenden Mute der Philoſophie auch wieder ernſtere Unternehmungen in dieſer Richtung gebracht oder ältere Denker, wie Fechner, die dieſem Thema bedeutende Unterſuchungen gewidmet haben, wieder hervorgeholt.

Dieſen Mangel empfindend und zugleich die Forderung konkreter, realiſtiſcher Auffaſſung der Religion teilend, hat Paul de Lagarde, mit Kierkegaad und Ritſchl der anregendſte

und originellste moderne Theologe, die Lücke aus der Philologie zu ergänzen gestrebt, die er als Sprachforscher und Kulturhistoriker und Herausgeber alter Texte in einem großartigen Sinn und Maßstab ausübte. Seine Herzensneigung aber blieb dabei immer die Theologie, und so bildete er aus der Philologie ein Ideal der Theologie, wonach sie vergleichende allgemeine Religionswissenschaft ist, die ein Heer von Forschern in die einzelnen Gebiete entsendet, die alten Urkunden der Völker als Akten der Religionsgeschichte studieren läßt und dann dieses Erkenntnismaterial wieder zum Bau eines Ganzen vereinigt. In diesem Ganzen wird die Religion in ihrem konkreten Werden und Wirken angeschaut und werden die Wert- und Stufenunterschiede festgestellt. Lagarde zweifelt nicht, daß die Religion Jesu hierbei sich als die höchste religiöse Kraft bekunden werde, aber er verlangt hierbei die volle Durchführung der Konsequenzen dieser Anschauung in der Auffassung des Christentums. Er ist gewiß, daß eine solche Anschauung sich vom kirchlichen Protestantismus weit entfernen werde, und sieht sie überhaupt erst in ahnungsreichen Umrissen vor seinen Augen auftauchen in Verbindung mit einer Erneuerung und Vertiefung des deutschen sittlichen Geistes selbst und mit einer starken nationalen Individualisierung der Religion.

Die große Hauptaufgabe einer prinzipiellen Religionswissenschaft ist damit freilich nicht gelöst und Lagardes Wunderlichkeiten haben sie sogar bisweilen sehr erschwert. Aber es ist doch die Richtung der Aufgaben bezeichnet, in der sich die moderne Religionsforschung zu bewegen hat, wenn sie sich aus einer lediglich zersplitternden und im Grunde nihilistischen Skepsis herausarbeiten und der praktischen Religiosität irgend etwas helfen soll, wie umgekehrt diese einer wissenschaftlich begründeten allgemeinen Grundanschauung nicht entbehren kann. Es ist eine Lebensfrage für unsere ganze Gesittung und Kultur, daß wir wieder zu einer solchen gelangen, und die Einsicht in ihre Notwendigkeit wird sie hervorbringen helfen.

Charakterköpfe
aus der antiken Literaturgeschichte.

Von Prof. Dr. Eduard Schwartz aus Straßburg. [1])

I. Hesiod ist der erste griechische Dichter, der sich seinem Publikum mit Namen vorstellt, weil er sich als Individuum empfand; und er empfand sein Ich, weil er glaubte, daß ihm eine göttliche Offenbarung über das Werden und die Ordnung der Welt zu teil geworden sei. Er läßt sich in dieser Hinsicht mit vollem Recht den Propheten des Alten Testaments vergleichen; auch darin, daß er wie diese gegen die Übergriffe der Großen kräftig auftritt, in dem zweiten Gedicht, den sog. Werken und Tagen, in denen er, durch persönlich erlittenes Unrecht getrieben, den Segen der Arbeit predigt, der Arbeit des Bauern und des Schiffers.

Die Kultur und die Ethik des Adels hat diese eigenartige poetische Predigt in der hellenischen Welt zu einer isolierten Erscheinung gemacht. Die Adelsethik, die den Sport zu einer Blüte ritterlichen Wesens macht, hat ihren Herold in dem Boeoter Pindar gefunden. Seine Lyrik unterscheidet sich von der des Simonides, Bakchylides u. a. dadurch, daß er selbst aus einem uralten, vornehmen Geschlecht stammte und zu den großen Herren, die er feierte, wie ein Gleicher zu Gleichen redet. Weder vor den Fürsten Siziliens noch vor dem eigenen Volk, das ihm Anfeindungen nicht erspart hat, beugt sich der stolze Dichter. Pindar feiert eine untergehende Welt; sein letztes Gedicht, aus dem Jahre 446, klingt nach ernsten und feierlichen Sprüchen über die Nichtigkeit alles Menschendaseins aus in den Wunsch, daß Aegina — damals Athen unterworfen — frei werden möge. Der Reiz der pindarischen Poesie beruht allein auf der kraftvollen Individualität des geborenen

[1]) Ein vollständiger Abdruck der Vorträge wird demnächst erscheinen. E. S.

Edelmanns, der von seinem Glauben auch dann nicht ließ, als die Welt eine andere wurde. —

II. Thukydides wurde 423 wegen Hochverrats verurteilt, als es ihm während seiner Strategie nicht gelungen war, die Eroberung von Amphipolis durch Brasidas zu hindern. Er entzog sich dem Urteil durch die Flucht, zunächst sich auf seine thrakischen, außerhalb des attischen Gebiets gelegenen Besitzungen zurückziehend. Nach dem Frieden von 421, in dem das nahe gelegene Amphipolis de jure, wenn auch nicht de facto wieder attisch wurde, ging er in die Peloponnes und hat die Ereignisse bis zur Schlacht bei Mantinea als Eingeweihter, in nahem Verkehr mit leitenden spartanischen Kreisen stehend, beobachtet. Sein späterer Aufenthalt ist unbekannt; um 411 wurde er amnestiert, aus nicht bekannten Motiven, machte aber von dieser persönlichen Amnestie keinen Gebrauch, sondern kehrte erst zurück, als im Frieden von 404 alle Verbannten in den vorigen Stand wieder eingesetzt wurden. Sein Werk hinterließ er unvollendet; die miteinander nicht ausgeglichenen Entwürfe wurden aus seinem Nachlaß herausgegeben.

Thukydides gehörte einer Generation an, welche in dem politischen Geschehen das reine Produkt der realen Machtverhältnisse sah; er wollte mit der Darstellung des Spiels der Kräfte, welches der peloponnesische Krieg entfesselte, etwas Neues und Vorbildliches an die Stelle der epischen Geschichtschreibung Herodots setzen. Sein Exil hat seine Beobachtung geschärft, aber auch kälter und bitterer gemacht. Ein Wandel der Auffassung muß bei ihm nach der Rückkehr 404 eingetreten sein. Unter dem Druck der Erfolge Lysanders, welcher der spartanischen Politik eine ganz andere Richtung gegeben hatte, bildete sich ihm der Gegensatz zwischen Athen und Korinth, der nach seiner ursprünglichen Beobachtung zum Krieg getrieben hatte, um, zu dem nicht nur politischen, sondern auch kulturellen Gegensatz zwischen Athen und Sparta, und so entstand ihm das Bild des einheitlichen Kriegs. Eigentümlich ist, wie jetzt im Alter der scharfe, machiavellistische Realpolitiker zum Apologeten der attischen Größe und der perikleischen Staatskunst wird in einer Zeit, in der das attische Reich nicht mehr existierte und in weiten Kreisen Athens die Wirksamkeit des Perikles ungünstig beurteilt wurde.

Euripides hat mit [illegible] Aeschylos verwandt, aber er ist als der [illegible] des Schöpfers der [illegible] eine Fülle neuer Stoffe [illegible] in die Weltliteratur [illegible] Maße hat er das [illegible] bereichert: das Problem der [illegible] Seine [illegible] Motivierung und zur Umgestaltung der Sage nach den Fragen und Konflikten, welche das Leben seiner Zeit [illegible] Umgestaltung, welche nicht selten die Sage [illegible] ein zu großer Kenner und Künstler der Menschenseele, um Rationalist zu sein, aber sein bohrender, grübelnder Geist kann sich von dem Bann der Aufklärung nicht lösen, und er ist nicht müde geworden, das Göttliche, das er bei den Göttern der Tradition nicht fand, im Menschen zu suchen. Die [illegible] Katastrophe traf den Patrioten, der immer giftigere Höhe der Komödie den Dichter, der nach dem Beifall seines Volkes verlangte; er verließ schließlich Athen und ging nach Makedonien. Dort ist er einsam und müde gestorben: sein letztes Stück, die Bakchen, ist zugleich eine gewaltige Darstellung eines großen religiösen Problems und ein leidenschaftlicher Protest gegen die blindgläubige Masse. —

III. Sokrates hat über seine Lehre nichts geschrieben, weil sein Denken ein ganz konkretes war; mit allen großen Erneuerern des ethischen Bewußtseins teilt er die Eigentümlichkeit, daß er nur aus bestimmtem Anlaß, im einzelnen Fall wirken konnte. Es ist kein Zufall, daß der Sohn eines Handwerkers und einer Hebamme seine induktiven Katechesen regelmäßig an ein Handwerk anknüpft; er verleugnet den nüchternen Witz des Kleinbürgers nicht, der sich nicht gern imponieren läßt. Als echter Vollblutathener verlangte er auch von den gepriesensten Autoritäten Rechenschaft, wenn er sie anerkennen sollte; seine Ironie ist eine individuelle Varietät attischen Witzes, der auf dem Boden bürgerlicher, jede Überhebung perhorreszierender Gleichheit gewachsen ist. Freilich wehrt er sich auch gegen jede prüfungslose Unterwerfung unter die unklare Meinung der Masse und gestattet niemand über die wichtigsten ethischen Fragen im Widerspruch mit sich selbst selbstzufrieden zu ver-

harren, wie er andererseits den Rationalismus der Aufklärung mit seinem persönlichen Rationalismus übertrumpft. „Ihr wißt alle nichts, und müßt doch wissen, wie ihr zu leben habt, wenn ihr nicht fehlen sollt." Hier tritt das individuelle Gewissen, eine unzerstörbare sittliche Empfindung in die Erscheinung, neu und eigentümlich dadurch, daß ihr das Wissen vom Sittlichen zur sittlichen Pflicht wird. Sokrates hat nichts ferner gelegen als eine persönlich göttliche Offenbarung, eine übernatürliche Inspiration für sich in Anspruch zu nehmen; er hielt es einfach für seine Bürgerpflicht, jeden vor dem schlimmsten sittlichen Übel zu warnen, vor dem Meinen etwas zu wissen, das er nicht wußte. Dieser Pflicht blieb er treu bis zum Tod.

Plato ist nach äußerer Lebensstellung und geistiger Anlage das direkte Gegenbild zu Sokrates. Die Wirkung, welche Sokrates Tod auf ihn ausübt, die am klarsten im Dialog Gorgias hervortritt, verrät, was ihm Sokrates gewesen ist: er hat aus Plato dem Künstler den Propheten Plato gemacht, der alles, was seinem Genius gegeben war, daran gab, um der Welt den Weg zu dem Urquell des Seins zu zeigen. Den Reaktionären, mit denen ihn Herkunft und politische Sympathie ursprünglich verband, schrieb er den Absagebrief, mit der Demokratie, welche Sokrates verurteilt hatte, paktierte er nicht, aber er baute einen idealen Staat auf, der keineswegs eine Phantasie geblieben ist. Plato verbindet das sokratische Postulat des sittlichen Wissens mit dem alten Ziel der ionischen Naturforschung in der Welt des Werdens und Vergehens das Ewige und Göttliche zu suchen; daraus resultiert der Gedanke der sittlichen Erziehung durch die Wissenschaft. Ferner leugnet er, daß das einzelne Individuum das sittliche Ideal realisieren könne: das vermag nur die staatliche Gemeinschaft, muß es aber auch. Einen festen Boden für die wissenschaftliche Erziehung schuf er sich in der Akademie, der ersten Organisation der rein wissenschaftlichen Arbeit; durch diese Schöpfung wurde die Wissenschaft zu einem festen Erbe, das von Generation zu Generation weitergegeben werden konnte, und durch die wissenschaftliche Arbeit, in welcher der Einzelne einem Ganzen mit transzendentalen Zielen dient, den Besten und Edelsten auf lange Zeit ein Halt gegeben. Neben diesen positiven

Erfolgen verschwindet der vergebliche Versuch, den Idealstaat im Fürstentum des jüngeren Dionys zu realisieren. —

IV. Unter Hellenismus sind nicht nur die historischen Erscheinungen zu verstehen, welche die zunächst mächtig vordringende, dann allmählich ebbende Flut des hellenischen Lebens hervorbrachte, die sich durch und nach Alexander über den Orient ergoß. Die Position des Hellenentums ist im Westen nie so stark gewesen und erlag der von Rom geeinten italischen Volkskraft zu derselben Zeit, in der die hellenistischen Monarchien des Ostens im höchsten Glanz erstrahlten. Umgekehrt hat die hellenische Kultur die Italiker in ganz anderer Weise besiegt als die Orientalen.

Die hellenistische Literatur ist in ihrer besten Zeit bedingt durch eine monarchisch-individualistische Kultur, gegen welche das Scheinwesen der autonom sein wollenden Stadtrepubliken nicht aufkommt. Das ändert sich, als die römische Republik den Kampf gegen die Monarchie aufnahm, republikanische Politik und republikanische Ethik werden wieder etwas Reales. Polybios, der auf der Scheide der hellenistischen und griechisch-römischen Epoche steht, ist durch diese sich allmählich durchsetzende Entwickelung dem hellenistisch-monarchischen Wesen bis zu einem gewissen Grade entzogen.

Das große Unglück seines Lebens, die Deportation nach Italien, verschaffte ihm die unmittelbare Anschauung Roms und die Freundschaft des jüngeren Scipio. Als er einmal, in Rom selbst, gelernt hatte, daß und warum Rom hatte siegen müssen, drängte ihn sein nüchtern politischer, auf das Praktische gerichteter Sinn dazu, diese Erkenntnis seinen Landsleuten zu predigen: so schrieb er die Geschichte der 50 Jahre vom hannibalischen Krieg bis zur Schlacht bei Pydna. Als der Rest der Deportierten amnestiert wurde, erhielt er die Gelegenheit, die Eroberung Karthagos (später auch Numantias) in unmittelbarer Nähe Scipios mitzumachen, war auch nach der Zerstörung Korinths bei der Neuordnung der griechischen Dinge beteiligt. So setzte er das Werk bis zur Zerstörung von Karthago und Korinth fort; aber er war ein anderer geworden: die objektive Bewunderung Roms macht dem Bedenken Platz, ob die römische Herrschaft der Welt zum Segen gereichen werde.

Sein jüngerer Zeitgenoſſe Panaetios unternahm es, die ſtoiſche Ethik, die ſtets praktiſche Ziele verfolgte, nach den veränderten Verhältniſſen umzugeſtalten: er orientierte ſie, ſtatt wie Zenon auf die Monarchie, auf die weltbeherrſchende römiſche Ariſtokratie. Den aufgeklärten Rationalismus des Panaetios bildet dann wieder Poſeidonios um. Gegenüber dem Epikureismus, der in der römiſchen Geſellſchaft ſtark um ſich griff, zog er die ariſtoteliſch-alexandriniſche Naturwiſſenſchaft heran, um den ſtoiſchen Pantheismus neu zu beleben, und kombinierte damit religiöſe, dem Platonismus entlehnte Elemente; der letzte große Vertreter des Hellenismus leitet zugleich die Erneuerung des religiöſen Bewußtſeins ein, welche in der auguſteiſchen Zeit wahrnehmbar einſetzt. —

V. Um Cicero den Politiker richtig zu beurteilen, darf nicht vergeſſen werden, daß die ſtadtrömiſche Ariſtokratie in ihm ſtets den homo novus ſah, er ſelbſt in der Tradition des Senatsregiments noch etwas Großes erblickte, als dies Regiment morſch geworden war. Die merkwürdige Miſchung von Eitelkeit und Idealismus, die ihn charakteriſiert, war kein Temperament für die Agonie der Republik, und als der Wunſch ſeines Lebens in Erfüllung ging, den Senat mit ſeiner Rede zu leiten, führte er die Republik und ſich ſelbſt ins Verderben. Die Philoſophie iſt ihm urſprünglich ein Bildungsmittel des Redners geweſen; in den trüben Zeiten ſeines Lebens erkannte er ihren Wert. Aber das römiſche Lebensideal drückte zu ſtark auf ihn, als daß er ſich auf die Philoſophie hätte zurückziehen wollen, und andererſeits war der griechiſche Individualismus in ihm zu lebendig, als daß er ein Genoſſe der römiſchen Nobilität hätte werden können. Er hat den Widerſpruch ſeines Weſens ſcharf empfunden und der Reiz ſeines Menſchentums beruht auf den Bekenntniſſen, die ihm dieſer Widerſpruch entlockt hat.

Die Arbeiterfragen der Weltwirtschaft.

Von Professor Dr. Stephan Bauer in Basel.

Es ist eine weitverbreitete Anschauung, die zu teilen geradezu als modern gilt, daß das Zeitalter der Sozialpolitik durch jenes der Machtpolitik endgiltig abgelöst sei. Die neue Parole geht von dem Mutterlande des Arbeiterschutzes, von England aus. In seinem politischen Testamente erklärte im Jahre 1890 Cecil Rhodes, daß zwar die Arbeiterfrage eine wichtige Sache sei; aber tiefer als sie gehe die Frage des Absatzes der Produkte der Arbeit; und da der Erlös des inneren Absatzes Englands nur sechs Millionen Menschen ernähren könne, hänge der Rest vom Ergebnis des Welthandels ab. In diesen Anschauungen begegnete sich der südafrikanische Staatsmann mit jenen des Leiters der britischen Kolonialpolitik. In einer Wahlrede von 1892 betonte Mr. Chamberlain, daß die bisherigen Sozialreformen des Staates nur wenig beigetragen hätten, die Erwerblosigkeit der Massen zu verringern; er rief den Arbeitern zu, das beste Mittel zur Beseitigung der Erwerblosigkeit sei doch die Schaffung von Arbeitsgelegenheit, das Aufsuchen neuer Märkte, der Schutz und die Pflege der alten. Die äußere Politik gehe die Arbeiter mehr an, als sie glaubten; mehr als von der Anwendung künstlicher Mittel zur Hebung ihrer Lage hänge ihr Wohlstand von der Erhaltung Ostindiens, dem Einflusse Englands in Ägypten und von den Bemühungen ab, die immensen und unbekannten Gebiete des afrikanischen Kontinents zu entwickeln. So gab er der Ära der Sozialreform der Produzenten den Abschied und kündigte jene Entwickelung an, in welcher wir uns heute befinden.

Dennoch wäre es ganz und gar irreführend, zu glauben, daß die Sozialpolitik von der Machtpolitik dauernd abgelöst worden sei. Wer dieser Ansicht huldigt, verwechselt Mittel und Zwecke; er vergißt, daß die Eröffnung neuer Hilfsquellen wirtschaftlich gleichgültig ist, wenn mit ihr nicht die physische

Leistungs- und die geistige Genußfähigkeit der Massen ihre Steigerung erfährt. Allein es wäre verfehlt, über diesen Gegensatz einfach hinwegzugehen. Der handelspolitische Widerstand gegen kurze Arbeitszeit und hohe Löhne, gegen Ausschluß der Kinder- und Frauenarbeit datiert nicht von heute. Er beherrscht die merkantilistische Politik Englands im 17. und 18. Jahrhundert; er bereitet den Sozialreformern bei der Einführung der Fabrikgesetze die größten Schwierigkeiten. Kann ein auf den industriellen Export angewiesenes Land bei steigenden Arbeitseinschränkungen auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig bleiben? Immer wieder taucht bei parlamentarischen Beratungen das alte Argument wieder auf.

Mit dem gesunden Instinkt der Praxis ging die Sozialreform der vierziger Jahre in England über diese Frage leicht hinweg. Es genügte, daß ein großer Industrieller, John Fielden, bei einem großen Zehnstundenmeeting die Zweifler beruhigte. „Alles," rief er, „was die Tendenz hat, auf dem inländischen Markte die Preise zwischen den konkurrierenden Unternehmern zum Sinken zu bringen, steigert die Konkurrenz auf dem auswärtigen Markte; lange Stunden haben diese Tendenz, folglich erhöhen sie die Konkurrenz auf dem auswärtigen Markte."

John Fielden hat den Kernpunkt des Argumentes insofern getroffen, als in der Tat nicht die Konkurrenz auf dem Weltmarkt, sondern die Unterbietung auf dem inneren Markte, der ja — kleine Exportländer ausgenommen — doch das lohnendste Absatzgebiet ist, den Ausschlag giebt. Die Preisunterbietung kann hier wie am Weltmarkt das Ergebnis internationaler Leistungsfähigkeit sein. Und wenn ein Volk von Natur oder vermöge der geschichtlichen Entwickelung alle anderen in bestimmten Produktionsgebieten überragt, wird es die Führung übernehmen. Ebenso kann aber bei freier Konkurrenz es geschehen, daß ein Volk auf dem Weltmarkt die Preise durch Ausnützung billiger Arbeitskraft drückt: es treibt nach dem Ausdrucke Beatrice Webbs internationalen Parasitismus; und da es weniger kostet, diese Arbeitskraft auszunutzen, als auf die national gewinnbringendsten exportierenden Fabrikindustrieen sich zu konzentrieren, so wird er andauern, bis von innen oder außen ein Druck auf die Gesetz-

gebung erfolgt. Wodurch aber werden dieſe Ausfuhren gezahlt? Durch Einfuhren anderer Art. Wenn wir alſo billigere Kleider exportieren als England, daher mehr Aufträge auf Kleider bekommen, ſo werden die Ausländer mehr Getreide, Glas, Eiſen uns ins Inland ſchicken. Dann jammern unſere Getreidebauern, Glasinduſtriellen, Eiſeninduſtriellen über gedrückte Preiſe. Die lohndrückende Exportinduſtrie, die aus nationalen Gründen Rückſicht von der Geſetzgebung verlangt, ſchädigt alſo den Abſatz der übrigen normal entlohnenden Zweige der nationalen Produktion.

Während nun die Tatſachen in England nach Einführung des Freihandels den Reformern recht gaben und die Konkurrenzfähigkeit durch eine Generation engliſcher Zehnſtundenarbeit auf dem Weltmarkte nicht litt, lag es anders in den jungen Vereinigten Staaten. Konnte hier der induſtriebegabte Oſten ſich der engliſchen Induſtrie erwehren? Durfte man im ſelben Zollgebiet hoffen, auf billige Induſtrieartikel des Auslands, an welchen die agrariſchen Sklavenhalter der Südſtaaten feſthielten, Zölle zu legen und ſeinen Arbeitern engliſche Löhne zahlen, ja ſie angeſichts des freien verfügbaren Bodens in der Fabrik mit noch höheren Löhnen feſthalten zu können?

Wie zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Protektionismus den Schutz der engliſchen Löhne gegen die Konkurrenz der billigen oſtindiſchen Arbeit zu vertreten meinte, ſo wird der Lohnſchutz gegen Europa von dem Gegner der Freihandelstheorie, von Henry Carey begründet. In dem wertvollſten Buch, das er geſchrieben und das wenige Jahre vor dem Bürgerkrieg in neuer Auflage erſchien, ſucht Carey die Harmonie der wirtſchaftlichen Intereſſen von Landwirtſchaft, Induſtrie und Handel unter dem Sternenbanner des Schutzzolles nachzuweiſen. Wohin führt der Freihandel die Löhne Englands? Er ſtellt ſie auf eine geſchäftliche Baſis mit jenen der Hindus. Die Arbeit wird zum Überſchuß, und ſchließlich muß England, in Rohſtoffen und Lebensmitteln von Oſtaſien abhängig, auf die Arbeitsbedingungen eingehen, die der Oſten, die Oſtindien und Rußland diktieren. Der Zollſchutz der Vereinigten Staaten hätte aber die Wirkung, große Arbeitermaſſen aus Europa nach Amerika zu ziehen und dadurch eine Erhöhung auch des europäiſchen Lohnſatzes herbeizuführen.

Nur auf den Mangel an Zollschutz lassen sich die Strikes in Pennsylvanien, in Pittsburg, sowie die Entstehung einer fremdenfeindlichen Partei unter den Arbeitern, der native party erklären. Sie verschwänden mit der dem Zollschutz folgenden Prosperität.

Die Geschichte hat Carey bisher Unrecht gegeben. Die Arbeitslöhne sind im freihändlerischen England nicht minder gestiegen, als in den protektionistischen Vereinigten Staaten. Welche Folgen hat aber dieses Steigen der Löhne zur Folge gehabt? Die Folgeerscheinungen sind für unsre ganze Wirtschaftsentwicklung von hoher Bedeutung.

Für die hochentlohnten Arbeiter selbst bedeuten die Lohnsteigerungen große Veränderungen in der Bewertung ihrer Bedürfnisse; und diese „Umwertung aller Werte" gelangt bereits in der Bevölkerungsbewegung zum Ausdrucke. Die Ergebnisse von 8000 Hauhaltsrechnungen amerikanischer Arbeiterfamilien, die das amerikanische Bundesarbeitsamt vor 10 Jahren veröffentlicht hat, und welche wir nach Meister Ernst Engels Methode kunstgerecht zergliedert haben, zeigt, daß die höchsten Einkommenklassen amerikanischer Arbeiter, für welche das europäische Festland kein Gegenstück aufweist, nicht die verhältnismäßig höchsten Ersparnisse aufweisen. Das Verhältnis der Ersparnisse zum Einkommen steigt bis zu einer Art Arbeitermittelklasse, dann fällt es. Die Bedürfnisse sind dem Einkommen vorangeeilt.

Und eine genauere Untersuchung der Ursachen dieser Erscheinung zeigt, daß bei einer hochentlohnten Arbeiterschaft nicht, wie es Engel für das relativ niedrigentlohnende Belgien nachwies, der Alkoholismus, sondern in erster Linie die steigenden Ausgaben für die Kinder, für die Frau und deren Kleidung, und für geistige Bedürfnisse es sind, die dieses Voraneilen verursachten. Die Erscheinung tritt bei eingeborenen amerikanischen Familien stärker hervor als bei eingewanderten, aber deren Amerikanisierung steht außer Zweifel. Die Folge dieser Erscheinung ist die regelmäßige Abnahme der Kinderzahl per Familie von der untersten zur bestgestellten Einkommenklasse. Oder wie wir es anders ausdrücken können: bei steigenden Löhnen übersteigen die Kosten der Kindererziehung unverhältnismäßig ihre Kosten bei niedrigen Löhnen. Man sieht, wie

grundlos die Furcht vor proletarischer Volksmehrung bei steigenden Löhnen ist.

Die zweite Reihe von Folgeerscheinungen der aufsteigenden Lohnbewegung und der Entwicklung der weltwirtschaftlichen Versorgung Europas mit Nähr-, Roh- und Hilfsstoffen bildet der Eintritt bedürfnisloser und kinderreicher Arbeiterklassen des Ostens in die industrielle Arbeit des Westens.

Daraus entstehen nationalsoziale Fragen, deren Tragweite sich noch nicht ermessen läßt. Indem sich so ein Prozeß der Lohnausgleichung nach unten vorbereitet, streben die arbeitenden Klassen, durch internationale Gewerkschaftsverbände den Auftrieb der Löhne zu erhalten. Dasselbe Interesse an der Erhaltung leistungsfähiger Arbeiter und an der Erhaltung des sozialen Friedens im internationalen Verkehr führt aber die Staaten selbst zu internationaler Verständigung über Erhaltung, Ausbau und Ausbreitung des nationalen gesetzlichen Arbeiterschutzes.

In welchem Ausmaße Schutzzoll, Lohnsteigerungen, Entwicklung der Produktionstechnik und der Bedarf nach den billigen Produkten der fabrikmäßigen Produktionsweise zum Aufschwunge einer Industrie beitragen, zeigt vielleicht die Entwicklung der Eisen- und Maschinenindustrie am schlagendsten. Ihre Entwicklung geht jener der Ausdehnung der Absatzgebiete und der Ökonomie der Erzeugung durchaus parallel.

Auf dem Gebiete der Metallindustrie gehen gegenwärtig bekanntlich die Vereinigten Staaten allen anderen voran. Aber auch im Deutschen Reiche zeigen die letzten 20 Jahre eine rapide Steigerung sowohl der Produktion wie der Arbeiterzahl; in den letzten 6 Jahren ist diese um die Hälfte gestiegen. Dabei zeigt es sich, daß gerade im letzten Jahrzehnt Deutschland Großbritannien überflügelt hat. Noch steht es in der Kohlengewinnung, die 1900: 109 Million Meter-Tonnen betrug, um die Hälfte hinter Großbritannien; aber der Zuwachs dieser seiner Erzeugung seit 1890 betrug 60 %, jener Albions nur ein Fünftel. Aber dies hat ausgereicht, um Deutschland in der Erzeugung von Stahl mit 6,3 Millionen Tonnen den Vorrang vor England mit seinen 4,9 Millionen zu verschaffen. Deutschland erzeugt heute einundeinhalbmal so viel Stahl, als die ganze Welt vor zwanzig Jahren erzeugte. Dabei ist seitdem

die Zahl der Hochöfen gesunken, aber ihre Leistungsfähigkeit enorm gestiegen. Die Entdeckung des Bessemerverfahrens und der Entphosphorungsprozesse, die auch von Natur minderwertigeres Material der Stahlbereitung zuführen, fallen in diesen Zeitraum.

Die beiden Gebiete, in welchen nun die Entwicklung am schnellsten vor sich ging, sind jene, in welchen eine allerdings mäßige Schutzzollpolitik in der kritischen Periode einsetzte. In Deutschland, das durch die niedrigen preußischen Zölle des Jahres 1818 zuerst England bewogen hatte, vom Eisenzoll 1825 abzugehen, setzt der Zollschutz bekanntlich 1840—1860 ein. Der kurzen freihändlerischen Ära, der die Abschaffung der Eisenzölle 1877 gelingt, folgt die Eisenenquete und der Tarif von 1879. In den Vereinigten Staaten beginnt schon 1870 ein scharfer Zollschutz, es werden Zölle von 7 Dollars auf die l. Ton Roheisen gelegt, der unter Cleveland auf 4 Dollars ermäßigt worden war. Die Wirkungen dieses Zollschutzes haben zweifellos sich in der starken Kapitalanlage und in den großen Dividenden bis zum Krach von 1893 geäußert. Diese Investition beschränkte sich nicht mehr auf Eisenbahnen: Brückenkonstruktionen, Schiffe, Baukonstruktionen, elektrische Anlagen waren ihre Objekte. Es ist dieser neue Bedarf, der wesentlich zur Ausdehnung der Eisenindustrie beitrug, es ist ferner die Verbilligung der Fracht durch Kanäle und Wasserstraßen, die die Erz- und Kohlenlager mit den Werkstätten verbinden, die dieses Ergebnis herbeiführten. Wie wenig der Zollschutz dagegen die Stetigkeit der Preise oder an sich eine Steigerung des Eisenverbrauches herbeizuführen vermag, zeigt das Beispiel Österreichs, das unter noch stärkerm Zollschutz jener Fortschritte entbehrte.

Welche Wirkungen hatten diese Wandlungen auf die Lage der arbeitenden Klassen? Es sind die bestbezahlten Arbeiter, die hier zumeist in Frage kommen; es sind zugleich, abgesehen von Bergarbeitern und Buchdruckern, die bestorganisierten. Und dies ist vielleicht die Ursache, daß wir in Europa über ihre Lage geschichtlich so wenig wissen. Wir kennen nur für Deutschland die Lohndurchschnitte der Berufsgenossenschaften, die z. B. im rheinisch-westfälischen Hütten- und Walzwerksverband von 1895 auf 1899 von 1080 auf 1200 Mark stiegen. Ganz ungefähr deuten diese Ziffern wohl das Niveau des Einkom-

mens an, aber nicht die Verteilung großer und kleiner Einkommen und nicht die finanzielle Sicherheit ihrer Empfänger.

Anders in Ländern, in welchen Arbeitsämter für unsere Orientierung gesorgt haben.

Dies gilt vor allem von den Vereinigten Staaten. Durch zwei von einander unabhängige Erhebungen von 1890 und 1892 sind die Einkommenverhältnisse der Arbeiter in den Haupterportindustrieen festgestellt worden und zwar betragen sie in Mark für Akkordarbeiter in der Industrie von

Einkommen von Familienhäuptern	Eisen und Stahl.	Baumwoll-warenfabr.	Wollwaren-fabriken.	Glasfabri-kation.
Angaben des Arbeitsamts:	573.5	599.8	497.9	777.8
Angaben der Betriebs-zählung:	534	581	423	757

Setzt man die Lohnhöhe des Jahres 1870 für jede Industrie gleich 100, so betrug sie 1890 in der Metallindustrie 148, in der Baumwollindustrie 159.7, in der Wollindustrie 168. Seit 1891 sind die Löhne der amerikanischen Arbeiter nicht mehr beträchtlich gestiegen. Eine Untersuchung des Arbeitsamtes, die sich auf die im letzten Jahrzehnt in 148 Betrieben und 26 Industrieen gezahlten Löhne erstreckte, kommt zu dem Gesamtergebnisse, daß die Lohnhöhe in den zwischenliegenden Jahren folgendermaßen schwankte:

Werden die Löhne von 1891 gleich 100 gesetzt, so betragen sie:

1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900
100.3	99.32	98.6	97.88	97.93	98.96	98.79	101.34	103.45.

Allerdings gilt dies nur von der Höhe der Geldlöhne, nicht von jener der Preise der für sie verausgabten Bedarfsgüter. Professor Falkner berechnet den Preisfall jener Artikel, die 91 % der Ausgaben des Arbeiterbudgets ausmachen, von Januar 1890 bis Januar 1899 auf 9.1 %. Aber allerdings betrifft diese Verbilligung die Großhandelspreise.

Noch schärfer als die Ziffern der Löhne zeigt aber die Geschichte der Eisen- und Stahlorganisation die Wandlungen in der Lage dieser Arbeiter in den Vereinigten Staaten.

Bis 1895—96 lag das Schwergewicht der Metallindustrie in einzelnen Riesenetablissements, die in lebhafter Konkurrenz

ſtanden und deren Koſten durch hohe Frachten ſtark geſteigert wurden. Innerhalb der Etabliſſements waren die Arbeiter nach Einzelberufen ſeit dem Jahre 1858, in welchem ihr Verband, „die Söhne Vulkans“ ſich bildete, organiſiert. Er umfaßte nur die Gießer und Former. Dazu kamen 1872 die Strecker, und endlich vereinigten ſie ſich, um beruflich-zünftigen Streitigkeiten vorzubeugen, zur „Vereinigten Geſellſchaft der Eiſen-, Stahl- und Zinnarbeiter“. Dieſe ſchließt mit den Unternehmern Lohntarife mit gleitenden Skalen ab. In manchen Etabliſſements wurden nur Mitglieder dieſes Verbandes verwendet. Da trat im Jahre 1892 ein ſtarkes Sinken der Eiſenpreiſe ein. Die Carnegie-Geſellſchaft verlangte nun, daß die Grundlöhne reduziert und die Lohnſätze für das ganze Jahr im Januar (in der toten Saiſon) jedes Jahres beſtimmt werden. Es bricht darauf der Strike aus. Die Carnegies erklären, keine Gewerkvereinsmitglieder fortan verwenden zu wollen. Die Vereinigung darüber erbittert, bemächtigt ſich der Walzwerke von Homeſtead, wo die berühmte Schlacht von den Arbeitern gegen die Pinkertons geliefert wird. Nach 12 Tagen erſcheinen Bundestruppen, der Belagerungszuſtand wird über Homeſtead verhängt; die Carnegiekompagnie arbeitet ruhig mit Nichtgewerkvereinsmitgliedern weiter. Die Arbeiterverbindung war auf 10 Jahre völlig unterworfen.

Inzwiſchen fanden die Induſtriellen, daß nach dem Jahre 1893 die Koſten der Erzeugung durch gemeinſames Vorgehen beim Einkauf des Rohmaterials, durch Beherrſchung der Frachttarife ꝛc. weſentlich reduziert werden könnten. Sie überzeugten hiervon namentlich die Bankkreiſe. Eines Tages, am 2. März 1901, verſandte das Haus Pierpont Morgan einen Proſpekt, der die Einigung von ſieben großen Geſellſchaften (zwei Stahl-, Draht-, Röhren-, Weißblech-, Panzerplatten-Fabriken u. ſ. w.) zu einer Stahl-Korporation der Vereinigten Staaten mit einem Kapital von 4400 Millionen Mark proponierte. Der Vorſchlag ging von Herrn Carnegie aus, der als Beſitzer von Minen, Eiſenbahnen, Kokereien, Eiſenwerken, Kanälen und Hafenanlagen eine ganz unerſchütterliche Stellung einnahm. Durch Ankäufe von Etabliſſements ſtieg das Kapital auf die Summe von 5616 Millionen Mark.

Damit war aber für die Arbeiter der Anlaß zum Konflikt

gegeben. Denn 1901 galt es nicht mehr mit Einzelfirmen, ſondern mit der Stahlkorporation zu unterhandeln. Der Lohntarif wurde feſtgeſtellt. Wo ſollte er in Kraft treten? Die Stahlkorporation ſagte: nur in den vorjährigen Unionmills, d. h. in Fabriken, die im Vorjahre Mitglieder des Arbeiterverbandes verwendet haben. Die Arbeiter wünſchten auch die Gültigkeit des Lohntarifs auf alle anderen Fabriken oder wenigſtens auf die nicht geradezu Mitglieder ausſchließenden Fabriken (zuerſt auf alle) erſtreckt zu ſehen. Darüber kam es zum Strike vom 10. Auguſt bis 15. September 1901, an welchem im ganzen 80 000 Arbeiter teilnahmen. Es kam ſchließlich zu einer von der National civil federation, dem Gewerkvereinsführer Sam Gompers und Profeſſor Jenks gefällten Schiedsſpruche: Der Status quo des Vorjahres wurde hergeſtellt. Es war eine Niederlage, die den Ausſpruch eines amerikaniſchen Volkswirtes rechtfertigte, daß nicht mehr Protektionismus, ſondern Arbeiterfragen für die amerikaniſche Eiſeninduſtrie im Schoße der Zukunft liegen.

Bedroht ſo die Syndikatsbildung die Steigerung des Arbeitsverdienſtes, ſo ſtehen auch in einer dritten, weltwirtſchaftlich bedeutſamen Induſtrie, der Maſchineninduſtrie, den Arbeitern Veränderungen bevor.

Die Maſchineninduſtrie hat ſeit dreißig Jahren vorerſt durch Spezialiſierung Wandlungen erfahren. Urſprünglich aus mechaniſchen Werkſtätten entſtanden und handwerksmäßig betrieben, dann durch die Trennung der Gießerei von der Montage (in England erſt 1840 vollzogen) erweitert, iſt die Organiſation und Verſchmelzung ihrer Arbeitergruppen erſt 1870 vollzogen; es iſt das Geburtsjahr des Verbandes der vereinigten Maſchinenarbeiter. Aber ſeit den achtziger Jahren dringt in ihren Betrieb die Maſchine (Hobel-, Stanzmaſchine ꝛc.) ein. Dadurch wird in der hochgelernten Induſtrie die Verwendung ungelernter Arbeit möglich. 1873 verwandte man z. B. in England zur Erzeugung von 2260 Pferdekräften 1000 Mann; zehn Jahre ſpäter für 5868 Pferdekräfte nur 1351. Zugleich ſanken von 1874 auf 1880 die Löhne eines Drehers von 35 auf 27 Schillinge. Erſt von 1884 an ſteigen ſie auf 35—36 s. So kam es denn alsbald zu Reibungen mit den Gewerkvereinen, welche die Einführung Ungelernter an Maſchinen nicht dulden

wollten. Ihr wesentliches Motiv war die starke Arbeitslosenziffer, die die Kasse drückte.

Die Einführung der Maschinerie in die Maschinenindustrie hat zugleich die Arbeit auch für die gelernten Arbeiter beschleunigt. Ihre Arbeitskraft nimmt vom 40. Lebensjahre auffallender als jene der anderen Arbeiter ab. Daher ist die Forderung der Kürzung der Arbeitszeit bis 1897 von Erfolg begleitet gewesen. Ja, selbst freiwillig ist der Achtstundentag in vielen Fabriken Englands zugestanden worden. Als aber in diesem Jahre die englischen Gewerkvereine diese Forderung an alle Etablissements stellten und sie mit jener nach kollektiver Regelung des Arbeitsvertrages verbanden, da kam es zu jenem denkwürdigen Ausstande, in welchem die Forderung des Achtstundentages, als der internationalen Konkurrenz nicht angepaßt, verworfen, aber das Prinzip der kollektiven Regelung der Lohnsätze anerkannt wurde. Zugleich wurde die Überzeitarbeit auf 40 Stunden nach vier Wochen normaler Arbeit beschränkt.

Ist diese Entwicklung der weltwirtschaftlichen Lage der Maschinen- und Eisenindustrie gefährlich? Keineswegs. Nach Ansicht aller Kenner sind es die hohen Löhne früherer Jahrzehnte, die in den Vereinigten Staaten die hohe Entwicklung und den Export der landwirtschaftlichen und der Werkzeugmaschinen hervorgebracht haben. Auch anderwärts ist die Maschinenindustrie sozialpolitisch an einem starken Export interessiert; das Steigen des Exports gußeiserner Maschinen aus Deutschland um das dreifache (auf 118 Mill. Mark) in den letzten 10 Jahren, insbesondere seit dem russischen Handelsvertrag, ist denn auch von einem Steigen der Löhne um rund 12% begleitet gewesen. Je höher in allen anderen Industriezweigen die Löhne, desto größer der Bedarf an Maschinen, desto höher die Löhne der Arbeiter. Nicht der zollbegünstigende Export, sondern der lohnbegünstigte Bedarf ist entscheidend.

Betrachten wir diese Einwirkungen in dem wichtigsten Industriezweige, der dereinst das Schulbeispiel für Arbeiterfrage und Großbetrieb abgab, in der Textilindustrie. Bedenkt man, daß von den Ausgaben die Nahrungs- und Kleidungsausgaben die größten und daß die letzteren erst bei den besser entlohnten Arbeiterklassen der Vereinigten Staaten, aber nicht

auf dem europäiſchen Feſtlande von den Ausgaben für Miete übertroffen werden, — ſie betragen 15—18 % des Arbeiterverbrauches — ſo iſt es begreiflich, daß die induſtrielle Umwälzung hier einſetzen mußte. Ihre erſte Wirkung iſt eine Wanderung der Induſtrie nach Plätzen, wo eine durch den ſterilen Boden Yorkſhires genügſame Arbeiterſchaft, die Nähe der Kohlenlager und des Marktes die Entwicklung der Induſtrie begünſtigen. Durch Verlag und Manufaktur wird die Organiſation der Fabrik vorbereitet. Der zünftige Tucher ſtirbt ab. Die heimiſche Wolle genügt nicht mehr dem Verbrauch, und ſchon 1825 werden die Wollzölle ermäßigt. Über Europa ergießt ſich nun eine Hochflut engliſcher Garne und Stoffe.

Wie wirkte dieſe neue Exportinduſtrie auf die arbeitenden Klaſſen? Die Geſchichte der Textilarbeit im 19. Jahrhundert beginnt mit der großen Maſſentragödie, dem jähen Fall der Löhne in der Hausweberei. Die Verdienſte der Weber von 1800 zu 1840 verhalten ſich wie 5 zu 1; der Weber muß mit dem Dampfſtuhl um die Wette arbeiten, ſeine Arbeitszeit wird immer länger. Aber in der Fabrik fallen die Weblöhne in 20 Jahren um ein Viertel. Die enorme Steigerung der Verbrechen und des Alkoholverbrauches gehen Hand in Hand mit den Schrecken der Kriſen, die vor allem das Rieſenkind, die Textilinduſtrie heimſuchen. Die Ausnützung von Kindern und Frauen bei Tag und Nacht bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab jenen Theoretikern, die allen Gewinn des Fabrikanten aus der Mehrarbeit entſtehen ließen, das Beweismaterial. So war die Textilinduſtrie der Mittelpunkt ſowohl der induſtriellen wie der ſozialen Revolution geworden. Das wird nun in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in der führenden textilen Exportinduſtrie Englands, in der Baumwollinduſtrie ganz anders.

Die Löhne eines Vorſpinners am Selfactor, die um die Wende der dreißiger Jahre wöchentlich 27 s. betrugen, ſanken bis zu den ſechziger Jahren ſtändig, und erhoben ſich innerhalb dieſer Zeit erſt ſeit 1848. Dauernd ſteigen ſie erſt ſeit 1873 und betragen 1893: 37 s., um 4 s. mehr als vor 20 Jahren. In der Weberei iſt aus dem 10 s. Wochenlohn der fünfziger Jahre ein ſolcher von 14½ s. geworden. Um rund ein Fünftel ſind in allen Kategorieen ſeit 1873 die Löhne

in der Baumwollinduſtrie Englands geſtiegen; ſeit 1899 iſt eine weitere Steigerung eingetreten. Die engliſche Baumwollweberin bezieht nun gegen 16½, der Spinner gegen 36 s. in der Woche. Zugleich ſinkt, kraft der Fabrikgeſetze, die Arbeitszeit der Textilarbeiter auf 55 Stunden in der Woche — 10 Stunden per Wochentag, Samstag Nachmittag iſt frei — herab.

Woher rührt dieſe Wandlung? Es wäre eine ganz irrige Anſchauung, zu glauben, daß dieſe Umkehrung der Poſition der Textilarbeiter ausſchließlich auf ihre Kämpfe um den Arbeiterſchutz und ihre Verbände zurückzuführen ſind. Denn erſtens gilt ſie weſentlich nur von der Baumwollinduſtrie Englands, ſodann haben die Textilarbeiter des Kontinents es auch an Bemühungen der Organiſation nicht fehlen laſſen. Dennoch ſtehen ſie in Arbeitslohn und Arbeitszeit weit hinter den engliſchen Arbeitern zurück. Wir beſitzen die beſten von Louis Varlez bearbeiteten Erhebungen über die Arbeiter der feſtländiſchen Textilinduſtrie in neuerer Zeit; es iſt die Baumwollinduſtrie von Gent, des belgiſchen Mancheſter, die uns dadurch überaus genau bekannt iſt. Hier erhält der Weber täglich nur 2 frs. 67, die Weberin 1 fr. 86, der Vorſpinner nur 2 frs. 42 per Tag, und ihre Arbeitswoche beträgt 64—67 Stunden.

Die Urſache dieſer Unterſchiede iſt in erſter Reihe der Entwickelung der britiſchen Export- und Kolonialpolitik zuzuſchreiben. Der Sieg der Schule von Mancheſter bedeutete ebenſoſehr billiges Brot als ſtarke Ausfuhr von Kattun. Denn man bezahlt die Einfuhren mit Ausfuhren. In den letzten dreißig Jahren allein hat die Ausfuhr von Baumwollwaren ſich auf fünftauſend Millionen Yards verdoppelt. In derſelben Zeit iſt die Weizeneinfuhr von 31 auf 67 Millionen engliſche Zentner, alſo gleichfalls aufs doppelte geſtiegen, in Deutſchland haben beide in demſelben Zeitraume ſich verdreifacht.

Starker Abſatz der Maſſenfabrikate und Verbilligung der Nahrungsmittel haben aber den großen Bewegungen für Kinder- und Frauenſchutz durch die Geſetzgebung den Durchbruch erleichtert. Die Wirkung des Frauen- und Kinderſchutzes iſt aber eine dreifache: ſie erhöht die Verdienſte des Mannes und ermöglichen ihm, durch Organiſationen dieſe Erhöhungen aufrecht zu halten; dieſe Lohnerhöhungen haben zweitens zur Folge, daß die größeren Unternehmungen zu techniſch voll-

den Südstaaten Amerikas die Textilarbeit noch stark aus der Landarbeit, zu welcher vielfach die Arbeiterin nach ihrer Verheiratung zurückkehrt. Wo wie in Alt- und Neuengland die Frauenarbeit aus dem Reservoir der städtischen Arbeiterschaft stammt, bleibt die Arbeiterin solange in der Fabrik, als die Kosten der Kinderpflege nicht den Lohn übersteigen.

In den Erfolgen und Mißerfolgen, welche in den letzten Jahrzehnten die Textilarbeiter Englands verzeichnen, spiegelt sich der Gegensatz der Lage von Baumwoll- und Wollindustrie.

In der Baumwollindustrie Lancashires kam es nach der Krise von 1892 zu einem 5 monatlichen Strike, der durch das Verlangen der Spinnereien hervorgerufen worden war, die Arbeiter sollten eine Reduktion von 5% sich gefallen lassen. Aber die Spinner erklärten: wir wollen lieber weniger arbeiten und die Überproduktion einschränken, als kleinere Lohnsätze annehmen.

Die Wirkung des Strikes auf den Markt war geringfügig. Die Preise stiegen wohl, aber die Nachfrage sank. Man einigte sich schließlich auf eine Reduktion von 3% und die Einsetzung eines ständigen Einigungsamtes. Dieses arbeitete dann 1895 neue Tarife aus, die zur Lohnsteigerung der letzten Jahre führten.

Ganz anders in der Wollindustrie. Hier ist infolge des starken Wechsels und des Vorwiegens der weiblichen Arbeiterschaft eine Organisation von jeher schwieriger durchzuführen gewesen. Die Leistung des Arbeiters ist auch keine so hohe wie in der Baumwollindustrie. Daher wurde z. B. in Huddersfield der Lohntarif wie auf dem Festlande von den Unternehmern 1893 einseitig festgesetzt. In der Kammgarnstofffabrikation von Bradford ist zwar von Unternehmern und Arbeitern gemeinsam ein Mustertarif aufgestellt worden, aber er ist nicht obligatorisch. In einzelnen Zentren der Wollindustrie des Festlandes steht der Arbeiter, namentlich jener der Kämmerei, nicht viel schlechter als in England.

Welche Bedeutung hat nun auf dem Festlande der Zollschutz dieser Industrie auf ihre Entwicklung und die Kaufkraft ihrer Arbeiter genommen?

Während in Deutschland die Zölle auf Wollwaren seit 1865 nicht übermäßig gesteigert worden sind, ist in Österreich

Teilung der Erzeugungsgebiete. England und Frankreich dürfen sich auf die bessere und feinste Modeware werfen und überlassen Deutschland, Belgien und Österreich die Erzeugung der Imitationen sowie der Massenartikel. Diese Teilung hat die starken Lohnunterschiede auf dem Festlande und in England und ein Steigen des Exports von festländischen Textilwaren zur Folge, der in starkem Kontrast mit der mäßigen Aufnahme durch den inneren Markt steht.

Neben diese Unstätigkeit, die die Mode und die Saison hervorruft, tritt in der Wollwarenindustrie der Einfluß der Frauenarbeit, die in der Textilindustrie 50—85 % der Arbeiterschaft umfaßt. Auf den Arbeitslohn übt sie außer Zweifel einen senkenden Einfluß. Und zwar ist der Grund ein ziemlich klarer. Der wesentliche Vorteil, den die Fabrikarbeiterin vor dem Arbeiter genießt, ist die teilweise Stütze, die sie als Mädchen an ihrer Familie findet, und die Aussicht, einen Gatten und Ernährer zu finden. Daher wird die Frau in rasch erlernbaren Verrichtungen, die wenig Körperkraft erfordern, leicht Verwendung finden; für Verrichtungen, die Kraft und Stetigkeit der Verwendung voraussetzen, wird der Mann doch den Vorzug haben. Wir haben nun gesehen, daß gerade die Modeindustrie starke Schwankungen des Arbeitsbedarfes aufweist. Daher der Vorzug, den hier die Weberin, die leicht entlassen werden kann, vor dem Weber genießt. Die Weber schwerer Streichgarnstoffe in Huddersfield beziehen daher für die volle Woche bis 24 s., die Weberin leichter Modekammgarne in Bradford fast nur die Hälfte. Ebenso wird seit dem Verbot der Frauennachtarbeit die Arbeit der Männer nur in Zeiten starken Bedarfes höher bewertet; in Zeiten der Stockung werden sie entlassen. Endlich wird noch in einer immer mit komplizierteren Maschinen arbeitenden Industrie die Beharrlichkeit der Frau durch die Selbständigkeit und Urteilskraft des Mannes bei Unfällen, Bränden, kurz in allen unvorhergesehenen Lagen der Erzeugung aufgewogen. Aus diesem Grunde und gerade auf Grund heimischer, wie belgischer, englischer und amerikanischer Erfahrungen, dürfte der Fortschritt der Invasion der Textilindustrie durch Frauenarbeit an der Steigerung der Löhne und dem Maschinismus seine Schranken finden. Auf dem Kontinent ist allerdings dieses Stadium noch nicht erreicht; hier rekrutiert sich wie in

den Südstaaten Amerikas die Textilarbeit noch stark aus der Landarbeit, zu welcher vielfach die Arbeiterin nach ihrer Verheiratung zurückkehrt. Wo wie in Alt- und Neuengland die Frauenarbeit aus dem Reservoir der städtischen Arbeiterschaft stammt, bleibt die Arbeiterin solange in der Fabrik, als die Kosten der Kinderpflege nicht den Lohn übersteigen.

In den Erfolgen und Mißerfolgen, welche in den letzten Jahrzehnten die Textilarbeiter Englands verzeichnen, spiegelt sich der Gegensatz der Lage von Baumwoll- und Wollindustrie.

In der Baumwollindustrie Lancashires kam es nach der Krise von 1892 zu einem 5 monatlichen Strike, der durch das Verlangen der Spinnereien hervorgerufen worden war, die Arbeiter sollten eine Reduktion von 5% sich gefallen lassen. Aber die Spinner erklärten: wir wollen lieber weniger arbeiten und die Überproduktion einschränken, als kleinere Lohnsätze annehmen.

Die Wirkung des Strikes auf den Markt war geringfügig. Die Preise stiegen wohl, aber die Nachfrage sank. Man einigte sich schließlich auf eine Reduktion von 3% und die Einsetzung eines ständigen Einigungsamtes. Dieses arbeitete dann 1895 neue Tarife aus, die zur Lohnsteigerung der letzten Jahre führten.

Ganz anders in der Wollindustrie. Hier ist infolge des starken Wechsels und des Vorwiegens der weiblichen Arbeiterschaft eine Organisation von jeher schwieriger durchzuführen gewesen. Die Leistung des Arbeiters ist auch keine so hohe wie in der Baumwollindustrie. Daher wurde z. B. in Huddersfield der Lohntarif wie auf dem Festlande von den Unternehmern 1893 einseitig festgesetzt. In der Kammgarnstofffabrikation von Bradford ist zwar von Unternehmern und Arbeitern gemeinsam ein Mustertarif aufgestellt worden, aber er ist nicht obligatorisch. In einzelnen Zentren der Wollindustrie des Festlandes steht der Arbeiter, namentlich jener der Kämmerei, nicht viel schlechter als in England.

Welche Bedeutung hat nun auf dem Festlande der Zollschutz dieser Industrie auf ihre Entwicklung und die Kaufkraft ihrer Arbeiter genommen?

Während in Deutschland die Zölle auf Wollwaren seit 1865 nicht übermäßig gesteigert worden sind, ist in Österreich

und Frankreich seit 1881—1882 gerade von der Wollindustrie die protektionistische Strömung ausgegangen. Dadurch wurde aber wider Erwarten nur eine stationäre, im letzten Jahrzehnt sogar abnehmende Mehrausfuhr erzielt. Aber auf wessen Kosten? Auf Kosten der in den hochschutzzöllnerischen Staaten erzeugten Qualität der Waren; auf Kosten des technischen Fortschrittes und auf Kosten der Arbeiter als Konsumenten wie als Produzenten; endlich auf Kosten des regelmäßigen Umschlages des Kapitals, denn nirgends vielleicht außer in der Schneiderei herrschen so regellose Kreditverhältnisse, wie in dieser Industrie.

Auf die ungünstige Einwirkung des Zollschutzes in der Textilindustrie weist auch ihre Entwicklung in den Vereinigten Staaten hin. Nach Ansicht der besten Kenner haben 32 Jahre Wollzoll den Einfluß gehabt, den amerikanischen Fabrikanten jede Sorge um die Kenntnis der Wollsorten zu nehmen. In der Tat ist kein großer Fortschritt der wollindustriellen Technik aus den Vereinigten Staaten gekommen. Die Bedeutung ihrer Wollindustrie besteht in der Versorgung der großen Warenhäuser mit Stoffen für fertige Männerkleider; alle gute Modeware, die für Maßware bestimmt ist, bezieht Amerika aus Europa. Daher die Klagen, daß die Vereinigten Staaten nicht mehr die billigen Massenartikel Europas aufnehmen. Sie trachten sie im Gegenteil selbst unter Zollschutz zu monopolisieren; die im März 1899 gegründete American Woolen Company, eine Trust von 27 Betrieben mit einem Kapital von 65 Millionen Dollars und einer Jahresleistung von 30 Millionen Yards (= 500 Millionen frs.) hat diese Aufgabe übernommen. Dagegen hat, dank ihrer maschinellen Ausrüstung, die amerikanische Baumwollindustrie insbesondere seit der Ausstellung von Chicago nach kurzen Rückschlägen ihre Vervollkommnung erlangt. Die Bedeutung des letzten Jahrzehnts wird aber erhöht durch die Wanderung ihres Schwerpunkts nach den Südstaaten. Dadurch ist der höher entlohnende Norden gezwungen, zur besseren Ware überzugehen und dem Süden die Erzeugung von Massenartikeln für den Export zu überlassen. Die Vorteile des Südens in dieser Richtung sind keine geringen; vor allem die Nähe und größere Billigkeit von Kohle und Baumwolle; zweitens die geringen Transportkosten

der Ware; drittens die Billigkeit der ungelernten Arbeitskraft der Neger. Endlich iſt die techniſche Einrichtung des Südens eine neuere als die des Nordens. Von hier aus hat der neue automatiſche Northropwebſtuhl ſeinen Weg genommen, der ohne Unterbrechung arbeitet, die leeren Weberſchiffchen automatiſch füllt und bei Webfehlern von ſelbſt ſtehen bleibt. Dieſer Webſtuhl, in Amerika ſeit vier Jahren eingeführt, hat in Europa erſt ſeit März 1901 Eingang genommen. Sein Nachfolger, der Hattersleyſtuhl, rühmt in ſeinem Proſpekt: „Zur Bedienung des Stuhles genügen gewöhnliche Weber, und es haben deshalb die Aufſeher und Vorarbeiter keine Arbeit damit. Er macht 200 Schuß oder mehr per Minute. Der Garnabfall iſt mindeſtens auf die Hälfte reduziert; ein Weber kann leicht 16 Stühle bedienen; außer der bedeutenden Erſparnis an Löhnen, die hierdurch erzielt wird, iſt der Stuhl noch von beſonderer Wichtigkeit in Diſtrikten, wo Mangel an Arbeitern herrſcht.“ Die Wirkung dieſer neuen Maſchinerie iſt alſo: Geringere Anforderung an körperliche Anſtrengung, größere Anſprüche an die Nerven des Arbeiters. Daher die ſteigenden Forderungen von Arbeitsruhe und Erholung, die von der Textilarbeiterſchaft ausgehen. Gegenwärtig ſind die Arbeitsbedingungen der amerikaniſchen Baumwollinduſtrie ungünſtiger als in England, und ihr Zollſchutz bei niedrigeren Löhnen und längerer Arbeitszeit in den Südſtaaten iſt alles, nur kein — „tariff for wages!“

Während nun in England in der großen exportierenden Textilinduſtrie faſt dieſelbe Stufe der Regelung von Lohn und Arbeitszeit erreicht iſt, wie in den anderen großen Nationalinduſtrieen, ſind im allgemeinen die Wandlungen in der eigentlichen Kleiderinduſtrie bisher einer ſolchen Entwickelung nicht günſtig geweſen. Der Kampf der zünftigen Schneider gegen den Stöhrer, den Pfuſcher, ſowie gegen die Hausſchneiderin, der bis um die Wende des 18. Jahrhunderts die Annalen der europäiſchen Schneiderei füllt, weicht in unſerer Zeit einem anderen Kampfe, dem der Arbeiter der Konfektion um beſſere Lebensbedingungen.

Man kann hier zwei Gebiete unterſcheiden, die durch das Eindringen der kapitaliſtiſchen Organiſation ergriffen worden ſind: das der Frauenkleidung, deren klaſſiſche Geſtaltung

in Frankreich Marouſſem ſo fein beſchrieben hat, und die Maſſenkonfektion von Männerkleidern, für welche England und Amerika die kraſſeſten Beiſpiele liefern.

Für die Entwickelung der deutſchen und anglo-amerikaniſchen Konfektion iſt die Erfindung der Nähmaſchine maßgebend geworden. Sie führt nur zur ſtärkeren Arbeitsteilung, nicht zu fabrikmäßigem Betrieb; ihr geht die Organiſation der Schneiderei durch große Handels- und Warenhäuſer voraus. Der alte Kundenſchneider wird durch ihre Agenten bewogen, für ſie im Lohne zu arbeiten. Die ſtarke Wanderung von Volksſchichten mit niedriger Lebenshaltung in die großen Städte — Slaven nach Wien, nach den Städten der Schweiz, Ruſſen und Polen nach London und den großen Städten der Vereinigten Staaten, Chineſen nach Auſtralien und Californien — hat überall dieſelbe Erſcheinung zur Folge: Mietpreisſteigerung und Wohnungselend nehmen ihren Einzug und um jeden Preis muß der Einwanderer arbeiten, um ſein Leben zu friſten. Das Ergebnis iſt das Schwitzſyſtem, das höchſte Ausnützung der Kräfte, niedrigſten Arbeitslohn und geſundheitswidrigſte Wohnungsverhältniſſe vereinigt. Gewöhnlich beginnt es damit, daß der Arbeitsvermittler einer eingewanderten Familie erklärt, er habe von einem Konfektionshauſe eine Offerte erhalten, aber man müßte unter den von der Konkurrenz gebotenen Lohnſatz gehen. Man müſſe Arbeit, auf deren Fertigſtellung ſonſt drei Taglöhne gerechnet wurden, für einen Tagelohn durchführen. Die Gruppe nimmt an und die Unterbietung nimmt ihren Fortgang.

Es iſt wunderbar, daß, wie ſpäter in Berlin, ſo in den Vereinigten Staaten ſelbſt dieſe ſcheinbar jeder Organiſation ſpottenden Arbeiter ſich ſchon 1891 einigten und im Jahre 1894 in einem dreiwöchentlichen Strike ein Einvernehmen mit der Vereinigung der Subunternehmer erzielten. Das Ergebnis war: zehnſtündige Arbeitszeit, Minimallohn von 9—15 Doll. per Woche, Verbot der Überzeit und Anerkennung des Gewerkvereins. Die Furcht vor der Wiederholung der alten Zuſtände war ſo groß, daß die Arbeiter für die Einhaltung der Bedingungen Kautionsſtellung verlangten.

Der Erfolg dieſer Bewegung war kein völliger. Wenigſtens wird 1901 von Zeugen der Induſtrial Commiſſion berichtet,

daß auch mit dem Gewerkvereinsabzeichen, das zum Schutze auf regulär erzeugte Ware geheftet wird, Mißbrauch getrieben wird. Vier Fünftel aller Kleider werde, ſagt der Inſpektor von Philadelphia, unter Schwitzſyſtem in Privathäuſern erzeugt. Und von New-York wird berichtet, daß die billigſten Kleider unter günſtigen Bedingungen in ventilierten Werkſtätten, dagegen gerade die guten, feinen Kleider im Sweatshop erzeugt werden. Dadurch werden die Koſten ſowohl der Miete einer Werkſtätte als ihrer Erhaltung in der toten Zeit auf den Arbeiter abgewälzt.

Die amerikaniſche Geſetzgebung hat nun zwar kein Mittel unverſucht gelaſſen, um mit den Mitteln der hohen Polizei dem Schwitzſyſtem den Garaus zu machen. Von der Stempelung in Heimarbeit erzeugter Waren ſind die Geſetzgeber bis zur völligen Unterſagung oder Zutodebeſteuerung gelangt. Dieſe Mittel verfehlten ihren Zweck. Federleicht entwand ſich der Schwitzbetrieb den Verfolgern und ſandte in das verbietende Land ſeine Produkte. Der wahre Seuchenherd liegt eben, auch für die Vereinigten Staaten, in der alten Welt. Der amerikaniſche Heimarbeiter iſt faſt durchgängig Ausländer, Deutſcher, Ruſſe, Pole, Italiener. In der zweiten Generation ſind die Leute in der Fabrik oder im Ladengeſchäft angeſtellt, in der dritten ſchon Ingenieure oder Bankbeamte. Solche wirkungsloſe Geſetze auf unſere ganz disparaten Verhältniſſe aufzupfropfen, wäre alſo eine traurige Sozialpolitik. Bei uns, dem Herd der Krankheit, kann nicht durch polizeiliche Verbote gegen ſie vorgegangen werden, ſondern durch ein Eingreifen in die Produktionsverhältniſſe der Heimarbeit ſelbſt. Es iſt die niedrige Lebenshaltung der Arbeiter der Bekleidungsinduſtrie, Hausweberei und -Stickerei, welche den Übergang zur Fabrik verzögert. Auf dem Wege der Geſetzgebung hier einzugreifen, hat allerdings bisher nur ein Staat gewagt, die Kolonie Viktoria in Auſtralien. Hier befürchtete man die Chineſierung der Induſtrie, die durch ein großes Haus, Ah Sin & Co., in der Möbelinduſtrie ſchon vollzogen war. Es wurde nicht bloß Regiſtrierung der Heimarbeit verlangt, ſondern auch ſechs Ausſchüſſe wurden eingeſetzt, welche die Mindeſtlöhne in gegenſeitigem Einvernehmen in der Bäckerei, Kleider-, Schuhmacherei, Hemden-, Stulpen-, Frauenwäſche- und Möbelinduſtrie fixieren ſollten. Die Erfolge ſind für

Bäckerei und Bekleidungsinduſtrie bereits eingetreten; bei 48-ſtündiger Arbeit verdienen die Leute jetzt um ein Drittel mehr als früher bei 70-ſtündiger. In den anderen Induſtrieen iſt teilweiſe die Fabrik an Stelle der Heimarbeit getreten, teilweiſe ſind die Reſultate derzeit noch fraglich. Die Chineſen liefern beharrlich Arbeit unter dem Mindeſtlohn.

Wenden wir nun die Blicke den Exportländern der Konfektion zu. Zunächſt hat der Zollſchutz deutſcher Wollwaren ſeit 1879 mächtiger noch als zur Entwickelung der Wollinduſtrie zu jener der Berliner Konfektion beigetragen. Ihr Export ſtieg von 1895 auf 1899 von 90 auf 130½ Millionen Mark. Ihre Produktion darf wohl auf das vierfache des Exportes veranſchlagt werden. Mit ihr hielt die Zwiſchenmeiſterei, ein im Oſten längſt übliches Syſtem, ihren Einzug. Hat ſie doch den Vorteil, die raſche Lieferung der Ware mit dem Minimum von Zeitverluſt und von Sorge um die Vorgänge der Produktion zu verbinden. Wie tief die Löhne ſanken, zeigten kurz vor dem Berliner Konfektionsſtrike von 1896 die Verhandlungen des Gewerbegerichts.

Oda Olberg, Timm, die Kommiſſion für Arbeitsſtatiſtik, zuletzt Lily Braun haben das Schickſal dieſer Frauenarbeit geſchildert. Aber das der Männer, iſt es beſſer? Darf man ſich des ſteigenden Exportes freuen, wenn ein Konfektionsſchneider von 611 Mark Lohn 330 M. für Miete, 88 M. für Heizung, Beleuchtung und Maſchinenreparatur und 10 M. Steuer zahlt? und dies für 14-ſtündige Arbeit! Darf die Gründung von Tuberkuloſenheimſtätten zum Troſte dienen für die Verheerungen, die dieſer paraſitiſche Export anrichtet?

Es iſt nun bekanntlich im Jahre 1896 dem Zuſammenwirken der öffentlichen Meinung, dem Opfermut der Arbeiter, der Unterſtützung von Menſchenfreunden gelungen, nach dreiwöchentlichem Strike eine 12½% Lohnerhöhung und einen Minimaltarif für die Berliner Männerkonfektion durchzuſetzen. Dagegen gelang es in der Frauenkonfektion nur, eine 30 prozentige Lohnerhöhung für Löhne, die Mk. 1.75 nicht erreichten, zu erlangen. Selbſt der Männerkleidertarif gilt nur für die billigſten Sorten.

Es gibt ein Land nur, in welchem die Lage der Kleiderarbeit ideal iſt; aber dieſes unglückliche Land exportiert wenig

Kleider; es ſchickt der Welt Gold, Kauriharz, Fleiſchkonſerven, und ſchließt Einwanderer mit niedriger Lebenshaltung aus. Es iſt Neu-Seeland. Nach dem großen Hafenſtrike von 1891 legte dem Parlamente dieſes Landes der Arbeitsminiſter Reeves einen Geſetzentwurf über obligatoriſche Schiedsgerichte vor. Das Geſetz wurde 1894 angenommen. Seitdem gibt es keinen Strike in Neu-Seeland. Denn ſobald eine Arbeiterſchaft zu einem Gewerkverein organiſiert und dieſer regiſtriert iſt, wählt ſie ihre 3 Vertreter auf 3 Jahre in ein Einigungsamt, dem ebenſo 3 Arbeitgeber angehören und das von einem Staatsbeamten präſidiert wird. Gelingt keine Einigung, ſo geht der Fall vor das ſtaatliche Schiedsamt, dem ein oberſter Richter und je ein Beiſitzer der Arbeiter und Arbeitgeber angehören. Dieſes Tribunal hat durch Geſetz das Recht, einen Mindeſtlohn feſtzuſetzen. Nach jahrelanger Organiſation iſt es ſo ohne Strike den Arbeiterinnen der Kolonie gelungen, Minimallöhne von $1^1/_2$ £ zu erringen. Zugleich wurde ausgeſprochen, daß der Maßſchneider nicht Maßarbeit von Heimarbeitern machen laſſen dürfe, ſondern in eigenen Werkſtätten. Die Arbeitszeit iſt auf 45 Stunden in normalen Zeiten taxiert und Überſtunden ſind beſonders zu vergüten.

Aber wie geſagt, es iſt kein Exportland um das es ſich hier handelt. Iſt aber dieſer Export von Textilwaren und fertigen Kleidern die eigentliche Grundlage induſtriellen Trachtens der Völker?

Von allen Wandlungen, welche wir in der Exportentwicklung betrachten können, iſt vielleicht die markanteſte der Rückgang des Wollwarenexports in den alten Produktionsländern, ſein verhältnismäßiges Zurückbleiben hinter der Rolle, die gegenwärtig Weizen, Zucker, Petroleum, Kohle und Stahl auf dem Weltmarkt ſpielen. Auf der anderen Seite beginnt ein Export von fertigen Kleidern platzzugreifen, den man früher nicht kannte. Zugleich kündigt ſich bei ſteigenden Löhnen im Zurückbleiben der Arbeiterzahl in der Textilinduſtrie ein ſtationärer Zuſtand an; aus einer der arbeiterreichſten Induſtrieen wird ſie zu einer arbeitsarmen und die Überflüſſigen, die einſt webten und ſpannen, gehen heute auf das nächſtverwandte Arbeitsgebiet über, auf das der Kleidermacherei im Großen, die alle Zuſtände wiederſpiegelt, die in der fabrikmäßigen Textilinduſtrie überwunden ſind.

entscheidende Richtung gab: der Strike bei der Nordostbahn. Als diese Gesellschaft eine von allen übrigen Eisenbahnverwaltungen zugestandene Lohnaufbesserung nicht durchführen wollte, führte die Erhitzung der Parteien zum Strike. Dieser aber dauerte freilich nur zwei Tage (vom 11. auf den 12. März nachts 12 Uhr bis zum 13. März nachmittags), da die Parteien Bundesrat Zemp als Schiedsrichter anriefen. Infolge der Lohnbewegung hat die Nordostbahngesellschaft für die Jahre 1896 und 1897 540 000 frs. verausgabt. Für sämtliche Bahnen wird die einmalige Aufbesserung auf rund 3 Millionen Franken geschätzt. Werden die Löhne der Eisenbahnangestellten 1870 gleich 100, 1890 gleich 128,2 gesetzt, so stiegen sie nach dem Strike von 1897 auf rund 140. Während die Löhne der ungelerntesten, widerstandsunfähigsten Arbeiter von der Lohnsteigerung der siebziger Jahre unberührt geblieben waren, stiegen sie nun auch hier infolge der Organisation der Verkehrsarbeiter in die Höhe.

Wir sehen also auch hier die Einflüsse des Bedarfes, der Krise einerseits, des Eingreifens der Arbeiterverbände und des Staates andrerseits sich in den Wandlungen des Einkommens aussprechen. Der Schluß dieser Bewegung ist bei den Staatseisenbahnarbeitern nicht mehr der von beiden Parteien vereinbarte Minimallohn, sondern: das Gehalt.

Minder glücklich als diese Verkehrsarbeiter sind die Hafenarbeiter und Seeleute. Auf sie wirkt, stärker als auf die binnenländischen Kollegen, das Auf und Nieder des Außenhandels, des Schiffbaues und sogar der Wechsel der Jahreszeiten ein. Über ihre Arbeitsbedingungen haben in den letzten Jahren sowohl Charles Booth als auch die hamburgische Senatskommission uns wertvolle Aufschlüsse geliefert. Betrachten wir nach diesen offiziellen Zeugnissen ihre Lage. Auch sie hat sich unter dem Einflusse der Weltwirtschaft, die an Stelle vieler kleinen Reedereien einige Großbetriebe, an Stelle des Segelbetriebs den Dampfbetrieb setzte, von Grund aus verändert. Das Maschinen-, Deck-, Aufwarteperſonal hat sich zwar vermehrt, aber der gesamte Besatzungsstand der deutschen Handelsflotte ist seit 1873 nur von rund 40 000 auf 44 000 Köpfe gestiegen. Mit den steigenden Ansprüchen an die Dienstbereitschaft dieser Arbeiter ging Hand in Hand der Ersatz

des früher seemännisch geschulten Hafenarbeiters durch Landarbeiter, dessen Anwerbung die Reeder immer mehr ihren Vertrauensorganen überließen. Welche Wirkungen infolge dieser Wandlungen des Verkehrswesens in den Arbeitsbedingungen der Seeleute und Hafenarbeiter hervorgingen, ist durch die Erhebungen nach dem Hamburger Strike von 1895 anschaulich geschildert worden. Wie sehr hier die freie Konkurrenz die Lohnverhältnisse beeinflußt, mag aus dem Bericht der Hamburger Senatskommission über die Seeleute ersehen werden.

„Was die Heuer der Seeleute anbetrifft, so ist zwischen der Heuer der Matrosen und derjenigen der Heizer und Trimmer zu unterscheiden. Die Monatsheuer der Matrosen war von 45 M. im Jahre 1881 allmählich bis auf 60 M. im Jahre 1889 gestiegen und sank dann im Jahre 1892 zunächst auf 55 M. und später auf 50 M. Im Februar 1897 haben die größeren transatlantischen Reedereien die Heuer wieder auf 55 M. erhöht. Nach vollendetem ersten Dienstjahr bei derselben Reederei werden 60 M. bezahlt. Die Heuer des Maschinenpersonals, im Anfang der achtziger Jahre 53 M. für Heizer und 45 M. für Trimmer, hatte im Jahre 1889 die von 85 M. für Heizer und 75 M. für Trimmer befahrene und unbefahrene erreicht, hielt sich aber ebenfalls nicht lange auf dieser Höhe, sondern sank bis gegen Ende des Jahres 1892 auf 60 M. für Heizer, 50 M. für befahrene und 40 M. für unbefahrene Trimmer. Auch hier ist im Februar 1897 eine Erhöhung der Heuern um 5 M. eingetreten, so daß also 65, 55 und 45 M. gezahlt werden; nach Ablauf des ersten Dienstjahres findet eine weitere Erhöhung um 5 M. statt. Einige Reedereien, welche die erhöhten Heuern ursprünglich zugestanden hatten, haben sich aus Konkurrenzrücksichten später veranlaßt gesehen, wieder zu den niedrigen Sätzen zurückzukehren."

Ich habe absichtlich die dunklen Seiten der Entwickelung hier hervorgehoben. Sie bedeuten für eine große Zahl arbeitskräftiger Deutscher Unterernährung der traurigsten Art. Aus dem Vergleiche des Ausgabenbudgets eines deutschen Scheuermannes, das die Hamburger Senatskommission mitteilt, mit einem von Booth mitgeteilten englischen Dockarbeiterbudget geht hervor, daß von je 100 Mark Gesamtausgaben verwendet wurden vom Dockarbeiter für

	Nahrung	Kleidung, Wohnung, Beheizung, Beleuchtung	Andere Ausgaben.
In Hamburg	58.75	31.98	9.27
In London	39.81	34.59	25.60

Trotz höherer Wohnungs- und Kleidungsausgaben erübrigt noch immer der ärmste ungelernte Hafenarbeiter Englands für Kulturausgaben fast dreimal soviel als sein deutscher Kollege, infolge der niedrigen Löhne und der relativ hohen Nahrungsausgaben dieses letzteren!

In England datiert die Hebung dieser Arbeiterklasse bekanntlich vom großen Dockstrike von 1890. Ihm folgt das Eindringen des Sozialismus in die Gewerkvereinsbewegung oder sagen wir lieber, in die Gewerkvereinskongresse, die Begründung der Independent Labor Party, der Versuch einer internationalen Verbrüderung, der zu den großen Strikes in Hull, Marseille und Hamburg führte. Obwohl unmittelbar siegreich, ist es doch infolge der Unregelmäßigkeit der Arbeit und der Drohung der Reeder, den Hafen von London auszuhungern, falls weitere Lohnforderungen gestellt würden, den Dockern nicht gelungen, ihre Forderung eines Minimallohnes von 8 d. per Stunde und 1 s. per Überstunde, an Stelle der bisherigen 7 d. durchzusetzen. Sie verlangen nunmehr Übernahme der Docks in städtischen Betrieb und haben am 10. Juni 1896 einen internationalen Verband begründet, der 1897 zu internationalen Konferenzen führte. Die Idee des Generalstrikes, die dann propagiert wurde, erwies sich als undurchführbar. Der Zusammenbruch der großen Strikes in Hamburg führte zu immer bescheideneren Aufgaben. Und so hat der letzte internationale Kongreß, der im September zu Paris tagte, für die Transportarbeiter und Seeleute Minimallohn und Maximalarbeitstag und eine Reihe von Schutzorganisationen (Inspektion der Arbeitsgeräte u. dgl.) gefordert, die auch zum Teil durch die neueren Hafeninspektorate, in England durch die der Fabrikinspektion beigeordnete Hafeninspektion durchgeführt worden sind.

Wenn wir nunmehr die Gesamtwirkung der großen weltwirtschaftlichen Veränderungen auf die Einkommen- und Ausgabenwirtschaft der arbeitenden Klassen uns vergegenwärtigen, so ist es am besten, zwischen Industrieen des lokalen Absatzes und Weltindustrieen zu unterscheiden. Und da zeigt

eine von George Wood durchgeführte Unterſuchung der engliſchen Lohnſätze ſeit Anfang des 19. Jahrhunderts, daß viel größere Sicherheit gegen ein Fallen und Steigen des Lohnes in den auf den inneren Markt von Hauſe aus angewieſenen Gewerben als in den ſpezifiſchen Exportinduſtrieen herrſcht, und zweitens, daß die ſtärkſten Schwankungen der Löhne in jenen Induſtrieen vor ſich gegangen ſind, die der Rohſtoffgewinnung dienen, in der Landwirtſchaft und im Bergbau. Denn dieſe Gewerbe unterliegen doppelten Schwankungen: ſolchen, welche der ungleiche Ausfall der Ernten, die ungleiche Mächtigkeit der Bergſchätze hervorruft, aber nicht minder den Launen der Menſchen, den Schwankungen des Bedarfs.

Es ſind endlich die hochentlohnenden und nur wenig zollgeſchützten Induſtrieen, deren Exportwerte am ſchnellſten angewachſen ſind. Vergleichen wir den Exportwert von Kohle, Eiſen, Stahl und der daraus gefertigten Waren 1882 und 1895: er hat ſich in Deutſchland auf 370 Millionen Mark verdoppelt. In derſelben Zeit iſt der Exportwert der ſchlecht entlohnenden Konfektion mit 120—124 Millionen Mark faſt unverändert geblieben.

Und die lohnſteigernde, aber auch die Stetigkeit des Einkommens untergrabende Wirkung der Weltwirtſchaft, gelangt in der Geſtaltung der modernen Sozialpolitik zum Ausdrucke. Die wirkliche Arbeiterbewegung hat das alte Programm des internationalen Sozialismus entzweigeſpalten. Die Entwicklung der Betriebsformen im Verkehrsweſen, zum Teil auch im Kohlenbergbau hat zum nationalen Sozialismus geführt, zur Verſtaatlichung. Die Entwicklung aller übrigen Zweige der Produktion führt zur internationalen Vereinigung der Arbeiter, durch welche ſie Minimallohn und Maximalarbeitszeit anſtreben.

In der Tat ſind die Buchdrucker und Glasarbeiter, dann die Bergarbeiter, Eiſenbahn- und Hafenarbeiter die erſten geweſen, die ſich zu internationalen Verbänden zuſammenſchloſſen. Ihnen folgt dann eine Reihe anderer Verbände — Kulemann führt in ſeinem trefflichen Nachſchlagebuch über die Gewerkvereine ihrer 23 auf. Die gelernten wanderluſtigen Arbeiter wie die ungelernteſten, ſie beide ergreift die große Welle der Weltwirtſchaft, und verſchmilzt ihre Intereſſen.

Dürfen wir in einer Zeit, da deutsches und englisches Kapital in Kleinasien, Venezuela und China werbend angelegt ist, hier über Mangel an nationalem Empfinden klagen? Das wäre, meine ich, ein Eingeständnis nationaler Schwäche. Ja es scheint uns sogar, als wäre gerade zur Stärkung der nationalen Arbeiterschaft auch eine der modernen Weltwirtschaft angepaßte internationale Sozialpolitik am Platze. Ansätze einer solchen, auf der Verständigung der Völker, auf der Ausschaltung der nationalen Eifersucht beruhenden Arbeiterpolitik sind seit mehr als zwei Menschenaltern vorhanden. Der erste, der solche einheitliche Regelung der Arbeitsverhältnisse anregte, war der Vater des Fabrikarbeiterschutzes und des Genossenschaftswesens, Robert Owen. Ihm folgt auf dem Kontinent Daniel Le Grand, Fabrikant wie jener. Ihre Stimmen verhallten. Aber unter den Ratgebern der schweizerischen, deutschen und österreichischen Sozialpolitik der siebziger Jahre wurde der Gedanke wieder lebendig. Seitdem in der Schweiz das Wort vom internationalen Arbeiterschutz im Parlament ausgesprochen wurde, ist dieser Gedanke nicht zur Ruhe gekommen. Die Berliner Arbeiterschutzkonferenz von 1890 vermochte ihn nicht unmittelbar zu verwirklichen; denn nur durch langsame gemeinsame geistige Arbeit der Kenner der Arbeiterverhältnisse, der Inspektoren, der Arbeitsämter, der Arbeiter- und Unternehmerverbände läßt sich an eine so ungeheure Arbeit herantreten. Aber nur scheinbar war das Ergebnis der Konferenz ein kärgliches. Die Arbeiter der Schweiz ließen von der Verwirklichung dieses Ziels nicht ab. Sie schlossen sich ohne Rücksicht auf religiöse Differenzen zusammen. Dieser Erfolg bestimmte Sozialpolitiker aller Länder, die internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz zu begründen. Ein wissenschaftliches Institut, das internationale Arbeitsamt, dessen Leitung meinen schwachen Kräften anvertraut wurde, hat nunmehr die Aufgabe, die Fragen des internationalen Arbeiterschutzes zu erforschen. Welche Gebiete kommen hier in Frage?

Man kann unter internationalem Arbeiterschutz alle Einrichtungen verstehen, welche gegen die in mehreren Staaten gleichzeitig bestehenden Schädigung der Einkommens- und Betriebsverhältnisse der lohnarbeitenden Klassen Vorsorge treffen. In diesem weitesten Sinne bildet die rasche Bericht-

erstattung über die Fortschritte des nationalen Arbeiterschutzes aller Länder die Grundlage internationaler Bestrebungen.

Die nationalen Arbeits- und Produktionsverhältnisse bilden die Grundlage, deren genaue Kenntnis erst zu internationalen Verständigungsversuchen dort und dann berechtigt, wo wirkliche oder angebliche Rücksichten der Weltkonkurrenz ein Stillestehen oder Scheitern des nationalen Schutzes zur Folge haben. Nichts würde diese internationalen Bestrebungen in rascheren Mißkredit bringen, als wenn sie dem nationalen Arbeiterschutz zum Hemmschuh dienen, wenn sie zum Vorwande seiner Verschleppung mißbraucht werden würden.

Es sind daher vor allem die großen Exportindustrieen, deren Arbeitsverhältnisse internationaler Verständigung bedürfen können — nicht müssen. Und zwar aus folgenden Gründen:

Es kann erstens ein weitgehender Betriebsschutz in einer Industrie sich notwendig erweisen, der jedoch mit Rücksicht auf die ungeschützte Industrie anderer Staaten aus finanziellen Motiven nicht einseitig geregelt werden soll. Dies gilt von einer Reihe gefährlicher Industrien, vor allem den Brutstätten der Nekrose und des Saturnismus, der Zündhölzchen- und Bleiweißindustrie. Daß auf diesem Gebiete internationale Verständigung etwas vermag, beweist die Tatsache, daß auf Grund eines Expertenberichtes aus Dänemark und Schweden in der Schweiz die Regelung des Verbots der Erzeugung phosphorhaltiger Zündhölzer ins Rollen gebracht wurde. Schon im Jahre 1880 wurde von Caesar De Paepe und 1897 von Professor Erismann und vom belgischen Gewerbeinspektor Henrotte hervorgehoben, daß die Fragen des Verbots, der Einschränkung, der Schutzmaßregeln in gesundheitsgefährlichen Industrieen den Gegenstand internationaler Verständigung bilden sollten. Einer solchen Verständigung wird eine besondere Untersuchung der Wirkungen der Gesetzgebung fortgeschrittener Länder, die sich ungleichmäßig belastet fühlen, vorausgehen müssen.

In allen diesen Exportindustriezweigen ist der Grad der Gefährlichkeit infolge der Beschleunigung der Arbeitsprozesse in den letzten Jahren gestiegen. In vielen dieser Industrien gefährdet das Produkt nicht bloß den erzeugenden, sondern auch den es

als Hilfsstoff konsumierenden Arbeiter. Ihr nationales Verbot hätte einfach die Steigerung der Einfuhr aus ungeschützten Ländern zur Folge. Dies ergibt Möglichkeit und Notwendigkeit internationaler Verständigung auf dem Gebiete der Arbeiter-Hygiene.

Die zweite Reihe von Aufgaben betrifft den Personenschutz (Kinderschutz, Frauenschutz). Es muß verhütet werden, daß Export-Industrieen in neuen Ländern unter Hintanhaltung aller Schutzbedingungen künstlich gefördert werden. Zollbegünstigter Absatz auf der einen Seite, Ausnützung der Arbeitskräfte auf der anderen, die Wiederholung der auf die Dauer selbstmörderischen, inflationistischen Grundsätze in unserem Wirtschaftsleben wären hier die Folgen des Geschehenlassens. Auch hier können internationale Maßregeln, vor allem die Bildung einer öffentlichen europäischen Meinung über Arbeiterschutzfragen am Platze sein.

Aber auch die Fragen der Ausgestaltung der Arbeitsbedingungen in geschützten Ländern liegen zum Teil im Rahmen des internationalen Arbeiterschutzes. Die Kenntnis der Tatsachen, welche die Kürzung der Arbeitszeit in fortgeschrittenen Ländern im Gefolge hatte, ist für kapitalschwächere Länder vielfach erst der Anlaß zur Ausbildung ihres Arbeiterrechtes. Innerhalb der Länder des Arbeiterschutzes ist aber gegenwärtig die immer mehr industrialisierte Landwirtschaft, sind ferner die Heimarbeitsbetriebe der Exportindustrie, sind die Arbeitsverhältnisse des Handels in Europa auch national fast durchaus ungeschützt. Erst das eingehende Studium der Erzeugungs- und Absatzverhältnisse der landwirtschaftlichen Betriebe und jedes Zweiges der Heimarbeit vermag uns darüber Klarheit zu geben, ob hier eine durchführbare Gesetzgebung das Absterben der bisherigen Arbeitsverfassung ohne Schädigung der Volkswirtschaft beschleunigen kann, oder ob die Regelung ihres Betriebs- und Einkommensschutzes freien Verbänden zu überlassen sei. Bei der innigen Verknüpfung der Bestrebungen der Arbeiterverbände mit jenen der modernen sozialen Gesetzgebung fordert die Beobachtung der Wirkungen, die beide auslösen, auch die internationale Aufmerksamkeit heraus.

Es ist nun vor allem Sache der internationalen Sozialstatistik, die durch die Umwälzungen der Technik und Betriebs-

form, durch Absatzkrisen, wie die durch sozial-, währungs- und zollpolitische Eingriffe hervorgerufenen Wandlungen im national-beruflichen Aufbau, in der Arbeitsgelegenheit und in der Einkommensgliederung zu verfolgen. Aus technischen Gründen liegt dieser Zweig der Statistik im argen; die Verwaltungsbedürfnisse jedes Landes bedingen bestimmte Erhebungsmethoden, die zu vielfach unvergleichbaren Ergebnissen führen. Wissen wir doch nicht einmal, wie viel ein Laib desselben Brotes in verschiedenen Ländern kostet! Die Vergleichbarkeit hier anzubahnen, wäre für die Lösung einer Reihe internationaler sozialer Fragen von unmittelbarem Werte. Wie wir wissen, hat in Landwirtschaft, Bergbau, Kleider- und anderen Industrieen das Aufsteigen heimischer Arbeiter in höher entlohnte Zweige der Volkswirtschaft zur Folge, daß die Lücken niedrig entlohnten Arbeitsbedarfes durch ausländische Arbeiter gefüllt werden. Die Zeit der internationalen Wanderbewegung ist angebrochen. Wie wirkt sie auf den Lebensfuß der eingeborenen Arbeiter ein? Welchen Schutz genießt der einwandernde Arbeiter? Welche Ansprüche auf Versicherung darf er erheben? Als Gegenstück dieser Wanderbewegung entsteht die Leutenot in der Landwirtschaft und in Kolonialländern. So hat in Transvaal und in den afrikanischen Kolonieen sich ein teils infolge der Indolenz der Eingeborenen, teils infolge schlechter Behandlung durch die Grubenbesitzer hervorgerufener Arbeitermangel eingestellt. Welche Art kolonialer Arbeiterpolitik trägt hier die meisten Erfolge, jene, welche durch Schutz der Eingeborenen ihre Bedürfnisse und dadurch ihren Hang zur Arbeit entwickelt, und welche von den führenden englischen Kolonialpolitikern empfohlen wird, oder die Politik des Arbeitszwanges, die zur Erniedrigung der Gestehungskosten von Grubenbesitzern des Rand, nach dem Vorbilde von Guatemala, gefordert wird? Welchen Einfluß hat die asiatische Arbeit auf die Besiedelung neuer Länder ausgeübt? Es sind große soziale Kulturfragen, die so die Entwickelung der Weltwirtschaft aufwirft.

Eine sozialstatistische Erfassung der Wandlungen der Arbeitsverhältnisse durch die Wandlungen der Technik liegt gleichfalls im Bereiche der Aufgabe des internationalen Arbeiterschutzes. Der Grad der Gefährdung der Arbeiter durch neue Verfahren, neue Maschinen läßt sich durch eine internationale

Vergleichung der Unfallhäufigkeit in verschiedenen Berufen ergründen. Aus ihr ergibt sich gleichsam graduell die Notwendigkeit bestimmter Schutzvorschriften. Die Statistik des Arbeitseinkommens, der Konsumtion und der Arbeitslosigkeit gibt endlich in internationaler Zusammenfassung ein Bild der durch den Rhythmus von Aufschwung und Krisen verursachten Einkommensgestaltungen. Die steigende Zentralisation der Arbeitsvermittlung läßt es nicht unmöglich scheinen, daß dereinst für einen internationalen Nachrichtenverkehr gesorgt und für eine internationale Ausgleichungsstelle für die Überschüsse der nationalen Arbeitsmärkte Sorge getragen werden könnte.

Ist es also zu kühn, von einer internationalen Arbeitsverwaltung, die in die Breschen des nationalen Arbeiterschutzes tritt, zu träumen? Gilt doch von der Weltwirtschaft nicht minder wie von der Volkswirtschaft das schöne Wort Daniel De Foes: „Die Wirtschaft gehorcht, gleich aller Natur, dem strengen Gesetze von Ursache und Folge; und daher kommt es, daß sie in ihren gewaltigsten Veränderungen ihre Gefolgschaft, ja ihre Huldigung einem so schlichten Dinge nicht versagt, wie es des armen Mannes Arbeit ist."

II.

Berichte aus den Fachabteilungen.

Lichtdruck: Kühl & Co., Frkft.

Die ſogenannte Muſe von Cortona.

Über die sogenannte „Muse von Cortona“ und ein Brustbild der Cleopatra.

Von Professor Otto Donner-von Richter, Historienmaler in Frankfurt a. M.

Die nachfolgenden Ausführungen sollen sich mit einer schon über hundert Jahre alten kontroversen Frage beschäftigen, und meiner bestimmten Ansicht über diese Ausdruck geben; nämlich über die Frage: ob das in dem Museum etruskischer Altertümer im palazzo pretorio zu Cortona befindliche Brustbildgemälde, die sogenannte „Polyhymnia oder Muse von Cortona“, ein antikes Gemälde und noch insbesondere ein enkaustisches sei? Diese beiden Behauptungen gelten an Ort und Stelle dem Lokalpatriotismus [1]) als feststehend; er stützt sich dabei auf die Aussprüche italienischer [2]) und aus-

[1]) Vergl. die Widmung in der Broschüre: »Sopra un antica graeca pittura esistente nel museo dell' Accademia etrusca di Cortona riconosciuta per la musa Polinnia, osservazioni del prof. Ferdinando Cavalleri (1852. Cortona, tip. Bimbi e Colonnesi)«. S. 3: Nobile Signora Luisa Bartolozzi-Tommasi! A voi che il Museo dell' Etrusca Accademia voleste arrichito del tanto celebre ed unico greco Dipinto rappresentante la Musa Polinnia s'intitolano queste Osservazioni lette nella tornata del Settembre decorso da uno de 'più valenti Artisti d'Italia. Lasciate, o generosa Signora, che adorne del Nome Vostro veggano la luce a contestare pubblicamente la preziosità del Dono, il raro vostro esempio di amor patrio degno d'imitazione, il grato animo nostro e l'ossequio più verace, onde abbiamo l'onore di segnarci. Dalle Stanze di Residenza li 22 Settembre 1852
obbligatissimi Servitori
Gli Accademici Etruschi Residenti.

[2]) Vgl. Marchese Venuti in Memorie dell' accademia etrusca di Cortona: saggi di dissertazioni accademiche T. IX p. 221—267: sopra un antica pittura trovata nel territorio Cortonese. 1791. — Desgl. Ferd. Cavalleri in: Memorie dell' accademia etrusca di Cortona, Sept. 1852; aus welchen die in Note 1 angeführte Broschüre ein Auszug ist.

wärtiger[3]) Forscher, Aussprüche und Anschauungen, welche jedoch schon vielfach in Zweifel gezogen worden sind.[4])

Ich selbst habe diesen Gegenstand schon in einem Vortrag in der Abteilung für Kunst am 13. April 1884 (abgedruckt in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes, neue Folge Band I S. 40—44) kurz berührt, konnte mir aber bis vor kurzem ein sicheres Urteil über die beiden Fragen nicht bilden, da ich bis dahin das Gemälde nicht zu Gesicht bekommen hatte und es nur durch eine Abbildung in Lichtdruck nach einer photographischen Aufnahme vom Jahre 1884 kannte, die sehr wesentliche Teile des Bildes durchaus ungenügend wiedergibt, wie sich mir dies bei der Vergleichung mit dem Original zeigte.[5]) Eine schon 1877 erschienene, mir aber jetzt erst bekannt gewordene photographische Aufnahme in der gazette archéologique, T. III, p. 7, veranlaßt durch François Lenormant, gibt dagegen, wie ich nun bezeugen kann, nachdem ich im Dezember 1901 das Original in Cortona gesehen habe, dieses Gemälde viel deutlicher und richtiger wieder. Das Gleiche gilt von einer kleineren Aufnahme, welche gegenwärtig in Cortona verkauft wird (s. d. Tafel) und welche sowohl den Totaleindruck als auch die Einzelheiten des Bildes am unverfälschtesten wiedergibt. Immerhin muß der bildlichen Wiedergabe die Beschreibung noch zu Hilfe kommen.

Hier ist zunächst auf den Umstand besonders aufmerksam zu machen, daß das Bild auf eine Schieferplatte gemalt ist, welche gegenwärtig eine Breite von 0,33 m hat und ursprünglich mutmaßlich ein überhöhtes Rechteck war, von welchem in späterer Zeit der obere Teil giebelförmig abgeschnitten worden ist, wie die beiden schrägen, ziemlich roh gemachten Schnitte mit Ausbröckelungen und ungeschickter Meiselführung zeigen; dabei ist mutmaßlich auch der obere Teil des Kopfhaares und Lorbeerkranzes mit einem Stück des Hintergrundes verloren gegangen. Die Höhe der Tafel bis zur Giebelspitze beträgt gegenwärtig 0,38 m. Ob an den Seiten und an der Basis

[3]) Vgl. François Lenormant in: Gazette archéologique T. III, p. 41—50. 1877. — Desgl. Charles Henry in: L'encaustique et les autres procédés de peinture chez les anciens, histoire et technique par Henry Cros et Charles Henry (Paris 1884) S. 20.

[4]) Vgl. F. Lenormant a. a. O. S. 46.

[5]) Vgl. Charles Henry a. a. O. S. 19.

des Bildes auch Teile weggemeiſelt worden ſind, konnte ich nicht unterſuchen, da das Gemälde eingerahmt und in einer Schrankniſche befeſtigt iſt.

Die Figur iſt ungefähr in zweidrittel Lebensgröße dargeſtellt. Den Hintergrund bildet der in ſeiner natürlichen Beſchaffenheit und Farbe belaſſene, ſorgfältig geglättete dunkle Schiefer, der in gleicher Weiſe auch unter der Malerei durchzieht, was ſich an einzelnen kleinen abgeſprungenen Stellen zeigt. Dieſes Belaſſen des Hintergrundes ohne Farbe iſt die Urſache, daß ſich faſt alle Umriſſe des Bildes etwas ſcharf von ihm abſetzen, mit Ausnahme des dunklen Haarkonturs oben an Hals und Schulter links; namentlich leiden aber darunter die Lichtumriſſe der rechten Schulter und des Armes, die ſich in gewünſchter Zartheit kaum mit dem Hintergrund verbinden ließen, was leicht auszuführen geweſen wäre, wenn der Maler den Hintergrund auch mit Farbe bedeckt hätte. Da dies keine Vermehrung der Arbeit geweſen wäre, vielmehr eine Erleichterung, ſo iſt dieſes Verfahren des Künſtlers kaum anders zu erklären, als daß er die beſtimmte Abſicht hatte, zu zeigen, daß er nicht auf Leinwand oder auf die übliche Holztafel malte, ſondern auf den ſonſt nicht üblichen Schiefer.[8])

Dem erwähnten Mangel der Umrißſchärfe gegenüber muß andererſeits hervorgehoben werden, daß das Kolorit der

[8]) Der ſardiniſche, in Rom lebende Maler Ferdinand Cavalleri (vgl. Note 1), welcher, ſelbſt Mitglied der accademia Etrusca, in derſelben im Jahre 1851 einen begeiſterten Vortrag über die Muſe hielt, die er ſowohl als ein antikes wie auch als ein enkauſtiſches Gemälde betrachtet, iſt der Anſicht, daß der Hintergrund urſprünglich bemalt geweſen ſei und glaubt noch Spuren davon entdeckt zu haben, deren Farbe jedoch nicht zu erkennen ſei. Hierzu mag ihn das auffällige dieſes Mangels und etwas Phantaſie hingeleitet haben; ich habe nichts derartiges bemerken können, und kann mich ſeiner Anſicht nicht anſchließen, daß der ganze Hintergrund in ſpäterer Zeit beſeitigt worden ſei; er kommt auch nicht auf den Gedanken, daß die Schärfe der Umriſſe, die ihm auch (ſ. S. 12 und 13) aufgefallen iſt, gerade von dem urſprünglichen Mangel eines bemalten Hindergrundes herrührt. Welche Hand aber wäre ſo geſchickt geweſen, rund um die komplizierten Umriſſe der Figur herum dieſe Operation vorzunehmen, ohne die Reinheit und Glätte der Umriſſe empfindlich zu ſchädigen? Und wozu eine ſolche gefährliche Arbeit unternehmen? Und wer ſollte es getan haben, da das Bild, wie ich noch zeigen werde, von 1732 bis 1735 in bäuerlichem Beſitz war und in letzterem Jahr in den Beſitz der Familie Commaſi kam, die es ſo hoch hielt?

Fleischpartieen ungemein zart und hell gehalten ist, namentlich auch in den Schatten, und daß die unbedeckte rechte Brust ein ganz besonders feines Kolorit und zarteste Vollendung zeigt. Die Farbe ist mit einem weichen Pinsel aufgetragen, dessen einzelne Haare man allenthalben in den Zügen erkennt, durch welche der Künstler ungemein geschickt den Formen folgte; der Auftrag ist durchgängig sehr gleichmäßig und von nur sehr mäßiger Dicke, wie sich dies an den schon erwähnten, vereinzelten kleinen ausgesprungenen Stellen zeigt.[7]) Die Augenbrauen sind dünn, fein gezogen und von hellbräunlicher Farbe, die Augäpfel hellbraun, ebenso das über die rechte Schulter etwas spärlich liegende Haarende, welches so zart mit dem Fleischton verschmolzen ist, wie man es nur mit der Ölfarbe naß in naß zu erreichen vermag. Nach oben ist das Haar dunkelbraun gehalten und mit dem Blätterkranz in eine dunkle Masse zusammengewachsen, wie das bei den dunklen Farben in der Ölmalerei so vielfach vorkommt. Das Stückchen weißen Gewandes, welches von der linken Schulter herabfällt und durchsichtig die Brust bedeckt, erinnert in seiner Faltengebung durchaus an die Art und Weise des cinquecento, nicht an die der Antike; die Lyra hat den braungelben Ton einer hell gefirnißten modernen Geige.

Mit dieser Schilderung der technischen Erscheinung des Bildes gebe ich schon zu erkennen, daß der äußere allgemeine Eindruck, den dasselbe auf mich machte, der war, daß wir es hier mit einer Ölmalerei, nicht mit einem enkaustischen Gemälde zu thun haben, wofür ich noch weitere Gründe anführen werde. Damit ist zugleich meiner Meinung Ausdruck gegeben, daß das Bild keineswegs antiker Herkunft sein kann.

Bei der weiteren Erörterung der beiden kontroversen Fragen ist es aber nicht ohne Bedeutung, die Stellung näher ins Auge zu fassen, welche Cortona in der antiken Welt einnahm, und diejenige, welche es gegenwärtig einnimmt.

Cortona wurde von den Etruskern auf einer sich beträchtlich über die Talsohle erhebenden Höhe gegründet, welche zu der Bergkette gehört, die das Tibertal von dem Arnotale, dem val di Chiana, trennt. Nach letzterem und dem trasi-

[7]) Diese Stellen sind in der photographischen Aufnahme gedeckt worden.

menischen See hin senkt sich das Gelände in einer fruchtbaren schiefen Ebene hinab zur Sohle des weiten Tales; nach Osten jedoch sind die Abhänge des Stadthügels schroffer und jenseits des hier engen Tales erheben sich hohe Bergketten, so daß sich von dem die Stadt noch überragenden Berghügel ein herrlicher Rundblick über die Gebirgsketten einerseits, andrerseits über das weite val di Chiana und den hell schimmernden trasimenischen See dem Auge bietet.

Zur Verstärkung der an und für sich schon durch die Natur begünstigten Lage der Stadt umgaben die Etrusker sie mit einer aus gewaltigen Werkstücken erbauten Mauer, die an verschiedenen Stellen in ihren unteren Teilen der Zeit getrotzt hat und auf welchen die mittelalterlichen Mauern wieder aufgebaut wurden, nachdem die oberen Teile der etruskischen Mauer wohl schon von den Römern nach deren Eroberung Cortonas gebrochen worden waren. Innerhalb dieser Mauern lebt noch die heutige Bevölkerung von circa 3600 Seelen, was uns auch auf die Zahl ihrer Bewohner im früheren Altertum, wie zu der Zeit, da sie in den Besitz der florentinischen Republik geraten war (1410), schließen läßt. Es begreift sich, daß die von allen Wasser- oder größeren Verkehrsstraßen weit abgelegene Stadt — ist sie doch selbst von ihrer Eisenbahnstation eine Wegstunde entfernt — mit ihren meist steil ansteigenden, doch sorgfältig geplatteten und sauber gehaltenen Straßen keine Gelegenheit zur Vergrößerung durch industrielle Anlagen bieten konnte, ebensowenig durch Handel, und daß sie somit in ihrer Existenz namentlich auf den Ertrag des landwirtschaftlichen Besitzes rund um die Stadt herum angewiesen war. Und auch hierin mögen sich die schon aus den ältesten römischen Zeiten herstammenden Verhältnisse des Großgrundbesitzes mit seinem Colonentum auch in der Hauptsache durch das Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein gleich geblieben sein. Dies läßt sich auch erkennen an den einzelnen palastartigen Gebäuden der Stadt und an der Ausschmückung ihres sehr stattlichen Municipal-Gebäudes, des „palazzo pretorio“, mit vielen Wappen adliger Geschlechter, ähnlich wie im Bargello zu Florenz.

Es kann daher nur als eine natürliche Folge der geschilderten Verhältnisse erscheinen, wenn sich in Cortona ein

kräftiger Lokalpatriotismus entwickelte, und wenn die Cortonesen gerne in den Ruhmeskranz, den sie als Luca Signorellis Geburtsstadt mit berechtigtem Stolz auf ihre Mauerkrone drücken dürfen, auch noch einige Lorbeerblätter aus antiker Zeit einflechten möchten. So besteht denn auch dorten schon seit 1726 eine gelehrte Gesellschaft, die academia etrusca, von welcher man es nur rühmen kann, wenn sie solche Zwecke nicht außer Augen läßt. In dem palazzo pretorio ist ihr eine Reihe von Zimmern eingeräumt, in welchen sie ihre Bibliothek und eine Sammlung etruskischer Altertümer aufbewahrt; in dem letzten, kabinetartigen Raum befindet sich ein ganz hervorragender, etruskischer Bronzehängeleuchter mit sechzehn Lampenflammen und neben ihm, sorgfältig in einem Schrank verschlossen, das Bild der musa di Cortona.

Das Gemälde gelangte in die Sammlung der gelehrten Gesellschaft erst in dem Jahre 1852 und zwar durch Schenkung seiner Besitzerin, der Frau Luisa Bartolozzi-Tommasi, deren Familie zu den schon erwähnten Großgrundbesitzern von Cortona gehört; jedoch schon im Jahre 1735 soll das Gemälde durch Giovanni Tommaso Tommasi erworben worden sein. Kunde über die Erwerbung des Bildes besitzen wir einzig und allein durch die Erzählung des Marchese Venuti in den Publikationen der »academia Etrusca« vom Jahre 1791;[8]) sie ist auch die alleinige Quelle für alle diejenigen gewesen, welche sich mit dieser Sache beschäftigt haben. Als einen Fundbericht können wir eine erst nach neunundfünfzig Jahren abgefaßte Erzählung also nicht betrachten; inwieweit die Quellen, aus welchen Venuti schöpfte, zuverlässig waren, entzieht sich unserer Beurteilung, da wir nicht in der Lage sind, sie nachzuprüfen.[9]) Sehr leicht aber kann es geschehen, daß Familientraditionen von nur sagenhaftem Charakter als sichere Dokumente betrachtet werden.

Der Marchese Venuti, gleichfalls ein Cortonese, erzählt

---

[8]) Vgl. Note 2.

[9]) F. Lenormant sagt zwar a. a. O. S. : Les circonstances de la découverte ont été rapportées par le marquis Venuti d'après des documents digne de foi et sont une présomption en faveur de l'authenticité du monument.“ Aber diese Dokumente sind unbekannt geblieben.

folgendes, was ich hier in genauer Übersetzung wiedergebe:[10]) „In jenem Teil des Cortonesischen Gebietes, welches Chincio heißt, in dem Besitztum der adligen Familie Tommasi, wurde um das Jahr 1732 herum auf einem Gute, la Stella genannt, welches in dem Priorat von Valiana[11]) liegt, zugleich mit andern antiken Statuetten[12]) dieses Gemälde ausgegraben; es ist auf Schiefer gemalt, und wurde längere Zeit hindurch von jener bäuerlichen Familie, welche es fand, als ein Bild der Madonna verehrt; aber nachdem man den Irrtum erkannt hatte, so wurde es hergerichtet um als Verschluß eines kleinen Fensters zu dienen, nahe dem heftigen Feuer eines Herdes. Es verblieb in diesem beklagenswerten Zustand bis zum Jahre 1735, in welchem der Cavaliere Giov. Tommaso Tommasi, der Eigentümer des Gutes, der des Bildes unbeschreiblichen Wert erkannt hatte, es erstand und so von den barbarischen Mißhandlungen der Ignoranz rettete.“

Auch die neueste Äußerung über das Gemälde, welche sich in dem 1900 in Cortona selbst erschienenen Buche: »Cortona antica« von dem dorten lebenden Major a. D., Alberto della Cella, findet, wiederholt die obige Erzählung von der Auffindung des Gemäldes, spricht jedoch von dessen Verwendung zur Schließung eines Backofenloches,[13]) und fügt vorsichtig hinzu: »così almeno raccontasi« (d. h. so erzählt man sich wenigstens). In dieser Bemerkung äußert sich offenbar die Ansicht des Verfassers, daß ihm die Erzählung des Marchese

[10]) Der Originaltext lautet nach Cavalleris Abschrift a. a. O. S. 8: »In quella parte del territorio Cortonese che dicesi Chincio, nella possessione della nobile famiglia Tommasi, circa l'Anno 1732 in un podere, vocabolo la Stella, posto nella Prioria di Valiano, unitamente ad altre antiche statuette fu dissotterrato questa pittura; è dessa in lavagna, e venne per molto tempo venerata da quella famiglia campestra che la trovò, come un immagine di Nostra Donna; ma conosciuto l'errore, fu fatta servire di chiudenda ad una piccola finestra prossima al fuoco ardentissimo di un cammino; e continuò in quel lacrimevole stato fino all' anno 1735, quando il Cav. Gio. Tommaso Tommasi padrone della possessione conoscendone il merito infinito, ne fece l'acquisto e la liberò dai barbari oltraggi della ignoranza.«

[11]) Das Priorat von Valiana liegt nahe der Grenze zwischen den Gebieten von Cortona und Montepulciano.

[12]) Über den Verbleib dieser Figuren fehlt uns jede Nachricht.

[13]) »Per chinderne la finestrella d'un forno.«

Venuti nicht genügend begründet erscheint. Sicher aber ist, daß die vortreffliche Konservierung des Gemäldes starke Zweifel an der Richtigkeit der Erzählung von seiner Auffindung und seinen Schicksalen erwecken muß, wenn auch die beiden französischen Gelehrten, der treffliche François Lenormant und Charles Henry, sie nicht beanstanden und beide das Gemälde sowohl als ein antikes wie als ein enkaustisch ausgeführtes betrachten.[14])

Die Widerstandsfähigkeit von echten Freskomalereien in feuchter Erdschichte durch einen Zeitraum von 1900 Jahren hindurch haben uns die kampanischen Wandmalereien erwiesen. Wir wissen aber jetzt auch durch die Auffindung der großen Anzahl der Grafschen und Flinders-Petrieschen gräco-ägyptischen Mumien-Porträtbilder in enkaustischer wie in Tempera-Malerei, daß solche Werke, wenn sie, wie die genannten, entweder in trockenen Felsgrotten oder in gemauerten Grabkammern, ja selbst nur in trockenen Sandschichten gebettet waren, sich vorzüglich erhalten haben; andere aber, welche Feuchtigkeitseinflüssen ausgesetzt waren, sind, wenn sie enkaustisch gemalt waren, abgeblättert, oder wenn sie a tempera ausgeführt waren, so hat sich die Farbe je nach Beschaffenheit des Bindemittels entweder aufgelöst oder ist durch Moderung zerstört worden. Diese Erscheinungen hatte ich Gelegenheit an den mir von Herrn Graf zur Untersuchung übergebenen wohlerhaltenen Gemälden wie an zerstörten Bruchstücken festzustellen.[15]) Daß demnach ein enkaustisches oder auch ein Ölgemälde, vergraben in dem feuchten Boden des val di Chiana, in welchem der Trasimenische See einst eine weit größere Fläche als gegenwärtig bedeckte, sich so viele Jahrhunderte hindurch ganz unverletzt habe erhalten können, das muß stark in Zweifel gezogen werden.

Nicht minder erscheint eine solche Erhaltung unmöglich, wenn ein nach der Weise der Alten gemaltes enkaustisches Bild drei Jahre lang als Verschluß eines Backofenloches gedient hätte; die starke Wärme müßte das Wachs in der Farbe geschmolzen oder mindestens erweicht haben, und bei jeder

[14]) Vgl. Note 3.

[15]) Vgl. meinen Aufsatz: „Die enkaustische Malerei der Alten" in Nr. 180 der Beilage zur „Münchener Allg. Zeitung" vom 30. Juni 1888.

Berührung hätte ſie ſich von dem Bilde abgehoben. Daß Ölfarbe einen weit höheren Wärmegrad als Wachsfarbe verträgt, das können wir an Kachelöfen beobachten, die mit Ölfarbe angeſtrichen ſind; immerhin würde es in vorliegendem Falle wunderbar geweſen ſein, wenn das Bild der Muſe ſich ſo gut erhalten haben ſollte. Um die Gefahr, der das Bild ausgeſetzt geweſen wäre, richtig zu würdigen, muß man wiſſen, daß bei jenen bäuerlichen Backöfen die Einſchußöffnung nicht durch ein ſich in Angeln drehendes Türchen geſchloſſen wird, ſondern durch eine Steinplatte, welche man in die Öffnung ſtellt und durch ein vorgelegtes Querholz, das in zwei vorſpringenden, eingemauerten eiſernen Haken oder Steinen ruht, feſthält; alſo eine Vorrichtung, bei welcher die nach außen gekehrte Bildſeite beſtändiger Verſcheuerung ausgeſetzt geweſen wäre.

Lenormant und Henry ſcheinen die in Cortona landläufige Erzählung von dieſem Backofenverſchluß — die übrigens auch der ſonſt wohlunterrichtete und intelligente Cuſtode als feſtſtehende Tatſache betrachtet — nicht gekannt zu haben. Beide berufen ſich nur auf die Erzählung des Marcheſe Venuti, geben ſie aber im Originaltext nicht wieder. Lenormant überſetzt, bei ſonſt richtiger Wiedergabe jener Erzählung, hier unzutreffend: „Man bediente ſich desſelben (d. h. des Bildes), um ein kleines Fenſter neben der Eſſe einer Schmiede damit zu ſchließen“,[16]) und Henry ſagt: „um ein kleines Fenſter ganz nahe bei einem Backofen damit zu ſchließen“.[17]) Sie würden die Tradition von dem Backofenverſchluß wohl kaum ſo unbeanſtandet hingenommen haben, da ſie das Bild für ein enkauſtiſches hielten.

Was dieſe Anſicht Lenormants, die er 1877 ausſprach, anbetrifft, ſo muß billigerweiſe der Umſtand in Betracht gezogen werden, daß damals die Anſchauungen der Archäologen über das Weſen der Enkauſtik der Alten, von welcher man noch keine hinreichend ſicheren Beiſpiele kannte,[18]) noch ſehr

[16]) A. a. O. S. 13: »Il s'en servit pour clore une petite fenêtre à côté du foyer d'une forge.«

[17]) A. a. O. S. : »Ils l'employèrent à clore une petite fenêtre tout près d'un four.«

[18]) Lenormant a. a. O. S. 48 bezieht ſich auf die in der »salle des monuments funèbres du musée egyptien« im Louvre befindlichen ſechs

unklare waren. Dies veranlaßte mich im Jahre 1885 meine Ansichten über dieselbe, wie ich mir sie damals nur theoretisch nach den spärlich vorhandenen Zeugnissen in der antiken Literatur, wie durch eigene praktische Versuche gebildet hatte, in einer besonderen Schrift ausführlich darzulegen.[19]) Weder waren damals die erst im Herbst 1887 von Arabern bei Rubajjât im Fajjûm gefundenen gräco-ägyptischen Mumienporträts bekannt, welche von Herrn Theodor Graf in Wien erworben worden sind,[20]) noch jene von Flinders-Petrie in

gräco-ägyptischen Mumienporträts der Familie des Pollius Soter, des Archonten von Theben unter Kaiser Hadrian. Drei derselben bezeichnet er ganz richtig als Tempera-Malereien, die drei anderen jedoch als enkaustische, ohne dafür auf chemischen Untersuchungen beruhende Gründe angeben zu können. So wie von ihm wurden diese Porträts auch später, 1884, von Henry a. a. O. S. 24 ff. betrachtet. Sie stammen aus der Sammlung von Clot-Bey und sind mutmaßlich, während sie sich noch in dessen Besitz in Ägypten befanden, stark restauriert und mit einem dicken dunkelgelbbraun gewordenen Firnis überzogen worden, wodurch eine genauere Untersuchung fast unmöglich geworden ist. Mir schienen sie bei wiederholter Betrachtung, die allerdings dadurch sehr erschwert ist, daß die Bilder hinter Glas und sehr hoch oben in dem Schrank aufgestellt sind, nichts anders zu sein, als pastos behandelte Temperamalereien, welchen der Firnis ein ganz verändertes Aussehen gegeben hat. Lenormant sagt von ihnen, a. a. O.: »l'apparence est tout à fait celle d'une peinture à l'huile, celle de nôtre Cithariste de Cortone.« Diese Äußerung Lenormants ist in keiner Weise zutreffend, denn die derbe Behandlung dieses Porträts ist grundverschieden von der zarten und vollendeten Durchführung der Muse. Aber bemerkenswert ist es, daß Lenormant hier zugibt, daß die Technik der Muse den Eindruck einer Ölmalerei hervorruft!

[19]) In: Über Technisches in der Malerei der Alten, insbesondere in deren Enkaustik. Von Otto Donner-von Richter in Frankfurt a. M. Separatabdruck aus den praktisch- und chemisch-technischen Mitteilungen für Malerei, Farbentechnik und diesbezügliche Baumaterialienkunde von A. Keim in München. Jahrgang 1885 Nr. 10 und folgende. 1885. Verlag von A. Keim in München. — Die Hauptgrundzüge meiner Anschauungen hatte ich schon 1868 in Helbigs „Wandgemälde der von dem Vesuv verschütteten Städte Campaniens", Leipzig, bei Breitkopf & Härtel, 1866, ausgesprochen, unter dem Titel: „Die erhaltenen antiken Wandmalereien in technischer Beziehung, untersucht und beurteilt von Otto Donner, Maler." Unter diesem Titel als Einzelabdruck erschienen bei Breitkopf & Härtel 1869.

[20]) Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 135, 15. Mai 1888: „Eine Galerie antiker Porträts." Erster Bericht über eine jüngst entdeckte Denkmälergruppe. Von Georg Ebers.

ſeinen Ausgrabungen bei Hawara, gleichfalls im Fajjûm gelegen, im Winter von 1887—88 und 1888—89 entdeckten.[21])

Groß war daher meine Überraſchung, als mir im Frühjahr 1888 Herr Graf die ſchon erwähnten Original-Fundſtücke zuſchickte, und als ich bei meinen Unterſuchungen tatſächlich beſtätigt fand, was ich ſchon weit früher theoretiſch ausgeſprochen hatte. Die hier namentlich in Betracht kommenden Reſultate ſind in Kürze folgende:[22]) teils waren die Porträts, wie ſchon erwähnt, a tempera ausgeführt, teils enkauſtiſch, d. h. mit Farben, deren Träger Wachspräparate ſind. Dieſe letzteren gaben ſich ſofort dadurch zu erkennen, daß ſie durch Waſſer unlöslich blieben, daß die Maſſe aber bei Annäherung eines heißen Eiſens alsbald ſchmolz, während die Temperafarben ſich mehr oder minder leicht in Waſſer löſten, bei Annäherung des heißen Eiſens nicht ſchmolzen, ſondern braun wurden, bez. verbrannten. Des Weiteren waren alle enkauſtiſchen Porträts mit mehr oder minder ſtark angehäufter Farbe ausgeführt, in welcher ſich die Furchen und Eindrücke zeigen, welche das bei der enkauſtiſchen höheren Malerei benutzte Inſtrument, nämlich nicht der Pinſel, ſondern das Ceſtrum oder Verriculum, nach meiner Erklärung ein am Rand gezahntes, lanzettförmiges Inſtrument aus Holz oder Bein, zurückläßt, wenn man nicht dieſe Furchen mit dem glatten Rücken desſelben platt drückt, wie dies dieſe Bilder vielfach aufweiſen. Der Pinſel iſt bei dieſer Art der enkauſtiſchen Malerei mit kalten dicken Farbenpaſten, welche aus puniſchem, d. h. gebleichtem und ſeiner Sprödigkeit beraubtem Wachſe, mit Zuſatz von einem balſamiſchen Harze (von der Piſtazie-Terebinthus oder Lariz) und einem Minimum von Olivenöl beſtehen müſſen, nicht zu gebrauchen, weil die Farbenpaſte ihm zu ſtarken Widerſtand leiſtet. Der Pinſel wurde vorzugsweiſe bei Anſtrichen gebraucht, zu welchem Zweck man das heißflüſſige gefärbte Wachs mit einem geringen Zuſatz von Olivenöl auftrug. Das raſche Erkalten dieſer flüſſigheißen Wachsfarben

[21]) Vgl. Hawara, Biahmu and Arsinoe. By W. M. Flinders Petrie. London, Field & Tuer etc. 1889.

[22]) Ausführliches findet ſich in meinem Vortrag in der Abteilung K des Freien Deutſchen Hochſtifts vom 23. Juni 1888; abgedruckt in: Berichte des Freien Deutſchen Hochſtiftes, Neue Folge, Band 5, S. 57—70.

macht es unmöglich, feiner ausgeführte Malereien, z. B. Fleiſchteile, mit ihr zu ſtande zu bringen. Sie findet ſich aber bei den gräco-ägyptiſchen Porträts zuweilen für die kleinen Stücke von Gewandung benutzt, die mit einigen wenigen raſchen Strichen ſkizziert werden konnten und gibt ſich hier ſogleich durch einen brutaleren Auftrag zu erkennen. Ganz mit dem Pinſel ſind dagegen die a tempera gemalten Porträts ausgeführt, teils in ſehr dünnem, teils aber auch in paſtoſerem Farbenauftrag, meiſt daran ſogleich zu erkennen, daß bei der größeren Schwierigkeit bei dieſer Malerei, die Töne zu verbinden, häufig mit ſpitzem Pinſel Schraffierungen angewendet ſind, um die Modellierung zu vervollſtändigen. Ein ſehr gutes Exemplar dieſer Gattung, ein Mädchenporträt, befindet ſich in dem museo archeologico in Florenz.

Nachdem ich die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der antiken Ceſtrum-Enkauſtik ſowie jene der antiken Pinſel-Enkauſtik kurz geſchildert habe, muß ich daran erinnern, daß ich gleich im Beginn dieſer Ausführungen die bei der Muſe von Cortona angewandte Malerei als eine Pinſelmalerei feinſter Art bezeichnet habe, und daß eine ſehr zarte Pinſelführung durchgehends an dem Bilde zu beobachten iſt. Dieſe Tatſache ſchließt die Annahme einer enkauſtiſchen Ceſtrum-Malerei vollſtändig aus, wie wir es heute, nach Kenntnis ſo vieler antiker Originale, mit aller Beſtimmtheit ausſprechen können. Von einer antiken enkauſtiſchen Pinſelmalerei, bezw. Anſtreicherei, kann alſo bei dieſem Bilde ebenſowenig die Rede ſein, als wie von einer antiken Temperamalerei.

Jene Forſcher, welche ſich, wie der Graf Caylus und der Abbate Requeno[23]) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bemühten, die enkauſtiſche Malerei der Alten wieder aufzufinden, ſtanden ganz unter dem Eindruck der von Plinius gebrauchten Worte (XXXV. 149): Encausto pingendi etc.,

[23]) Graf Caylus teilte eine Denkſchrift über ſeine Erfindung der franzöſiſchen Akademie der Inſchriften am 29. Juli 1755 mit; dieſelbe wurde aber erſt 1761 in Mém. de l'Acad. des inscript. t. XXVIII p. 179 et s. gedruckt. 1788 erſchien in Genf eine vermehrte Ausgabe unter dem Titel: Memoire sur la peinture à l'encaustique et sur la peinture à la cire, par M. le Comte de Caylus de l'Academie des Belles-Lettres. — Requenos Werk: »Saggi sul ristabilimento dell'antica arte de' greci e romani pittori« erſchien in Venedig 1784, und in der 2. Auflage 1787 in Parma.

d. h. des Malens mit Einbrennen ꝛc., und glaubten daher, daß auch bei dem Malen ſelbſt die Wärme eine beſondere Rolle zu ſpielen habe und daß die Farben heiß und mit heißem Ceſtrum aufgetragen werden müßten, während nach Plinius ein Einbrennen, richtiger ausgedrückt: „ein Anglühen oder Überglühen“ erſt nach Vollendung des Gemäldes ſtattfindet. Er charakteriſiert das Weſen der Enkauſtik mit wenigen Worten, indem er (XXXV. 122) ſagt: »ceris pingere ac picturam inurere« etc., d. h. „mit Wachsfarben malen und das Gemalte einbrennen ꝛc.“ Der Abbate Requeno aber ſchmolz Wachs und harte Harze, Colophonium oder Maſtix mit den Farbenpulvern zuſammen, ließ dieſe Miſchung zu harten Körpern erkalten, die er dann mit heißen eiſernen Inſtrumenten auflöſte, auftrug und ſchließlich nochmals einbrannte, wohl die denkbar unbequemſte Art des Malens.

Unter dem Eindruck dieſer Verſuche ſtand offenbar der Marcheſe Venuti, als er ſich bemühte, in der Muſe ein antikes enkauſtiſches Gemälde nachzuweiſen. Seiner Erzählung über die Auffindung desſelben fügt er hinzu:[24]) „Da zwiſchen den Gelehrten Meinungsverſchiedenheiten entſtanden, ob der Farbenauftrag in dieſer Malerei antike oder moderne Arbeit ſei, ſchabte man einen kleinen Teil derſelben an den Seiten des Bildes ab und es ergab ſich dabei, daß die Farbenſchichte dem Eiſen ſtarken Widerſtand leiſtete und nur in Pulver abzulöſen war, während ſie ſich bei Ölmalerei in Blättchen abhebt; dies ſteht in Übereinſtimmung mit der Eigenſchaft des mit einem Alkali oder mit Salpeterſäure verbundenen Wachſes durch dieſe Verbindung in einer Weiſe zu erhärten, die ihm eine ganz außerordentliche Feſtigkeit und Widerſtandsfähigkeit gegen Näſſe und Wärme gibt.“

Da ich auf das Verhalten des Farbenmaterials noch

[24]) A. a. O. S. 8: »Essendo insorta quistione fra gli eruditi, se l'impasto di questa pittura fosse opera antica o moderna; onde chiarire tale questione se ne scrostò una piccola porzione sulle parti laterali, e si trovò che detto impasto (o pasta?) faceva una gran resistenza al ferro e non si staccava che in polvere, laddove nella Pittura ad olio si stacca in lamine, il chè concorda colle qualità della cera unita ad un alcali od acido nitroso, il quale indura la cera in modo che la rende di una solidità straordinaria, e resistente all' umido ed al calore, con il quale tali materie indurano estremamente.«

zurückkomme, wende ich mich hier vorerst nur gegen den letzten Teil von Venutis Ausführungen. Seine Behauptung über die außerordentliche Verhärtung des Wachses durch dessen Verbindung mit Alkalien ist nur insofern nicht absolut unrichtig, als ein geringer Zusatz solcher Substanzen zu dem geschmolzenen Wachs die daraus resultierenden Körper tatsächlich etwas weniger leicht schmelzbar und verbrennbar macht.[25]) Je mehr man von solchen Alkalien zusetzt, z. B. kohlensaures Natron, d. h. Soda, oder Chlornatrium, d. h. Kochsalz, desto mehr steigern sich die genannten Eigenschaften. Bei einem Wärmegrad, durch welchen das reine Wachs schon zerfließt, widerstehen zwar jene Körper noch, erweichen sich aber doch bei Steigerung der Wärme in einzelnen ihrer Teile, dehnen sich blasig aus, bleiben aber kompakt und sind um so weniger leicht schmelzbar und verbrennbar, je mehr Alkalien zugesetzt sind. Mit diesen Eigenschaften schwindet aber auch die Möglichkeit, solche Körper zu identifizieren mit jenen von den Alten bei ihren enkaustischen Malereien verwendeten, deren leichte Schmelzbarkeit ich, wie schon erwähnt, an Originalfragmenten konstatiert habe.

Wir besitzen noch einen ausführlicheren Bericht über die gemachten Untersuchungen chemischer Natur;[26]) er lautet:

[25]) Vgl. hierüber meine Ausführungen in: „Über Technisches in der Malerei der Alten ꝛc., S. 57 und 58, die sich mir bei erneuten Versuchen bestätigt haben. Dagegen habe ich keineswegs ähnliche Resultate bei der Behandlung des Wachses mit Schwefelsäure erreichen können; Venutis Angabe hat sich mir nicht bestätigt.

[26]) Abgedruckt bei Lenormant a. a. O: »Fu permesso di scrostarne una piccola porzione nelle parti laterali, e si trovò che il colorito fece una gran resistenza al ferro, e che non si staccava che in polvere: dal che si dedusse non poter essere un colorito a olio o a tempera; che si sarebbe separato a piccole laminette e non mai in polvere. . . . Tentato un piccolissimo saggio con ferro infuocato videsi resistere ed aquistare in oltre maggior lucentezza, mentre ciò eseguito in un colore prosciugatissimo a olio, videsi questo andare in polvere. Immerso quest' ultimo in un alcali volatile, si osservò ben presto sciogliersi e ricomporsi col medesimo in forma quasi saponacea; mentre dall' altro non si ottenne che il distaccarsi lentamente il colore senza immedesimarsi nell' alcali.« — So wertvoll solche Versuche sind, so darf doch nicht übersehen werden, daß ihnen bei quantitativ so geringem Prüfungsmaterial und dem Unbekanntsein mit Manipulationen, die mit dem Bilde etwa schon vor der Untersuchung vorgenommen worden sein könnten, eine allein entscheidende Bedeutung nicht immer beigemessen werden kann.

„es wurde erlaubt an den Rändern des Bildes einen kleinen Teil der Farbe abzulösen und hierbei zeigte sich, daß die Farbe dem Messer starken Widerstand entgegensetzte und sich nur als Pulver abschaben ließ, woraus man schloß, daß die Farbe weder Öl- noch Temperafarbe sei, welche sich nur in kleinen Schuppen, niemals aber in Pulver abgelöst haben würde." Hierzu sei bemerkt, daß dies nicht zutreffend ist; ich habe mich durch Versuche überzeugt, daß sich sehr alte, ausgetrocknete Ölfarbe sehr wohl als Pulver abschaben läßt und nur solche sich in Schuppen ablöst, welche entweder ungemein dick aufgetragen ist, also lange in ihrem Innern weich bleibt, oder solche, welche durch von der Rückseite eingedrungene Feuchtigkeit schon etwas von der Grundierung der Leinwand abgedrängt ist oder von Anfang an schon schlecht mit ihr verbunden war.

Der Bericht fährt fort: „Als man an einer kleinen Stelle einen Versuch mit einem erhitzten Eisen machte, zeigte sich, daß sie widerstand, sogar noch glänzender wurde, während, als man das Gleiche bei einer sehr alten ausgetrockneten Ölfarbe versuchte, dieselbe in Staub zerfiel." Hierzu ist wiederum zu bemerken, daß gerade dieser Versuch zeigt, daß das Bild nicht in Wachsfarbe ausgeführt sein kann, denn diese würde auch schon bei mäßiger Hitze geschmolzen sein, wie dies bei den gräcoägyptischen enkaustischen Bildern bei gleichem Versuche stattfand. Dagegen führt das ganz verschiedene Verhalten der alten Ölfarbe zu dem bemerkenswerten Schluß, daß die Farbe der Muse nicht reine Ölfarbe ist, sondern daß sie einen Zusatz enthält, der die Ursache dieses Verhaltens ist, und zwar einen solchen von hartem Harz, sei es Bernstein oder Kopal, welche Harze erst bei einem weit höheren Wärmegrad zum Schmelzen kommen, als das Wachs, auch der Ölfarbe größere Widerstandskraft geben; dem entspricht auch der Eindruck, welchen das Aussehen dieser Farbe auf den Kenner hervorbringt, ein Eindruck, wie wir ihn namentlich von Werken her kennen, in welchen die Ölfarben noch mit einem starken Zusatz von hellen Harzen vermischt sind.

Der Berichterstatter führt weiter aus: „Als man das Ölfarbenpulver in ein flüchtiges Alkali warf, bemerkte man, daß es sich sehr rasch löste und sich mit dem Alkali zu einer

seifigen Masse verband, während bei dem andern nichts geschah, als daß die Farbe sich langsam von dem Alkali trennte, ohne sich mit ihm zu einem Körper zu vereinigen." Erstere Erscheinung ist die natürliche Ölseifenbildung; die letztere zeigt, daß das Harz in der Bildfarbe das Öl in derselben umschloß, sich nicht auflöste und keine Seifenbildung zuließ.

Ich habe in diesen Ausführungen gezeigt, daß nicht nur die äußere Erscheinung der Malerei sie dem geübten Auge als eine Öl-Malerei, nicht als eine enkaustische zu erkennen gibt und daß die mit der Farbe angestellten Versuche zu dem gleichen Ergebnis führen. Hierzu kommt noch, daß uns das Gemälde eine eigentlich innerlich lebendige Anordnung und die schlichte Natürlichkeit vermissen läßt, die uns in so vielen Malereien ähnlicher Art in Pompeji entgegentritt, ja selbst in den besseren der gräcoägyptischen Porträts: die Lyra, die an die linke Seite der Muse gerade nur angeschoben erscheint, steht zur Bewegung der Figur in keinerlei fühlbarer Beziehung, ihre Hinzufügung erscheint als eine unmotivierte, willkürliche. Aber ich bin ihr zu besonderem Dank verbunden, denn sie gibt mir einen außerhalb des Technischen und Künstlerischen liegenden weiteren, schlagenden Beweis für die Richtigkeit meiner Deduktionen und zwar dadurch, daß ihr Autor zeigt, daß er absolut keine klare Vorstellung von Gestalt und Konstruktion einer Lyra des Altertums hatte, und daß sowohl er, wie das Bild, jener Zeit nicht angehören können: unter der Volute, in welcher er die Hörner der Lyra enden läßt, fehlt einer ihrer wichtigsten Bestandteile gänzlich, nämlich das Ende des zwischen beiden Hörnern und durch sie hindurchgehenden Stabes, in welchem die Schrauben zum Befestigen und zum Anziehen der Saiten angebracht sind, und welcher zugleich die feste Verbindung der beiden Hörner herstellt; dagegen versieht er die Stelle unter der Volute, gerade da, wo der Stab durch das Horn hindurchgehen sollte, mit einem kleinen Gesims, läßt auch den Resonanzboden sich bis oben zwischen die Hörner fortsetzen, während die antike Lyra nur unten einen kurzen Kasten hat und die Saiten ganz frei liegen, und außerdem versieht er diesen Resonanzkasten noch mit zwei Schallöffnungen, nach Art der S-Schnörkel in den modernen Geigenböden. Solche Öffnungen kommen bei den antiken Lyren überhaupt nicht vor;

was aber die Sache noch beſonders intereſſant macht, iſt der Umſtand, daß dieſe Schallöffnungen nicht S-artig gebildet ſind, ſondern wie ſehr flache Kreisſegmente. Da ich auch hierin die Nachahmung einer mittelalterlichen Form vermutete, ſo befragte ich einen berühmten Künſtler auf der Violine darum und hörte von ihm, daß dies eine Eigentümlichkeit der alten Geigen von Brescia ſei!

Noch muß ich gegen die vorausgeſetzte antike Herkunft der Muſe den Umſtand geltend machen, daß hiergegen die Benutzung einer Schieferplatte ſpricht. Die Verwendung von Schiefer in Italien gehört einer weit ſpäteren Zeit an, jener, in welcher man begann, die Schiefergruben von Lavagna, welche auch dem Stein den Namen „lavagna“ gaben, auszubeuten. Die lateiniſche Sprache hat, ſoviel mir bekannt iſt, nicht einmal einen alten Namen für den Schieferſtein[27]) und in allen großen römiſchen Trümmerſtätten habe ich vergeblich nach Stücken Schiefers geſucht: auf dem römiſchen Forum, auf dem Palatin, in der Villa Hadrians, in Pompei habe ich ſowohl vor 25 Jahren als jetzt neuerdings auch nicht das kleinſte Bruchſtück gefunden und die allerorts von mir befragten Arbeiter beſtätigten mir meine Beobachtung. Wir müſſen nach Heddernheim gehen, um zu ſehen, wie bald die praktiſchen Römer nach ihrer Eroberung unſerer Gegenden ſich des rheiniſchen Schiefers zum Decken ihrer Dächer bedienten, während man zu jener Zeit in Italien nur gebrannte Dachziegel verwendete. Im ſechzehnten Jahrhundert aber tritt bei dem Sieg der Ölfarbe über die Tempera-Malerei die Liebhaberei einzelner Künſtler hervor, auch andere Materialien als Holz oder Leinwand zu Unterlagen für die Farbe zu benutzen, namentlich Kupfer, Marmor und auch Schiefer. Daß bei dem ſo folgenreichen Übergang von der Temperamalerei zur Ölmalerei auch einzelne Künſtler Proben verſchiedenartiger Zuſammenſetzung ihrer Ölfarben machten, z. B. wie bei der Muſe ein beträchtliches Quantum von Harz zuſetzten, darf um ſo weniger befremden, als, wie ſchon erwähnt, van Eyck, der zuerſt der Ölfarbe ein weites Gebiet eroberte, ſeinen Farben einen ſtarken Zuſatz von Harzen gab.

---

[27]) Der Ausdruck „lapis fissilis“ ſcheint erſt ſpäterer Herkunft zu ſein.

Ich persönlich stehe dem Gemälde der Muse mit dem Empfinden gegenüber, daß es nach seinem Stil, nach seiner Auffassungs- und Darstellungsweise des menschlichen Körpers, auch nach dem Charakter des Kopfes, der uns sowohl in seinem Typus wie in seinem Kolorit lebhaft an die toskanische und lombardische Schule erinnert, wohl einem Künstler einer der genannten Schulen aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben sei. Auf welche Weise es in jenes Bauernhaus gekommen ist oder gekommen sein soll, wird uns unbekannt bleiben, denn aus einer Ausgrabung stammt es seiner vorzüglichen Erhaltung nach sicher nicht. Es ist in Italien stets bei Findern und Händlern in Stadt und Land eine vielgeübte Praxis gewesen, die Herkunft von Antiquitäten und Gemälden zu verheimlichen und zur Verhüllung der Wahrheit Märchen zu erzählen, oft auch um Falsifikaten den Anschein der Echtheit zu geben.

Eine interessante Analogie zu der Geschichte der Muse bietet jene eines Brustbildes der Cleopatra,[28]) welches gleichfalls auf Schiefer gemalt ist, auch für ein antikes enkaustisches Gemälde erklärt worden ist, und bei welchem die chemische Untersuchung einzelner Farbenteile durch den Marchese Cosimo Ridolfi in Florenz im Jahre 1822 Resultate ergab, die den bei den Untersuchungen der Muse von Cortona erhaltenen ungemein ähnlich sind.[29]) Ridolfi glaubte in dem Zusatz zu der Farbe einen Teil Wachs und zwei Teile Mastixharz zu erkennen. Im Jahre 1822 scheint diese Cleopatra zum erstenmale an das Tageslicht getreten zu sein und zwar tauchte sie auf in dem Besitz eines Sammlers und Kunstfreundes, des Dr. Micheli in Florenz. Sie soll im Jahre 1818 in einem Schutthaufen der Villa Hadrians bei Tivoli in 16 Stücke zerbrochen gefunden worden sein, aus welchen das Bild angeblich wieder zusammengesetzt wurde. Der Versuch seiner Besitzer, des Dr. Micheli und

[28]) Über dieses Bild hat ausführlich Dr. R. Schöner in der Beilage zur „Münchener Allg. Zeitung" Nr. 227, 229 und 230 im Jahre 1882 gehandelt. Er sucht seine Echtheit als antikes enkaustisches Gemälde darzutun.

[29]) Vgl. seinen Bericht bei Schöner, Nr. 229 der „Münchener Allg. Zeitung" Seite 3363; im Original in einem Brief an den Professor Petrini in der Antologia di Firenze, Bd. VIII, Nr. 20, S. 298, August 1822 enthalten.

ſeines Bruders, das Gemälde zu hohem Preiſe an den Großherzog von Toscana zu verkaufen, mißlang. Die Beſitzer machten ſchlechte Geſchäfte; ſie mußten das Gemälde verpfänden und nach ihrem Tode ging es aus den Händen der Pfandinhaber in Privatbeſitz über. Erneut verkauft gelangte Cleopatra im Jahre 1860 in die Hände eines Sammlers, der das Bild nach München brachte, woſelbſt er es an den König Ludwig I. zu verkaufen gedachte, was aber wiederum mißlang. Später machte er weitere Verkaufsverſuche in Paris, Brüſſel und London, die alle erfolglos blieben und ſchließlich ließ er ſich mit ſeiner Cleopatra erſt in Neapel, dann in Piano di Sorrento nieder. Dieſe Einzelheiten über die Schickſale und die unverbürgte Herkunft aus der Villa Hadrians ſind einem Briefe des letztgenannten Beſitzers an Dr. Schöner entnommen.[30]) In einem zweiten Briefe an Dr. Schöner ſagt der Beſitzer: „Sicher iſt, daß das Bild dorten in ſechzehn Stücke zerbrochen gefunden worden iſt, eingelaſſen in die Wand einer Cella (?); der römiſche Kalk haftet noch an dem Schiefer.“ Dieſe verſchiedenartigen Angaben, die eine dahingehend, daß das Gemälde in einem Schutthaufen gelegen haben ſoll, die andere, daß es in die Wand einer „Cella“ eingelaſſen geweſen ſein ſoll, zeigen klar, daß wir uns auch hier ganz unſichern Angaben gegenüber befinden und daß auch hier der Verdacht abſichtlicher Verhüllung der Wahrheit ein berechtigter iſt, wenn auch der letzte Beſitzer bona fide ihm Überliefertes wiedergegeben hat.

Über die weiteren Schickſale des Bildes, welches ich leider nie zu Geſicht bekommen habe, dem ich aber wegen der ſtattgehabten Kontroverſen ſeit vielen Jahren mein Intereſſe widmete, kann ich hinzufügen, daß mir im Oktober 1901 ein perſönlicher Bekannter des ehedem in Piano di Sorrento lebenden Beſitzers mitteilte, daß dieſer vor einigen Jahren geſtorben ſei und ſeine Witwe das Bild für einen ſehr geringen Preis an einen Amerikaner verkauft habe.

Dieſes Bild der Cleopatra hat Lenormant in den ſiebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Paris geſehen und hält es unzweifelhaft für das Werk eines Künſtlers der Schule

[30]) Vgl. Beilage zur „Münchener Allg. Zeitung“ a. a. O., Nr. 229 S. 5362.

von Fontainebleau aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Jene Schule hatte durch die Berufung italienischer Künstler durch Franz I. und Heinrich II., — ich nenne nur Francesco Primaticcio (1490—1570) und seinen Genossen Niccolo dell' Abbate — ihren Ursprung genommen, ging somit von Italien aus, woselbst ohne Zweifel auch die Wiege des Cleopatra-Bildes stand. Die ursprünglichen Vertreter dieser Richtung gehörten also Italien an und auf sie mußten immer noch Lionardo da Vinci, Raffael, Correggio als Vorbilder einen bestimmenden Einfluß ausüben. Reminiszensen an die Genannten treten uns ja auch in Zeichnung und Durchbildung, wie auch in der weichen Farbengebung in dem Gemälde der Muse von Cortona entgegen.

Wie schwierig es für den Archäologen ist, Fragen wie die durch die Muse gestellte, zu entscheiden, wenn er nicht durch künstlerische und technische Kenntnisse unterstützt ist, das sehen wir an dem gewissenhaften Lenormant: er glaubt bei seinen Untersuchungen über die Muse, mögen sie ästhetischer oder archäologischer Natur sein, beständig Gründe für die Annahme zu finden, daß das Gemälde ein antikes und ein enkaustisches sei; aber dazwischen drängt sich ihm immer wieder ein Empfinden auf, als wenn dennoch aus dem Bilde der Geist der Renaissance zu ihm spräche und dieser Unsicherheit gibt er in folgenden Worten Ausdruck: „Ich glaube genau und unparteiisch in diesem Artikel die Gründe für und gegen die antike Herkunft des Gemäldes von Cortona ausgesprochen zu haben. Indem ich die beiderseitigen gegeneinander abwog, so muß ich eingestehen, daß sich mir die Wagschale zu Gunsten jener hinzuneigen schien, welche das Bild für antik halten; dennoch wage ich nicht, mich in absolut zustimmender und entschiedener Weise auszusprechen. Das, was ich vorzugsweise bezweckte, ist: erneut das Studium und die Diskussionen der Gelehrten auf dieses merkwürdige Monument hinzuleiten." Das sind bescheidene, den gelehrten Archäologen ehrende Worte.

Ohne vorhergegangene Kenntnis von dieser seiner Aufforderung bin ich in meinen Untersuchungen seinem Wunsch nachgekommen, dabei wesentlich unterstützt durch die seitdem stattgehabte erstaunliche Vermehrung unseres Untersuchungs-

materiales auf diesem Gebiet der Forschung, die es mir ermöglichte nicht mehr ein schwankendes, sondern ein ganz positives Urteil über die vorliegenden Fragen auszusprechen. Möchte man mir nicht den Vorwurf machen, weniger bescheiden zu sein als Lenormant: was ich sagte, sagte ich nur nach gewissenhaftester, sorgfältiger Prüfung und Erwägung. Mögen nun auch andere es nachprüfen!

Goethes Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft in Bayern und besonders zu König Ludwig I.

Von Dr. Heinrich Pallmann aus München.

Die vielseitigen Beziehungen, die Goethe während seines erfolgreichen Lebens unterhielt, erstreckten sich nicht zum mindesten auch auf Kunst und Wissenschaft in Bayern, wo nach den langen Kriegsjahren durch einen hochherzigen König die Kunst eine Pflegestätte gefunden hatte, wie in keinem anderen deutschen Lande. Als ein kleiner Beitrag zu dem Lebensbilde des Vielumfassenden möge eine Zusammenstellung dieser Beziehungen hier Platz finden.

Das erstemal, daß Goethe mit bayerischen Kunstschätzen in Berührung kam, war wohl im August 1771, als er nach Vollendung seiner Studien auf seiner Rückreise von Straßburg nach Frankfurt die damals noch pfälzische Stadt Mannheim besuchte. Hier hatte Kurfürst Karl Theodor, der so viel für Kunst und Wissenschaft getan, im Schlosse einen Antikensaal von Gipsabgüssen einrichten lassen, die sich früher in Düsseldorf befanden. Goethe suchte damals gleich nach seiner Ankunft den Direktor der Mannheimer Zeichenakademie, Peter von Verschaffelt, auf, der ihn, wie er schreibt, aufs liebenswürdigste aufnahm und ihn in den Antikensaal geleiten ließ. Mit seinem für alles Schöne so empfänglichen Sinne war Goethe von dem Eindruck überwältigt. Raum, Inhalt, die Reichhaltigkeit der Sammlung und die Art der Aufstellung rissen ihn zu begeisterter Schilderung hin. Vor allem war es die Laokoongruppe, die er bewunderte, sah er doch hier zum erstenmale dieses antike Kunstwerk, das ihm durch Winckelmann und Lessing längst bekannt war. Die tiefen Eindrücke, die Goethe zu jener Zeit in Mannheim empfangen hatte, belebten sich aufs neue, als er sich viele Jahre später in Weimar ein eigenes kleines Museum einrichtete und hierbei das damals Gesehene und Bewunderte zum Vorbilde nahm.

Ende Juli 1774 treffen wir Goethe, der inzwischen durch seinen Götz von Berlichingen ein berühmter Mann geworden war, in dem ebenfalls kurpfälzischen Düsseldorf, wo er seinen Freund, den Dichter Georg Jacobi besuchte und mit ihm die Schätze der Düsseldorfer Galerie, die jetzt den Hauptbestandteil der Münchener älteren Pinakothek bilden, genoß und hauptsächlich durch die Malereien der Niederländer gefesselt wurde. Während seines Aufenthaltes in Düsseldorf besah sich Goethe auch die Gemälde in dem kurfürstlichen Jagdschlosse Bensberg, für dessen Ausschmückung der Erbauer, Kurfürst Johann Wilhelm, in den Jahren 1702—1712 von Jan Weenix eine Reihe von Jagdbildern hatte anfertigen lassen. Diese Bilder, von denen heute 10 Stück in der älteren Pinakothek, 8 in der Schleißheimer Galerie und eines in der Königlichen Galerie zu Augsburg sich befinden, entzückten Goethes Auge in hohem Grade. „Jene entlebten Geschöpfe zu beleben", sagte er, (die Bilder stellen nämlich erlegte Jagdtiere mit landschaftlichen Hintergründen dar), „hatte der außerordentliche Mann sein ganzes Talent erschöpft und die Natur in ihrer Wirkung fast übertroffen."

Später, im Jahre 1792, nach seiner italienischen Reise, hielt er sich wiederum in Düsseldorf auf, und trotz der damals herrschenden großen Vorliebe für die italienische Malerei und trotz seiner eigenen Begeisterung dafür, die nach dem in Italien Gesehenen noch stark in ihm nachklang, verschloß er sich auch diesmal nicht gegen die Schönheiten der niederländischen Maler. Hier konnte er sich nicht der etwas merkwürdigen Ansicht eines seiner Begleiter anschließen, der, als sie aus einem Rubens-Saale traten und die Himmelfahrt Mariae von Guido Reni gerade gegenüber hing, ausrief: „Ist es einem nicht zu Mute, als wenn man aus einer Schenke in gute Gesellschaft käme?"

Im Jahre 1786, im Begriffe die lang ersehnte italienische Reise zu unternehmen, betrat Goethe zum erstenmale das eigentliche Bayern. Von Karlsbad kam er über Eger nach Waldsassen und traf am 4. September morgens 10 Uhr in der von bayerischen Gebietsteilen umschlossenen Reichsstadt Regensburg ein, wo er im Gasthofe „zum weißen Lamm", dem nachmaligen Gasthof „zum Kaiser von Österreich", am Donau-

ufer in der Nähe der Brücke abstieg. Goethe war entzückt über die landschaftliche Lage der Stadt und stellte Vergleiche mit seiner Vaterstadt Frankfurt an, besonders gefiel ihm der Blick auf das gegenüberliegende Stadtamhof. Bald nach seiner Ankunft begab er sich ins Jesuitenkollegium, wo, wie alljährlich, Schauspiele durch Schüler aufgeführt wurden. Die an diesem Tage aufgeführten Stücke waren: „Die sogenannte Menschenliebe, ein bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen", welches „die jetzt so selten gewordene Tugend der Menschenliebe wie in einem Schattenspiel besser als eine Predigt vorstellen" sollte, ferner das Singspiel „der liebloſe Knecht" (nach der Parabel Matthäus 18).

Der Dichter äußert sich sehr anerkennend über die gesehenen Leistungen mit folgenden Worten: „Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten aufs Neue überzeugt. Sie verschmähten nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in abstracto denkt; es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergolder unter sich hat, so sind gewiß auch einige, die sich des Theaters mit Kenntnis und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater." Und weiter sagt er: „Der Jesuiten Tun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Türme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt." Auch die innere Ausstattung und der Reichtum der Kirchen zwingt Goethe Bewunderung ab, und sein schönheitsfrohes Auge und sein künstlerisches Empfinden ward hier in hohem Maße befriedigt und angeregt.

Am 5. September mittags halb 1 Uhr reiste dann Goethe von Regensburg ab und traf am 6. September, an einem Mittwoch, morgens 6 Uhr in München ein. Sein Absteigquartier dort war der „Schwarze Adler", das spätere Hotel Detzer in der Kaufingerstraße, bei dem Weingastgeber Franz Joseph Albert, dem sogenannten „lateinischen Wirt", wo sich

der Dichter unter dem für dieſe Reiſe gewählten Namen Kaufmann Moeller aus Leipzig einlogierte, wie das Wochenblatt vom 13. September 1786 meldete. Allzu milde Lüfte ſcheinen ſchon damals in München nicht geweht zu haben, denn Goethe klagt ſehr über Nebel und Kälte. Den ganzen Tag habe der Wind ſehr kalt vom Tiroler Gebirge her geblaſen, und als Goethe vom Turme, wohl vom Petersturme, dahin ſah, habe er es bedeckt und den ganzen Himmel überzogen gefunden. Um ſo mehr freute er ſich, als gegen Abend noch ein wenig die Sonne auf den alten Turm vor ſeinem Fenſter ſchien. Es war dies der ſogenannte ſchöne Turm, der im Jahre 1807 abgebrochen wurde, und deſſen Nachbildung wir heute noch an dem Hauſe No. 21 der Kaufingerſtraße erblicken können.

Goethes erſter Gang in München galt der Gemäldegalerie, die ſich damals im oberen Stockwerke der nördlichen Arkaden des Hofgartens befand, da, wo jetzt das Muſeum für Abgüſſe klaſſiſcher Bildwerke und das ethnographiſche Muſeum aufgeſtellt ſind. Kurfürſt Karl Theodor hatte im Jahre 1779 dieſen beſcheidenen Galeriebau aufführen laſſen und ihn zur Aufnahme ſämtlicher Bilder der Reſidenz ſowie der Schlöſſer Nymphenburg und Schleißheim beſtimmt. Beſonders intereſſierten und erfreuten Goethe die Skizzen von Rubens, die jetzt in der älteren Pinakothek befindlichen 16 Darſtellungen aus dem Leben der Maria de Medici. Ferner ſpricht er von einem in der Galerie aufgeſtellten Modell der Trajansſäule als von einem Kunſtwerk von höchſter Feinheit. Dieſes etwas über zwei Meter hohe Modell aus Lapis lazuli, mit ſilbernen und vergoldeten Reliefs in getriebener Arbeit, wurde von einem Franzoſen Louis Valadier und einem Deutſchen Balthaſar Hecher von 1774—80 in Rom gefertigt und dort von Karl Theodor 1783 erworben. Jetzt befindet es ſich in der königlichen Schatzkammer in der Reſidenz.

Dem Antikenſaal, dem jetzigen Antiquarium, in der Reſidenz widmete Goethe nur einen flüchtigen Beſuch, weil ſeine Augen auf dieſe Gegenſtände nicht geübt geweſen ſeien. Deſto mehr erfreute ihn das Naturalienkabinet im ehemaligen Jeſuitenkollegium mit den ſchönen Mineralien aus Tirol, die er in kleinen Muſterſtücken ſchon kannte und zum Teil ſelbſt beſaß.

Den Rest dieses wohlausgefüllten Tages benützte Goethe dazu, den mit Knebel befreundeten Maler Franz Kobell aufzusuchen, traf ihn aber nicht zuhause. Mit dem Bruder des Genannten, dem Radierer Ferdinand Kobell, stand Goethe ebenfalls in Verbindung und zeichnete wiederholt nach dessen vorzüglichen Radierungen, so im Jahre 1780 eine Landschaft: Gebirgssee, welche Zeichnung im großherzoglichen Museum zu Weimar anläßlich des deutschen Schriftstellertages im Jahre 1881 ausgestellt war.

Dieser eine kurze Aufenthalt in München (Goethe verließ diese Stadt am nächsten Morgen um 5 Uhr) sollte für ihn der erste und letzte sein, trotz der späteren Beziehungen zu seinem erlauchten Gönner König Ludwig I. Nichtsdestoweniger aber verfolgte der Dichter das künstlerische und wissenschaftliche Leben in Bayern, und besonders in München, bis an sein Ende mit einer Lebhaftigkeit und einer Teilnahme, wie sie nur dem Feuergeiste eines Goethe entspringen konnten. Davon zeugen seine Aufsätze und Besprechungen in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung, wo er seine Eindrücke über Künstler, Gelehrte und Dichter Bayerns veröffentlichte. So finden wir unter anderem im Jahre 1798 eine eingehende Besprechung der Gedichte in Nürnberger Mundart des Stadtflaschners Johann Konrad Grübel.[1])

Goethe schätzte Grübels Gedichte, die nach seiner Meinung Hebels allemanischen Gedichten würdig angereiht werden könnten, sehr hoch. Er schickte sie im Dezember des genannten Jahres an Schiller und schrieb dazu, er hätte mit Freuden Gelegenheit genommen, diese Gedichte zu besprechen, „diese heiteren Darstellungen, die nicht gerade immer den leidigen Schwanz moralischer Nutzanwendung hinter sich schleppen".

Im Jahre 1805 besprach Goethe noch einmal die Gedichte Grübels in dem erwähnten Blatte und sprach sich dabei über deren Dichter folgendermaßen aus: „Er steht in allen seinen Darstellungen und Äußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der

[1]) Grübels Vaterstadt wurde zwar erst einige Jahre später Bayern einverleibt, da dies aber noch zu seinen Lebzeiten geschah, so wird es wohl kein Unrecht sein, ihn zu den bayerischen Dichtern zu zählen.

diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anfoderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein wie ein Glas Wasser."

Ein bayerischer Dichter, mit dem Goethe jahrelang hindurch in Beziehungen stand, war Graf Platen, der im Jahre 1821 durch Knebels Vermittlung die persönliche Bekanntschaft des Dichterfürsten gemacht hatte. Im Laufe der Jahre sandte ihm Platen verschiedene seiner Dichtungen zu, von denen viele Widmungen an ihn enthielten. Goethe sprach sich Freunden gegenüber rückhaltlos über Platens Talent und Geist aus, vermißte jedoch, namentlich in seinen Schauspielen, die Tiefe des Inhalts. In seinen Gesprächen mit Eckermann bedauerte er ernstlich Platens unselige polemische Richtung gegen Immermann und Müllner und wünschte aufs lebhafteste, er möchte doch im Interesse der deutschen Literatur endgültig von dieser so unerfreulichen Bahn ablenken.

Ein überaus reges Interesse brachte Goethe dem am Anfang des 19. Jahrhunderts aufblühenden Steindruck, der Lithographie, entgegen, deren Erfinder Alois Senefelder im Jahre 1806 in München eine lithographische Druckerei errichtet hatte. Goethe war, wie wir aus verschiedenen Mitteilungen ersehen, stets auf dem Laufenden über die neuesten Erzeugnisse dieser Kunst durch Sendungen von dem mit ihm befreundeten Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, dem Präsidenten der Münchener Akademie der Wissenschaften und von dem Oberbibliothekar Freiherr von Aretin. Er äußerte sich stets voll des Lobes über die neuen Erscheinungen. So erregten ganz besonders seine Bewunderung die von dem Lithographen Johann Nepomuk Strixner herausgegebenen Blätter der Randzeichnungen zu dem Gebetbuche Kaiser Maximilians I., deren Originale sich in München in der k. Hof- und Staatsbibliothek befinden. Nicht minder günstig beurteilte er die lithographischen Nachbildungen von Handzeichnungen berühmter Meister aus dem Münchener Kunstkabinette, die neben der erneuten Probe, die sie von Senefelders außerordentlicher Kunst geben, auch noch deshalb schätzenswert seien, weil sie das kunstliebende Publikum mit den so wenig bekannten Schätzen der königlichen Zeichnungensammlung bekannt machten.

Mit dem damaligen Galeriedirektor, Johann Christian von Mannlich, stand Goethe auch in regem geistigen Verkehr; in Briefen an ihn behandelte er des öfteren Kunstfragen, Reform gewisser Einrichtungen, so das massenhafte Zusammenstellen von Kunstwerken in großen Räumen, das den Kunstgenuß oft wesentlich beeinträchtige. Ferner besprach er in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung ein von Mannlich in Kreidemanier lithographiertes „Zeichnenbuch für Zöglinge der Kunst und Liebhaber" und wünschte diesem Werke in jeder Zeichenschule Verwendung wegen seiner Vorzüglichkeit als Vorlagen.

Auch in anderer Weise widmete Goethe seine Gedanken gar oft den Kunstfragen in Bayern. So spricht er z. B. von altdeutschen Gemälden von Matthias Grünewald u. a., die, aus aufgehobenen Klöstern stammend, in Aschaffenburg aufbewahrt würden; Goethe meinte nun, wenn die Überfülle von Kunstschätzen in der Residenzstadt um einiges veringert würde und hier in der Provinz eine Heimstätte fände, so würde dieser wohlgelegene Ort mehr von Fremden besucht.

Eine von Bayern ausgehende Angelegenheit, der Goethe näher trat, darf hier nicht übergangen werden, wenn sie auch nicht zum Abschluß gelangte. Friedrich Immanuel Niethammer, früher Professor der Philosophie und Theologie in Jena, war im Jahre 1807 zum königl. bayerischen Zentral-Schul- und Studienrate beim Ministerium des Innern ernannt worden. In seinem Bestreben, die allgemeine Geistesbildung des Volkes zu heben, faßte er den Plan, ein deutsches Nationalbuch, eine Auswahl des Vorzüglichsten aus dem reichen Schatze unserer klassischen Nationalschriftsteller, ins Leben zu rufen und schlug dem Minister Montgelas vor, zur Zusammenstellung eines solchen Werkes vor allen Goethe heranzuziehen. Mit Montgelas Genehmigung sandte dann Niethammer ein in diesem Sinne abgefaßtes Schreiben am 28. Juni 1808 nach Weimar. Goethe nahm mit großer Teilnahme den Plan auf, so daß sich hierüber ungefähr ein Jahr lang ein eingehender Briefwechsel zwischen beiden Männern entwickelte. Zur Ausführung ist der Plan leider nicht gekommen, es mögen sich ihm wohl nicht zu überwindende Bedenklichkeiten in den Weg gestellt haben.

So entschwanden die Jahre, während deren der greise

Dichter mit unverminderter Teilnahme das geistige und künstlerische Leben in Bayerns Hauptstadt verfolgte, die für ihn im Februar 1827 sehr in den Vordergrund trat, als ihm sein Freund Sulpiz Boisserée mitteilte, seine und seines Bruders Melchior Gemäldesammlung habe König Ludwig von Bayern erworben. Die großartige Sammlung, von den beiden Brüdern Boisserée während langer Jahre mit vielem Verständnis zusammengebracht, bestand aus altdeutschen und altniederländischen Gemälden und war früher in Heidelberg, wo sie Goethe in den Jahren 1814 und 1815 eingehend besichtigt hatte, und später in Stuttgart aufgestellt. Nachdem Verkaufsunterhandlungen mit Berlin, Frankfurt a. M. und Stuttgart sich zerschlagen hatten, kaufte König Ludwig sie aus eigenen Mitteln um 240 000 Gulden an und überwies sie in hochherziger Weise der Staatssammlung. Heute bildet die Mehrzahl der aus der Boisserée-Sammlung stammenden Gemälde einen höchst wertvollen Bestandteil der älteren Pinakothek. Ein kleiner Teil befindet sich in Schleißheim und in Nürnberg im Germanischen Nationalmuseum.

In Stuttgart rief die Nachricht von dem Verkaufe, die der König von Württemberg selbst auf einem Hofballe verkündete, allgemeine Bestürzung hervor, hatte ja doch diese Sammlung neun Jahre lang dort eine der Hauptsehenswürdigkeiten gebildet.

Goethe äußerte sich Sulpiz Boisserée gegenüber hocherfreut über die so wichtige Angelegenheit, sprach dann auch von Boisserées bevorstehender Übersiedelung nach München und schrieb hierüber: „In Ihrem neuen Wohnorte nehmen Sie Theil an den größtbewegten Zuständen, die sich in Deutschland hervorthun. Sagen Sie mir das Nähere nach und nach, wie Sie es für gut finden. Es ist mir viel werth, daß ich in jene Zustände durch Sie einen freieren, reineren Blick gewinne, und wie sollte man an einem solchen Werden und Wirken nicht einen redlichen Theil nehmen?“ In dem Antwortschreiben an Goethe sprach Boisserée mit großer Befriedigung von seinem neuen Wohnorte: „Es gibt wenig Städte, die so viel Hilfsmittel für Kunst- und Alterthumsfreunde bieten, wie München, und was das Wichtigste ist, ist das äußerst thätige, auf alles Edle und Hohe gerichtete Streben

des Königs." Dann berichtete er, mit welch großer Teilnahme der König von Goethe gesprochen und wie er den Wunsch geäußert habe, Deutschlands größten Dichter in München zu sehen.

Bereits am 1. Februar 1826 hatte König Ludwig an Goethe geschrieben: „Es verlangt mich sehr, Göthe'n persönlich kennen zu lernen, auf den mein Teutsches Vaterland mit vollstem Rechte so stolz ist, wenn auf eines Andern Verdienst man stolz seyn darf. Mit offenen Armen soll der Erhabene in München empfangen werden, wollte jedoch derselbe nicht in Bayerns Hauptstadt kommen, so muß ich auf eine andere Weise Rath schaffen, denn versagen kann ich mir die hohe Freude nicht, seine mündliche Bekanntschaft zu machen." Dieser Wunsch des Königs sollte sich leider nicht erfüllen, wohl aber machte er es möglich, daß sich Fürst und Dichter gegenübertraten. König Ludwig, der im Sommer 1827 in Brückenau verweilt hatte, überbrachte nämlich Goethe zu dessen 78. Geburtstage am 28. August persönlich das Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone. Wie sehr der greise Dichter diese hohe Auszeichnung zu würdigen verstand und welche begeisterte Verehrung und Anhänglichkeit er dem Könige bis an sein Ende bewahrte, davon geben die Briefe an seine Freunde beredtes Zeugnis. Nach dem huldvollen Entschlusse des Königs, Goethe selbst in Weimar aufzusuchen, veranlaßte dieser den Kanzler Friedrich von Müller ein den König ehrendes größeres Gedicht in die Zeitschrift: „Kunst und Alterthum" zu liefern, das dann im darauffolgenden Jahre unter dem Titel: „Dem Könige die Muse" mit Erläuterungen von Goethe erschien.

Als im September 1827 eine Ärzte- und Naturforscherversammlung in München abgehalten wurde, hatte Goethe wiederum Gelegenheit durch Freunde, die daran teilnahmen, viel von seinem hohen Gönner zu hören. Besonders der Komponist Karl Friedrich Zelter von Berlin, der sich zwar, wie er sich selbst ausdrückte, als Musiker bei dieser Versammlung wie Saul unter den Propheten vorkam, und der Naturforscher Kaspar Maria Graf von Sternberg sandten ihm ausführliche Berichte über diesen Kongreß, über ihre Eindrücke in München und wie man seiner dort gedacht hatte. Alles verfolgte Goethes ewig junger Geist mit regstem Interesse und großer Freude.

Weitgehenden Einblick in die Münchener Verhältnisse gewann er hauptsächlich durch die Briefe von Sulpiz Boisserée. Dieser schilderte ihm vor allem den hohen und edlen Sinn des Königs und den segensreichen Einfluß, den dieser Fürst auf Kunst und Wissenschaft ausübte. Die Ideen des Königs seien großartig, und zu ihrer Ausführung ziehe er stets die besten und ausgezeichnetsten seiner Leute heran. Ein solcher Fürst müsse erhebend und bildend auf seine Zeit einwirken; durch die großen Aufgaben, die er stelle, gebe er dem Talent Gelegenheit zur Entfaltung; in dem regen Leben, das er hervorrufe, würden sich die Geister wechselseitig erziehen. Durch Boisserée lernte Goethe den Plan der Walhalla kennen, durch ihn konnte er den Bau der Allerheiligen-Hofkirche verfolgen, ebenso das Fortschreiten des Baues der Pinakothek, die Fertigstellung der Glyptothek und so vieles andere, was München seinem kunstsinnigen Könige zu danken hatte. Auch die Erwerbung der Vasensammlung des Prinzen Murat in Neapel vernahm Goethe aus den Briefen Boisserées, welch letzterer ebenfalls hochbefriedigt sich über die Reorganisation der Universität und der Akademie der Wissenschaften äußerte. Als das neueste im damaligen Münchener Kunstleben erwähnte er die Gemälde, die der Oberst Karl Wilhelm Freiherr von Heideck aus Griechenland mitgebracht habe, worauf ihm Goethe erwiderte, daß er von allen Seiten viel rühmliches über diese Gemälde gehört hätte.

Eine sehr interessante und eingehende Schilderung sandte Boisserée seinem Freunde Goethe im September 1830 über das Oberammergauer Passionsspiel. Er sei mit nicht allzugroßen Hoffnungen hingegangen, habe jedoch höchste Befriedigung gefunden. Bühne und Darstellung, kurz alles habe ihm ganz außerordentlich gefallen. Dabei rühmte er auch die Uneigennützigkeit der Darsteller, die ohne jeden Entgelt mitwirkten. Die Gemeinde bestreite die Unkosten, zöge aber auch den Gewinn ein, um den Überschuß, der in günstigen Jahren 2000—3000 Gulden betragen möge, wohltätigen Anstalten zuzuwenden. Über diese Schilderung war Goethe hocherfreut und veröffentlichte sie in der von seiner Schwiegertochter gegründeten Zeitschrift „Chaos".

Um nun wieder auf König Ludwig zurückzukommen, so

ſei hier eine Tat erwähnt, die mehr als Worte ausdrückte, wie ſehr der kunſtliebende Monarch den Dichter verehrte. Im Mai 1828 ſandte er nämlich ſeinen Hofmaler Joſeph Stieler nach Weimar, um den damals nahezu 79-jährigen Goethe malen zu laſſen. In dem Begleitſchreiben, das der König dem Künſtler mitgab, ehrte er den Dichter mit folgenden Worten: „Ein wohlgetroffenes Bildnis des Königs der Teutſchen Dichter zu beſitzen iſt ein von mir lange gehegter Wunſch; darum, und darum allein ſchicke ich meinen Hofmaler Stieler nach Weimar". Dann, des Aufenthaltes in Weimar gedenkend, fuhr er fort: „Wie kurz! wie äußerſt kurz nur! genoß ich Ihres lehrreichen Umgangs, aber Augenblicke mit Göthe zugebracht wiegen Tage, wiegen Monate auf. Die mit Ihnen verlebte Zeit iſt keine Vergangenheit geworden, ſie bleibt als ewig erfreuende Gegenwart. Einzig, unvergleichbar, erhaben über alle ragt Göthe. Möchte derſelbe noch lange unſerem Teutſchen Vaterlande zur Zierde zum Ruhme erhalten bleiben."

Als Probe ſeiner Kunſt brachte Stieler das lebensgroße Bildnis der ſchönen Charlotte von Hagn, Hofſchauſpielerin in München, mit. Goethe zeigte das Bild der reizenden Künſtlerin Eckermann und meinte: „Nicht wahr, das iſt der Mühe wert? Stieler war gar nicht dumm! Er brauchte dieſen ſchönen Biſſen bei mir als Lockſpeiſe, und indem er mich durch ſolche Künſte zum Sitzen brachte, ſchmeichelte er meiner Hoffnung, daß auch jetzt unter ſeinem Pinſel ein Engel entſtehen würde, indem er den Kopf eines Alten malte."

In dieſe Zeit fiel leider der jähe Tod von Goethes Freund und Gönner, dem Großherzog Karl Auguſt, der auf der Rückreiſe von Berlin nach Weimar zu Graditz bei Torgau am 14. Juni 1828 einem Schlaganfalle erlag. Durch dieſen Trauerfall, der den Dichter aufs tiefſte erſchütterte, wurde die Ausführung des Bildes etwas hinausgeſchoben, und Stieler konnte erſt am 6. Juli von Weimar abreiſen. Dieſes Goethebildnis, das beſte und ſchönſte, das wir von dem Dichter aus ſeinem ſpäteren Lebensalter beſitzen, bildet jetzt eine Zierde der neuen Pinakothek. Es zeigt uns Goethe in halber Figur, das geiſtvolle Geſicht dem Beſchauer ganz zugewandt, in der rechten Hand ein Blatt Papier haltend mit Verſen aus dem Gedichte des Königs Ludwig: „An die Künſtler". Ein Jahr

ſpäter fertigte Stielers Neffe Friedrich Dürck im Auftrage des Königs eine Kopie davon für Goethe an, die dieſem von Stieler im Juni 1829 überſandt wurde und ihm eine außerordentliche Freude bereitete.

Zwei Monate ſpäter wurde Goethe durch einen Brief des Königs erfreut, der mit den Worten beginnt: „Verſagen kann ich mir es nicht meinen Glückwunſch an Ihrem achtzigſten Geburtstage darzubringen, das ein Feſt iſt für ganz Teutſchland, dem eigentlich dazu Glück gewünſcht werden ſollte. Unerreicht ſteht Göthe da, und auch darin einzig, daß im achtzigſten Jahre noch ſein Geiſt kraftvoll wirkt; daß dieſes im Hundertſten der Fall ſey, iſt das Beſte, was ich Ihnen wünſchen kann, wie daß Sie auch dann noch das Ausſehen haben mögten welches ich Ihnen an Ihrem achtundſiebzigſten fand (dem mir ewig unvergeßlichen Tag), keinen Greiſen, einen ſtattlichen Mann ſah ich.“ Als Geſchenk überſandte der König an dieſem Tage den Gipsabguß von dem in der Glyptothek befindlichen Torſo eines Niobiden, wofür ſich Goethe Tags darauf hocherfreut bedankte. Weniger entzückt davon mag aber der täglich bei Goethe ſeine Geſchicklichkeit im Raſieren zeigende Friſeur Kirchner geweſen ſein, der an dieſem Tage als Neuigkeit erzählte: „Der König von Bayern habe Goethe einen Mann ohne Kopf und Arme geſchickt; die würden aber wohl noch nachkommen.“

In einem am 26. März 1829 von Rom aus datierten Briefe ſchreibt der König in Erinnerung an des Dichters Aufenthalt in der ewigen Stadt: „Herr Staatsminiſter das Vergnügen kann ich mir nicht verſagen aus *unſerem* Rom Ihnen zu ſchreiben, wo ich immer an Sie denke.“ Er komme täglich an dem Hauſe vorüber, „in welchem Teutſchlands Dichterkönig gewohnt hat, in der Via Siſtina“, da er in deſſen Nähe den Giardino di Malta erworben habe. „Ein wohlthuendes Gefühl, in Rom ein Haus ſein nennen zu dürfen, und aus demſelben eine Ausſicht zu genießen wegen der wir uns nicht gereuen ließen weit zu gehen. Aus dem Fenſter, an welchem ich dieſes ſchreibe ſehe ich die Peterskirche und meiner an dieſes Cabinett ſtoßenden Teraſſe gegenüber liegt der Quirinal, unter mir der größte Theil der einſtmaligen Hauptſtadt der Welt. Erfreulich: in ſeinem eignen Garten

in freyer Erde wurzelnd zu dem freyen Himmel ragend ‚aus dunklem Laub die Gold Orangen glühen' zu ſehen." Wenn auch die Stadt viel verloren habe, ſo bleibe ſie dennoch „das ewig einzige Rom", „kein zweytes Rom, kein zweyten Göthe wird es geben." In den zwölf Jahren, in denen er nicht dort geweſen ſei, habe er ſich ſehr danach geſehnt, nun, da er dort einheimiſch geworden ſei, genieße er mit Ruhe. „Von des Thrones Kette habe ich mich für einige Zeit befreyt, lebe als Privatmann glücklich. Künſtler ſind meine Tiſchgäſte."

Goethe teilte dieſen Brief Eckermann mit und ſprach ſich bei dieſem Anlaſſe auch über die Gedichte des Königs aus. „In der Form und Behandlung", meinte der Dichter, „hat er viel von Schiller, und wenn er nun in ſo prächtigem Gefäße uns den Gehalt eines hohen Gemüts zu geben hat, ſo läßt ſich mit Recht viel Treffliches erwarten."

Zum Zeichen ſeiner Verehrung widmete dann Goethe dem Könige Ludwig am 18. Oktober 1829 ſeinen Briefwechſel mit Schiller und fügte dieſer Zueignung ein tief empfundenes Begleitſchreiben bei.

Als Karl Friedrich von Conta, großherzoglich ſächſiſcher Landes-Direktionspräſident, im Jahre 1830 in München anweſend war und vom König empfangen wurde, erkundigte ſich dieſer lebhaft nach Goethe und ſagte, ſein ſehnlichſter Wunſch wäre, dieſen einmal in München zu haben, und er hoffe zuverſichtlich der Dichter möge 100 Jahre alt werden. „Überhaupt", ſchreibt Conta, „macht ſich der Wunſch, Sie in München zu ſehen, in den weiteſten Kreiſen geltend. Oberbergrath Kleinſchrod vor allem ſprach ſich auch darüber aus."

Kleinſchrod hatte eine innige Verehrung für Goethe, die er wiederholt äußerte. Wo es ihm möglich war, dieſem bei ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten durch Überſendung von Verſteinerungen behilflich zu ſein, oder auch mit ſeltenen Mineralien ihm eine Freude zu machen, war er ſtets bei der Hand, ſo daß Goethe oft des hilfreichen Freundes gedenkt. Manches wertvolle und ſeltene Stück der großen Mineraliensammlung, die Goethe hinterlaſſen hat, verdankte er der Fürſorge Kleinſchrods.

Von anderen Münchener Größen in Kunſt und Wiſſenſchaft ſtanden mit Goethe in Verkehr: Cornelius, Klenze,

Martius, Ringseis, Schelling, Thiersch und ganz besonders Stieler.

Nach Stielers Abreise von Weimar im Sommer 1828 entwickelte sich zwischen ihm und Goethe ein ziemlich reger Briefwechsel. Goethe ist voll ungeschwächtem Interesse für das Leben in München und schreibt u. a.: „Sie können sehen, wie sehr ich mich recht in die Mitte von München wünschte. Die Hoffnung, von Ihro Majestät großer gesegneter und unermüdeter Thätigkeit unmittelbar zu vernehmen, mit den tiefdenkenden und frohwirkenden Männern mich zu unterhalten, mich und mein Bestreben gefördert zu sehen, würde mir eine wahre Glückseligkeit bereiten." — Nach all den Künstlern und Gelehrten erkundigte er sich und zeigte sich dankbar besorgt über die Zusendungen verschiedener Art, die er von dort erhalten hatte. So sandte ihm der Astronom Franz von Gruithuisen eine seiner Schriften zu, der Maler und Direktor der Zentralgemälde-Galerie Johann Georg von Dillis erfreute ihn durch Übersendung seiner hübschen Radierungen und vieles andere mehr.

In keiner anderen größeren Stadt Deutschlands besaß Goethe so viele Freunde und Bekannte, wie in München, es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er selbst dortige Geschäftsleute für Gegenstände heranzog, die er in dem kleinen Weimar nicht erhalten konnte. So bestellte er durch Stieler bei einem dort ansässigen Optiker Namens Nickel, Instrumente zu seinen Studien über die Farbenlehre, da dieser, wie er an Stieler schrieb, eine Geschicklichkeit wie kein zweiter besitze.

Zum Schlusse sei noch eines jungen Münchener Künstlers gedacht, zu dem der greise Dichter in besonders lebhaften Beziehungen stand, und dessen Talent ihm so manche frohe und erhebende Stunde bereitete. Es ist dies Eugen Neureuther (1806 in München geboren, 1882 gestorben), der in seiner Art einzige Zeichner und Illustrator. Neureuther wurde von Cornelius im Jahre 1826 ermuntert und veranlaßt, Goethes Gedichte zu illustrieren, und Cornelius selbst war es, der dem Dichter einige dieser Zeichnungen zusandte. Die Blätter fanden Goethes vollen Beifall, sowohl der geistreichen Ideen als auch der genialen Ausführung halber. Zwei Jahre später traten Dichter und Künstler in Brief-

wechsel zu einander, und zwar überraschte Cornelius den jungen Neureuther, als dieser bei ihm zu Gaste war, mit dem ersten Briefe aus Weimar. Diese Zeilen drückten dem Künstler die unverhohlene Anerkennung aus über die Randzeichnungen, die er zu Goethes Balladen und Romanzen gefertigt hatte, und die, wie Goethe sich äußerte, „gleich einer Melodie jedes Gedicht auf die wundersamste Weise begleiten". Doch nicht nur durch Worte aufmunternd, auch in anderer Weise nahm Goethe sich Neureuthers an. Durch ihn wurde sein Verleger Cotta, der in jener Zeit gerade bei ihm sich in Weimar aufhielt, auf das junge Talent aufmerksam gemacht, und Cotta übernahm den Verlag der nach Goethes Vorschlag in Lithographie vervielfältigten Randzeichnungen. Damit war Neureuthers Name bekannt geworden, und nie in seinem Leben hat sich die Dankbarkeit und Verehrung, die ihn für seinen Gönner in Weimar erfüllten, verringert. Aber auch der greise Dichter verfolgte Neureuthers Arbeiten bis an sein Lebensende mit großer Spannung und Teilnahme.

Seinen Freunden Boisserée und Zelter gegenüber sprach er sich voll wärmsten Lobes über den Künstler aus; durch ersteren ließ er ihn sogar um eine Randzeichnung zu der Parabel: „Die Originale" bitten. Im Frühjahr 1831 kam Neureuther diesem Wunsche nach und übersandte ihm eine aquarellierte Federzeichnung, wofür ihm Goethe mit herzlichen Worten dankte. „Hätte ich mir nur von ferne träumen lassen", schrieb er ihm, „daß ich Sie zu einem Bilde aufforderte, wie ich solches eben von Ihnen empfange, so hätte ich mir es gewiß nicht ausgebeten; ich dachte mir es zwar so geistreich, durchdringend bedeutend, aber auch in Form und Behandlung wie Ihre herausgegebenen Blätter, denen ich es in Gedanken hinzufügte. Nun aber überbieten Sie alle meine Erwartungen und sollen deshalb höchlich gepriesen sein."

Im November desselben Jahres kam Goethe noch einmal darauf zurück, indem er dem Künstler schrieb, er könne ihm versichern, daß die kolorierte Zeichnung, die er ihm verdanke, immerfort von geistreichen Männern bewundert und zu guter Stunde entziffert werde. „Lassen Sie mich", fuhr er dann fort, „so lange wir zusammen auf der Oberfläche dieses Erdballs wirken, Teil nehmen an allen ihren glück-

lichen Kunsterzeugnissen, so wie an den, wie ich wünsche, vorteilhaften Ereignissen Ihres Lebens."

Den letzten Brief an Neureuther schrieb Goethe am 28. Februar 1832, nachdem ihm jener das erste Heft einer neuen Publikation, der „Randzeichnungen zu den Dichtungen der deutschen Klassiker" zugesandt hatte. An der Spitze dieses Heftes befinden sich zwei Blätter zu dem Gedichte des Königs Ludwig: „An die Künstler", die Goethe zu folgenden Worten veranlaßten: „Die Glorie (und man darf die Fülle so nennen, womit Sie das königliche verehrungswürdige Gedicht zu umgeben gewußt) ist höchst würdig und herrlich. Ich bewundere die ganz eigene weite Konzeption, so wie die gehörige Ausführung. Das Unerwartete ist richtig gedacht und, bis ins Einzelne, sinnig, ohne Pedanterie durchgeführt. Was ließe sich hierüber nicht alles noch sprechen und auslegen!" — Auf andere Blätter übergehend, schloß Goethe: „In allen diesen Blättern, wie in den früheren, findet sich kein Zug, der nicht gefühlt wäre, und selbst die Elemente, die Sie zu Ihren Schöpfungen genialisch zusammenrufen, verwandeln sich einer zwar phantastischen, durchaus aber geistreichen Natur gemäß. Ich bin sehr verlangend auf die Folge; denn bisher mußt' ich mir immer sagen: Ihre Werke bestechen mich, indem Sie meine verschiedensten Erzeugnisse auf eine wunderbare Art, in einer eigenen Sphäre, zu einem eigenen seltsamen Leben befördern."

Leider sollte sich Goethes Verlangen nicht erfüllen, denn kaum vier Wochen darauf, am 22. März 1832, schied er aus dem Leben. — Vergessen aber haben ihn seine Münchener Freunde nicht, am allerwenigsten sein erhabener Gönner König Ludwig, der Goethes Büste in seine Ehrenhalle deutscher Männer, in die Walhalla, aufnehmen ließ, und ihm in seiner Schrift „Walhallas Genossen" die Worte weihte: „Lange entschied in der Kunst und Dichtung großem Gebiete Goethes Ausspruch, und wurde gleich in der Zeit, in welcher jedes Hohe zu erniedrigen getrachtet worden, versucht, ihn zu verkleinern, so wird dennoch sein Ruhm fort während über alles glänzend ragen, wenn sie mit ihrem ganzen Treiben längst schon in Vergessenheit wird versunken sein."

Nicht minder würdigte den großen Dichter König Ludwigs

Nachfolger, König Maximilian II., der während seiner Anwesenheit in Frankfurt a. M. bei Gelegenheit des deutschen Fürstentages, am 2. September 1863 das kurz vorher vom Freien Deutschen Hochstifte erkaufte Goethehaus, in Begleitung seines damaligen Bundestagsgesandten Freiherrn von der Pfordten, mit seinem Besuche beehrte, von den Absichten des Hochstiftes Einsicht und Kenntnis nahm und an demselben Tage einen namhaften Beitrag zur Ankaufssumme gewährte.

Ein sichtbares Zeichen seiner Verehrung für Goethe, hat König Ludwig II. seiner Residenzstadt hinterlassen, indem er in seinen ersten Regierungsjahren dem Dichter ein Denkmal setzen ließ, das an dessen 120. Geburtstage, am 28. August 1869, enthüllt wurde.

Und mit dem Schlusse des Jahrhunderts hat ein Enkel König Ludwig I. von Bayern, Prinz Ludwig, seine Teilnahme für Goethe dadurch bewiesen, daß er das Protektorat über die Münchener Zweiggenossenschaft des Freien Deutschen Hochstiftes übernahm, das sich seine Heimstätte in dem Geburtshause des Dichterkönigs geschaffen hat.

So ranken sich die Beziehungen, die Goethe zu seinen Lebzeiten in Bayern gefunden, frisch und grün ins neue Jahrhundert hinein. Und wenn auch heute in Deutschland der Kultus mit dem Namen Goethe von manchen vielleicht zu weit getrieben wird, so ist doch das Wort Königs Ludwig zur Wahrheit geworden: „Über alles fort während ragt glänzend sein Ruhm."

Der Einfluß des klassischen Altertumes auf den Bildungsgang des jungen Goethe.

Von Dr. Robert Hering in Frankfurt a. M.

„Wäre Deutschland bloß an der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eigenen Kultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserem Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen."

Mit diesen Worten berührt Herder in seinen Fragmenten[1]) eine schon vielfach aufgeworfene Frage. Gibt es überhaupt eine autochthone Kultur? Hat nicht vielmehr jedes Volk eine Unzahl fremder Elemente in sich aufgenommen, aufnehmen müssen, die es nun in eigener Arbeit sich zurecht machen muß?

Und doch wird man bei dem Jünger Rousseaus diesen Seufzer begreiflich finden, selber schwer beladen mit einer Masse, zum Teil noch unverarbeiteter Bildungsstoffe sehnte auch Herder sich nach einfachen Verhältnissen, nach der Natur. Wie dort im Großen bei seinem Volke suchte auch er selber nach dem eigenen Ich, das unter dem Wuste der Kultur fast erdrückt zu werden schien. Und jeder, der im Getriebe des geistigen Lebens steht, und etwas mehr als den engen Kreis, auf den sich sein Leben beschränkt, zu überblicken vermag, wird ihm diese Pein nachfühlen, aber auch verstehen, daß niemand fremder Zutaten entraten kann, daß Resultate, die von anderen, wenn auch unter anderen Voraussetzungen erzielt wurden, von jedem späteren unter den seiner eigenen Existenz gemäßen Bedingungen erworben und verwertet werden müssen.

Welche Wirkung nun die Rezeption einer dem eigenen Volke von Haus aus fremden Kultur bei einer harmonischeren Natur, als sie Herdern verliehen war, ausgeübt hat, bestimmter ausgedrückt, in welcher Weise das klassische Altertum auf den

[1]) Herders sämtliche Werke. Herausg. von Suphan 1, 367.

jungen Goethe gewirkt, und was er sich von ihm zu eigen gemacht hat, wollen diese Zeilen untersuchen.

Bei einer so hervorragenden Persönlichkeit wie der Goethes und bei der Bedeutung, die dem antiken, d. i. dem griechisch-römischen Bildungsstoffe überhaupt für unser gesamtes geistiges Leben, nun einmal nicht abzusprechen ist, kann die Behandlung dieser Frage auch einen aktuellen Wert in Anspruch nehmen. Gewiß ist schon viel über das Verhältnis Goethes zum klassischen Altertume geschrieben worden, in zahlreichen Schulprogrammen besonders ist das Verhältnis der Goetheschen zur klassischen Iphigenie beinahe bis zum Überdruß besprochen worden. Diese Seite soll also hier nicht berührt werden, ebensowenig fühle ich mich berufen und im stande, neues Material beizubringen und zu untersuchen, bei welchem einzelnen Ausspruch Goethes etwa ein antiker Anklang anzunehmen ist; das Material betrachte ich als gegeben, mir kommt es darauf an in großem Zusammenhange einmal zu zeigen, welchen Einfluß die Kenntnis des klassischen Altertums auf den Bildungsgang des jungen Goethe ausgeübt hat. Ich beschränke mich wie gesagt auf den jungen Goethe, und zwar auf den Goethe bis zur Übersiedelung nach Weimar, also auf die Zeit des Werdens, die ja für den zu großem Berufenen von ausschlaggebender Wichtigkeit ist. Dabei sollen die Jugendwerke des Dichters im weitesten Sinne selbst herangezogen werden und im Anschluß an sein Leben auf ihren antiken Gehalt untersucht und gewertet werden, Dichtung und Wahrheit kommt nur in zweiter Linie in Betracht, einmal um dort, wo die erste Quelle versagt, und das wird meistens rücksichtlich biographischer Einzelheiten der Fall sein, auszuhelfen, dann aber um unsere auf anderem Wege gefundenen Resultate zu prüfen. Denn bei aller Achtung vor Goethes gutem Gedächtnisse ist doch die Möglichkeit späterer Zutaten nicht abzuweisen, schon weil die Form der Selbstbiographie, also „Dichtung und Wahrheit" die Arbeit des alten Dichters ist.

Den ersten Unterricht erhielt das Kind vom Vater selbst. Der Herr Rat hatte auch in Bezug auf die Erziehung seine eigenen Ansichten und erprobte sie an seinen Kindern. Goethe bekennt in Dichtung und Wahrheit,[2]) er habe das Lateinische

[2]) Buch 6. Werke, Weimarer Ausgabe (= W.) 27, 40.

gelernt wie das Deutſche, Franzöſiſche und Engliſche, nur durch den Gebrauch, ohne Regeln und Begriffe. Grammatik mißfiel ihm, weil er ſie als willkürliches Geſetz anſah, die Regeln ſchienen ihm lächerlich, weil ſie durch ſo viele Ausnahmen aufgehoben würden, die er alle wieder beſonders lernen ſollte. Nur dem gereimten Lateiner[3]) wußte er angenehme Seiten abzugewinnen, die Memorierverſe ſang und trommelte er ſich gern vor, und machte ſicher ſeinem Lehrer nicht den Verdruß, den der Magiſter in Klingers leidendem Weib, der auch nach dieſem Buche unterrichtete, an ſeinem Schüler erlebte.[4]) Wir würden auch wirklich in dem erhaltenen Schulhefte, den ſog. labores juveniles[5]) vergeblich nach Paradigmen und rein grammatiſchen Übungen ſuchen, kleine Aufſätze, Dialoge und ſonſtige ſelbſtändige Übungen finden wir; die Angabe in Dichtung und Wahrheit, daß Comenius' orbis pictus,[6]) als frühſtes Übungsbuch gedient habe, findet durch das Schulheft des Knaben ſeine Beſtätigung. Zu dem bei Comenius gleich am Eingange ſtehenden Dialog zwiſchen Lehrer und Schüler finden ſich im Schulhefte des Dichters viele Gegenſtücke.

Die Grammatik wurde, wie geſagt, überſprungen, der Knabe behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn und bediente ſich der lateiniſchen Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwätzen, eine Methode, die auch heute wieder angewandt wird, nur muß man bedenken, daß damals der ganze Hochſchulbetrieb auf der lateiniſchen Sprache beruhte; faſt ausnahmslos wurden die Kollegien in lateiniſcher Sprache geleſen, die Vorbereitung zur Hochſchule mußte alſo ungleich höheren Wert auf die Beherrſchung der lateiniſchen Sprache legen. Auch für einen Juriſten, der Goethe einmal nach dem Wunſche des Vaters werden ſollte, war die genaue Kenntnis des Lateiniſchen un-

[3]) Cellarius, Latinitatis liber memorialis 1755 (in dem Vergantungskatalog der Bibliothek des Herrn Rat Goethe S. 19 unter den Werken in 8° als Nr. 9 angeführt).

[4]) 1. Akt 1. Szene. Leipzig 1775. S. 14.

[5]) Weismann, Aus Goethes Knabenzeit 1757—59. Frankfurt a. M. 1846.

[6]) Joh. Amos Comenii orbis sensualium picti pars prima etc. Noribergae 1720, S. 2. Invitatio. (Herr Rat beſaß eine Ausgabe von 1755. Kat. S. 39.)

umgänglich nötig, so ist es auch zu erklären, wenn das künftige Fachstudium schon in die Schularbeiten des Knaben seine Schatten mehr zurückwirft, als wir es heute billigen würden. Indem der Knabe aus den Leipziger Novellen[7]), einem damals bekannten juristischen Buche, Phrasen übersetzte, eignete er sich schon frühe Fachausdrücke an und übte sich im Gebrauche der lateinischen Sprache.

Natürlich werden auch die klassischen Autoren nicht vernachlässigt sein, im allgemeinen scheint es, als ob ihre Kenntnis besonders durch Sammelwerke übermittelt wurde, wie z. B. die acerra philologica, mit ihren 200 auserlesenen nützlichen und denkwürdigen, aus den berühmtesten lateinischen und griechischen Skribenten zusammengetragenen Historien.

Auch Horaz[8]) muß frühzeitig bevorzugt gewesen sein, Niederschläge aus seinen Werken, besonders den Satiren, die der Knabe mit „Scherzgedichten" verdeutscht, finden sich vielfach, so kehren z. B. in einem Dialoge Redensarten und Bilder aus ihnen wieder, auf deren Kenntnis der Knabe sich ungemein viel zugute getan haben muß.[9]) Im letzten Goethejahrbuche sind zwei neuaufgefundene Blätter aus den Übungsheften des Knaben veröffentlicht, die beide sehr gut die Art des Unterrichtes, den der Knabe genoß, kenntlich machen. Auf dem einen Blatte wird eine Schilderung des Fronleichnamsfestes gegeben, die sicher im Anschlusse an eine eben gesehene Prozession erfolgt ist. Der Vater ließ den Knaben seine Erinnerungen in lateinischer Sprache niederschreiben, was dieser auch tat, unter Wahrung seines protestantischen Standpunktes, der noch deutlich die väterliche Belehrung erkennen läßt. Auch das andere Blatt ist bezeichnend. Der Knabe erzählt hier, gleichfalls deutsch und lateinisch die Sage von Phaeton, der den Sonnenwagen aus dem Geleise zu bringen drohte, so daß ihn Jupiter in den Abgrund schleuderte. Es hat einen eigentümlichen Reiz den Knaben mit diesem Stoff beschäftigt zu sehen, die Fäden spinnen sich ganz von selbst

[7]) Weismann, S. 23.

[8]) In der Bibliothek des Herrn Rat befanden sich Horaz' Gedichte in zwei Bänden, Kassel 1749 (jedenfalls eine Übersetzung), sowie vitae Horatii Flacci, Ovidii Nasonis etc. Lugd. 1708. Kat. S. 27.

[9]) Weismann, S. 35.

zum ſpäteren Stürmer und Dränger hinüber, der auch die Welt aus den Fugen reißen wollte, aber doch noch rechtzeitig, am Abgrunde vorbei, ins rechte Geleiſe kam. Dieſer Aufſatz wurde ſicher im Anſchluß an die Betrachtung eines Blattes aus den Kunſtſammlungen des Vaters niedergeſchrieben. Es zeigt ſich hier ſo recht, wie der Sinn des Dichters, vom Gegenſtändlichen auszugehen, früh vom Vater durch ſeine Lehrmethode geweckt und genährt wurde. Der Wert ſolcher Betrachtungen aus Kunſtblättern iſt nicht zu unterſchätzen und bei der Frage, wodurch dem Dichter Motive aus der alten Welt übermittelt wurden, von ganz beſonderer Bedeutung; das Beſchauen ſolcher Bilder iſt mindeſtens dem Studium der Werke von Klaſſikern ſehr zu Hilfe gekommen, in vielen einzelnen Fällen können wir auch ſpäter noch den Eindruck eines Bildes, wenn auch nicht als erſte, ſo doch als eindrucksvollſte Quelle nachweiſen. Und das war bei den Sammlungen des Vaters auch nur natürlich.

Schon im Treppenhauſe grüßten den Knaben die römiſchen Proſpekte, deren der reife Dichter ſich noch in Italien erinnert. Der lehrfrohe Vater wird aus eigener Anſchauung die Bilder in der Phantaſie des Knaben belebt haben. Auch im Gemäldekabinet bot ſich ihm reichlich Gelegenheit, an den ovidiſchen Darſtellungen von Tiſchbein z. B.[10]) die zu Grunde liegenden Handlungen der alten Schriftſteller zu erzählen.

Und als dann im Manſardenſtübchen des Dichters Seekatz und Genoſſen ihr Atelier aufſchlugen, um für den Königsleutnant zu arbeiten, ſah auch der Knabe Iphigeniens Abſchied und Opferung und Odyſſeus unter den Töchtern des Lykomedes und Hektors Abſchied auf die Leinewand gezaubert.[11])

Daneben wurden natürlich auch Überſetzungen und Bearbeitungen herangezogen. So wiſſen wir, daß der Knabe Fénélons Telemach in der Neukirchſchen Ausgabe kennen lernte. Bei ſeiner Tante, der Frau des Pfarrers Stark, machte er auch die erſte Bekanntſchaft mit Homer und zwar in einer proſaiſchen Bearbeitung. Sein Großonkel Loën war Herausgeber einer

[10]) Hüsgen, Nachrichten von Frankfurter Künſtlern und Kunſtſachen. Frankfurt a. M. 1780, S. 334.

[11]) M. Schubart, Franoçis de Théas, comte de Thorane, Goethes Königslieutenant. München 1896. S. 121 f.

umgänglich nötig, so ist es auch zu erklären, wenn das künftige Fachstudium schon in die Schularbeiten des Knaben seine Schatten mehr zurückwirft, als wir es heute billigen würden. Indem der Knabe aus den Leipziger Novellen[7]), einem damals bekannten juristischen Buche, Phrasen übersetzte, eignete er sich schon frühe Fachausdrücke an und übte sich im Gebrauche der lateinischen Sprache.

Natürlich werden auch die klassischen Autoren nicht vernachlässigt sein, im allgemeinen scheint es, als ob ihre Kenntnis besonders durch Sammelwerke übermittelt wurde, wie z. B. die acerra philologica, mit ihren 200 auserlesenen nützlichen und denkwürdigen, aus den berühmtesten lateinischen und griechischen Skribenten zusammengetragenen Historien.

Auch Horaz[8]) muß frühzeitig bevorzugt gewesen sein, Niederschläge aus seinen Werken, besonders den Satiren, die der Knabe mit „Scherzgedichten" verdeutscht, finden sich vielfach, so kehren z. B. in einem Dialoge Redensarten und Bilder aus ihnen wieder, auf deren Kenntnis der Knabe sich ungemein viel zugute getan haben muß.[9]) Im letzten Goethejahrbuche sind zwei neuaufgefundene Blätter aus den Übungsheften des Knaben veröffentlicht, die beide sehr gut die Art des Unterrichtes, den der Knabe genoß, kenntlich machen. Auf dem einen Blatte wird eine Schilderung des Fronleichnamsfestes gegeben, die sicher im Anschlusse an eine eben gesehene Prozession erfolgt ist. Der Vater ließ den Knaben seine Erinnerungen in lateinischer Sprache niederschreiben, was dieser auch tat, unter Wahrung seines protestantischen Standpunktes, der noch deutlich die väterliche Belehrung erkennen läßt. Auch das andere Blatt ist bezeichnend. Der Knabe erzählt hier, gleichfalls deutsch und lateinisch die Sage von Phaeton, der den Sonnenwagen aus dem Geleise zu bringen drohte, so daß ihn Jupiter in den Abgrund schleuderte. Es hat einen eigentümlichen Reiz den Knaben mit diesem Stoff beschäftigt zu sehen, die Fäden spinnen sich ganz von selbst

[7]) Weismann, S. 23.

[8]) In der Bibliothek des Herrn Rat befanden sich Horaz' Gedichte in zwei Bänden, Kassel 1749 (jedenfalls eine Übersetzung), sowie vitae Horatii Flacci, Ovidii Nasonis etc. Lugd. 1708. Kat. S. 27.

[9]) Weismann, S. 35.

zum ſpäteren Stürmer und Dränger hinüber, der auch die Welt aus den Fugen reißen wollte, aber doch noch rechtzeitig, am Abgrunde vorbei, ins rechte Geleiſe kam. Dieſer Aufſatz wurde ſicher im Anſchluß an die Betrachtung eines Blattes aus den Kunſtſammlungen des Vaters niedergeſchrieben. Es zeigt ſich hier ſo recht, wie der Sinn des Dichters, vom Gegenſtändlichen auszugehen, früh vom Vater durch ſeine Lehrmethode geweckt und genährt wurde. Der Wert ſolcher Betrachtungen aus Kunſtblättern iſt nicht zu unterſchätzen und bei der Frage, wodurch dem Dichter Motive aus der alten Welt übermittelt wurden, von ganz beſonderer Bedeutung; das Beſchauen ſolcher Bilder iſt mindeſtens dem Studium der Werke von Klaſſikern ſehr zu Hilfe gekommen, in vielen einzelnen Fällen können wir auch ſpäter noch den Eindruck eines Bildes, wenn auch nicht als erſte, ſo doch als eindrucksvollſte Quelle nachweiſen. Und das war bei den Sammlungen des Vaters auch nur natürlich.

Schon im Treppenhauſe grüßten den Knaben die römiſchen Proſpekte, deren der reife Dichter ſich noch in Italien erinnert. Der lehrfrohe Vater wird aus eigener Anſchauung die Bilder in der Phantaſie des Knaben belebt haben. Auch im Gemäldekabinet bot ſich ihm reichlich Gelegenheit, an den ovidiſchen Darſtellungen von Tiſchbein z. B.[10]) die zu Grunde liegenden Handlungen der alten Schriftſteller zu erzählen.

Und als dann im Manſardenſtübchen des Dichters Seekatz und Genoſſen ihr Atelier aufſchlugen, um für den Königsleutnant zu arbeiten, ſah auch der Knabe Iphigeniens Abſchied und Opferung und Odyſſeus unter den Töchtern des Lykomedes und Hektors Abſchied auf die Leinewand gezaubert.[11])

Daneben wurden natürlich auch Überſetzungen und Bearbeitungen herangezogen. So wiſſen wir, daß der Knabe Fénélons Telemach in der Neukirchſchen Ausgabe kennen lernte. Bei ſeiner Tante, der Frau des Pfarrers Stark, machte er auch die erſte Bekanntſchaft mit Homer und zwar in einer proſaiſchen Bearbeitung. Sein Großonkel Loën war Herausgeber einer

[10]) Hüsgen, Nachrichten von Frankfurter Künſtlern und Kunſtſachen. Frankfurt a. M. 1780, S. 354.

[11]) M. Schubart, Franoçis de Théas, comte de Thorane, Goethes Königslieutenant. München 1896. S. 121 f.

Sammlung von merkwürdigen Reisebeschreibungen, die im 7. Teile eine Beschreibung von der Eroberung Trojas nach Homer enthielt. Wenn es in Dichtung und Wahrheit heißt, daß die im französischen Theatersinne gehaltenen Bilder dem Dichter dermaßen die Einbildungskraft verdorben hätten, daß er lange Zeit sich die homerischen Helden nur unter diesen Gestalten vergegenwärtigen konnte, so ist diese Äußerung wenigstens soweit sie sich auf die Verderbung des Geschmacks bezieht, sehr mit Vorsicht aufzunehmen. Die Bilder sind in demselben Geschmack gehalten wie andere auch, bei denen Goethe nichts zu erinnern hatte, z. B. die Illustrationen im Telemach; in der Technik und der Auffassung erinnern sie sehr an Öser, der noch später von ihm so verehrt wurde. Und dann ist doch nicht anzunehmen, daß sich der Knabe schon ein Bild vom klassischen Altertum gemacht hätte, mit dem diese Bilder in Widerspruch gestanden hätten; der Schüler war eben noch Schüler und stand noch vollkommen im Banne seiner Zeit, die eben das Altertum durch ihren Spiegel sah; wir werden daher nicht irren, wenn wir diese kritische Äußerung dem alten Dichter zuschreiben.

Wie sehr der Knabe noch im Banne seiner Zeit lag, zeigt auch ein Blick auf sein Verhältnis zum Theater. Auf den Brettern gingen die Helden des Altertums im Kostüm der Mitte des 18. Jahrhunderts einher, und nirgends ist eine Äußerung überliefert, daß der Knabe daran Anstoß genommen hätte. Das französische klassische Drama beschäftigt sich ja fast ausschließlich mit Helden aus der alten Welt. Auch die Frage über die drei Einheiten des Aristoteles, über die der Knabe disputierte, wird sicher im Anschluß an die klassisch-französische Tragödie behandelt sein; in der Bibliothek des Vaters fand er eine Übersetzung von Aristoteles Dichtkunst von Curtius [12]) vor. Der junge Goethe selbst hat unter Schöff Ohlenschlagers Leitung, den Britannicus mit aufgeführt. — Man braucht nur einmal das Repertoire z. B. der Neuberin anzusehen, wie es E. Mentzel [13]) in ihrer Theatergeschichte gibt, und wird finden, daß fast alle ernsteren Stücke Stoffe aus

[12]) Hannover 1753 (Katalog der Bibliothek des Herrn Rat S. 19).
[13]) Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. Frankfurt 1882. S. 164.

der griechiſch-römiſchen Welt behandelten. In der Komödie hingegen bewegte man ſich eher in bürgerlichen oder bäuerlichen Kreiſen.

Dieſe Art der Behandlung des antiken Stoffes konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf das Bild, das ſich der junge Goethe in der erſten Frankfurter Zeit von der Antike gemacht hatte. Weder die direkten noch die indirekten Zuflüſſe aus dem klaſſiſchen Altertum, ſo wenig wie auch die durch ſein Alter bedingte geiſtige Abhängigkeit von ſeinen ſonſtigen Vorbildern geſtatten die Annahme einer ſelbſtändigen in ſich verarbeiteten Anſicht, auf Grund deren er hätte irgend welche tiefere Kritik üben können. Dazu war ſein Wiſſen ein viel zu unzuſammenhängendes, zerſtückeltes, überall hatte der Knabe ſich umgetan, von allem genaſcht, aber nichts ſyſtematiſch betrieben. Die Vorteile der Privaterziehung zeigten ſich bei ihm, wie ihre Nachteile, und wenn der angehende Leipziger Student die Aufgaben und Exerzitien, die der Rektor Albrecht ſeinen Primanern vorzulegen pflegte, zur Zufriedenheit des alten, ſonderbaren Schulmannes zu bewältigen vermochte, ſo legt das wohl ein glänzendes Zeugnis für die Begabung des Knaben ab, kann aber natürlich nur in ſo weit für eine Reife ſprechen, als ſie in dieſen Jahren überhaupt erwartet werden kann.

„Kann Jemand zu einer gründlichen Gelehrſamkeit, zum ſicheren Gefühle des Schönen, zum vollen Beſitze deſſen, was uns die Wiſſenſchaften an wahrem Vergnügen darbieten, gelangen: ohne die Originalbekanntſchaft mit den lateiniſchen und griechiſchen Schriftſtellern gemacht zu haben?“ Dieſe in den Literaturbriefen[14]) aufgeworfene Frage ſcheint der junge Leipziger Student wie Herder[15]) mit einem derben „nein“ beantwortet zu haben. Wenigſtens ſehen wir ihn fleißig Kollegien über alte klaſſiſche Literatur beſuchen, er hört bei Erneſti die Vorleſung über Ciceros Orator,[16]) die ihn jedoch nicht befriedigt, er beſchäftigt ſich aber auch privatim mit den Alten. „Ich thue jetzt nichts als mich des Lateins befleiſen,“[17]) ſchreibt er dem

[14]) 1764, T. 17, S. 121.
[15]) Suphan 2, 355.
[16]) Dichtung und Wahrheit. B. 6, W. 27, 67.
[17]) W. Abt. IV (= Br.) 1, 11 (13. Oktober 1765).

Vater kurz nach seiner Ankunft in Leipzig; wobei vielleicht die berühmten guten Grundsätze an Semesters-Anfange ebenso mitgewirkt haben mögen, wie der Wunsch dem Vater etwas angenehmes mitzuteilen. Gelernt hat der junge Student sicher fleißig, er hatte die Gabe, die man ja zuweilen findet, neben dem fleißigsten Arbeiten auch nicht ganz den Genuß zu vergessen; es ist fast hergebracht über sein leichtes Leipziger Leben im günstigsten Falle schonend hinwegzugehen, weil er ja später die Scharte wieder ausgewetzt habe. Nichts entspricht weniger der Richtigkeit, wir brauchen nur einmal einen flüchtigen Blick in die Briefe des jungen Goethe aus Leipzig zu werfen, um gerade das Gegenteil zu finden.

Im Anschluß an seinen Zweck, sich in der Dichtkunst weiter auszubilden, wurde zunächst zum Horaz gegriffen. Horazischer Zitate begegnen wir öfters, so weiß er z. B. als Leitspruch in das Dedikationsexemplar seines Leipziger Liederbuches für Langer nichts geeigneteres als einen Vers aus Horaz[18]) zu setzen; es war das derselbe Freund, gegen dessen Ausgaben griechischer und römischer Dichter er eine ganze Anzahl Werke deutscher Dichter austauschte.

Einen Brief an Behrisch, mit dem er ihm einige eigene Gedichte schickt, schließt er mit dem stolzen horazischen sublimi feriam sidera vertice.[19]) Besonders aber wurde die ars poetica, die er ja auch in Gottscheds Übersetzung in dessen kritischer Dichtkunst fand, eingehend studiert. Als er seinem Freunde Riese eine Beschreibung von der Persönlichkeit Gottscheds geben will, fällt er unwillkürlich in das Versmaß der Epistel an die Pisonen:

„Gottsched ein Mann so groß, alß wär er vom alten Geschlechte
Jenes, der zu Gath im Land der Philister gebohren" — — — —

sodann folgen wörtliche Entlehnungen:

„Lange hab ich gedacht und endlich Mittel gefunden
Dir ihn zu beschreiben, doch lache nicht meiner, Geliebter.
Humano capiti, cervicem jungens equinam
Derisus a Flacco non sine jure fuit.

Das sind meines Wissens die einzigen Hexameter, die der junge Goethe geschrieben hat.

[18]) Paul Zimmermann, E. Ch. Langer, 1883. S. 7.
[19]) Br. I, 160. (Mai 1768.)

Doch wie geſagt, das Studium der Alten ſollte für ihn nur Mittel zum Zweck ſein. Ein Dichter wie Hagedorn und Gellert einmal zu werden, erſchien ihm „allzu leer und unzulänglich“. Da ſich bei ihm die Überzeugung eingewurzelt hatte, daß ohne das Studium der Alten kein Heil für den Dichter und Schriftſteller zu finden ſei,[20]) wollte er ſeine Anfänge in den klaſſiſchen Studien beſſer begründen, und indem er ſich eine vollſtändigere Anſicht des Altertums verſchaffte, in ſeinen eigenen neuen Werken immer weiter fortſchreiten, um ſich zu einer akademiſchen Lehrſtelle fähig zu machen. Die ſchien ihm das wünſchenswerteſte für einen jungen Mann zu ſein. Vorſichtig deutete er dem Vater dies in einer Nachſchrift im Briefe an die Schweſter gleich aus dem Anfange der Leipziger Studienzeit an, indem er das Lob eines Profeſſors (Dr. Francke) ſingt: „Sie können nicht glauben was es eine ſchöne Sache um einen Profeſſor iſt. Ich bin ganz entzückt geweſen, da ich einige von dieſen Leuten in ihrer Herrlichkeit ſah; nil istis splendidius, gravius, ac honoratius. Oculorum animique aciem ita mihi perstrinxit, auctoritas, gloriaque eorum, ut nullos praeter honores professurae alios sitiam.“[21]) Der Vater konnte das verſtehen, oder auch nicht, ihm gegenüber war er vorſichtig, deutlicher wurde er ſchon dem Profeſſor Böhme gegenüber, an den ihm Schöff Olenſchlager Empfehlungen mitgegeben hatte. Ihm erklärt er rundweg, daß er das vom Vater vorgeſchriebene Studium der Jurisprudenz aufgeben und ſich dem Studium der Alten zuwenden wolle. Profeſſor Böhme mag wohl die von Goethe nur im Hintergrunde angedeutete Abſicht, ſich den eignen poetiſchen Neigungen widmen zu wollen, bald herausgemerkt haben — kurz er rät ihm ab, geht dabei aber ſo diplomatiſch zu Werke, daß er das Studium der Philologie überhaupt diskrediert, — was ihm ja beim jungen Goethe nicht allzu ſchwer gefallen ſein dürfte. — Er verweiſt ihn auf das Studium der römiſchen Altertümer, beſonders der Rechtsgeſchichte, indem er hofft, ihn ſo wieder in ſein altes Geleis

[20]) Dichtung u. Wahrheit. Schema zum 6. Buche. W. 27, 42 u. 385. Dieſe Stelle klingt merkwürdig an die angeführte aus den Literaturbriefen an.

[21]) Br. 1, 11 (13. Oktober 1765).

zu bringen, oder doch wenigstens nicht ganz dem vorgezeichneten Studium abspenstig zu machen.

Die römischen Altertümer, von denen Professor Böhme dem jungen Studenten „goldene Berge" versprach, bildeten also zunächst das Bindeglied mit der Jurisprudenz; schon vom Vater war er auf sie hingewiesen; weitere archäologische Studien zu machen bot sich späterhin Gelegenheit im Breitkopfschen Hause. In der Bibliothek dieses befreundeten Buchhändlers fand er neben guten, auf das Altertum bezüglichen Kupferwerken auch eine ansehnliche Schwefelsammlung, also eine Sammlung von Abdrücken antiker Gemmen ꝛc.; sie war durch Breitkopfs Umzug in das neue Haus in Unordnung gekommen; Goethe brachte sie mit Hilfe einschlägiger Handbücher, so gut er konnte, wieder in Ordnung und erweiterte dadurch seine Kenntnisse in praktischer Beziehung nicht unbedeutend. Auf solche praktische Betätigungen der Kunstkenner und -freunde, legte auch sein Lehrer Öser überhaupt großen Wert. Leider würde diese Seite viel zu sehr vernachlässigt. So wirft er dem gelehrten Lessing einmal bei einer anderen Sache Ungründlichkeit vor, der eine Stelle des Plinius wohl richtig übersetze, aber weil ihm die nötigen praktischen Kenntnisse fehlten, falsch erkläre.[22])

Der Name Lessing legt es nahe, einmal von unserem Standpunkte aus einen Blick auf die deutsche Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu werfen und die Zeit zu betrachten, auf der unser Dichter fußt. Neben den leichter erkennbaren und zum Teil bereits bloßgelegten Fäden führen so viele unsichtbare Fäden gerade in dieser Zeit zum klassischen Altertume hinüber und vermitteln, wenn auch erst in zweiter oder dritter Linie im Grunde doch klassisches Gut. Die ganze Atmosphäre ist, ich möchte sagen gesättigt mit einer Unzahl antiker Elemente, die, wenn sie sich auch eigenartig im neuen Organismus fortgebildet haben, doch dem Ganzen ihren Stempel mitaufdrücken und leicht als Inokulation zu erkennen sind. Wie das Rokoko nicht denkbar ist, ohne antike Statuen in kunstrecht gezierten Gärten, so lebt auch die Literatur vollkommen in antiken Bildern. Die Mythologie, natürlich die

[22]) R. Keil, Vor 100 Jahren, Leipzig 1875. Bd. 1, S. 9, und Goethe Br. 1, 205.

antike, ſpielte eine große Rolle, nach der Bekanntſchaft mit ihr wurde vielfach der Dichter gewertet; als deutſcher Theokrit wurde Geßner gerühmt, die Karſchin als deutſche Sappho. Man braucht bloß z. B. Ramlers Ode an einen „Granatapfel, der in Berlin gewachſen war", zu betrachten, der Gegenſtand, Ort und Zeit hat doch abſolut nichts mit dem Altertume zu thun, und doch iſt faſt jedes Wort und Bild eine Anlehnung oder Anſpielung an ein antikes Muſter.[23]) Die Lyrik tändelte in anakreontiſchen Gedichten und die Idylle lehnte ſich direkt an die Alten an, indem ſie, mit der Gegenwart unzufrieden, in ihrem Arkadien das εἰδύλλιον eines Landes ſchuf, in dem Götter und Göttinnen, Schäfer und Schäferinnen ſich ihres Daſeins freuten. Von der Antike ſelbſt und ihren vorzüglichſten Muſtern hatte man ſich ſo allmählich ganz entfernt, die Namen und Geſtalten waren mit der Zeit zu Schemen, zu hergebrachten typiſchen Begriffen verſteinert. Höchſtens daß noch die Römer, unter ihnen beſonders Horaz, direkten Einfluß auszuüben vermochten. Dem Ganzen haftete der Stempel der Nachahmung an, die Originalität, das eigentlich ſchöpferiſche Element fehlte. „Die Litteratur der neueren Zeiten," klagt Herder in den Fragmenten,[24]) „hat ſich im Innern ſo ſehr nach einer Lateiniſchen Form gebildet: daß, wenn wir, auch in Deutſchland, auf einige Augenblicke als Fremde einer andern Zeit und Denkart ſehen wollen, wir dieſe Römiſche Geſtalt nicht verkennen können."

Noch ſchärfer läßt ſich Herder an einer anderen Stelle aus, er fühlte, daß der Genius der deutſchen Sprache ein anderer ſei, als der der römiſchen; im Satzbau z. B. zeige ſich die Luſt der Römer zu verknüpfen. „Da nun die Deutſche Sprache hierinn nie die Lateiniſche erreichen kann: warum entſagt ſie denn ihrer eignen Freiheit, um in Römiſchen Feſſeln ſich Periodiſch im Triumph aufführen zu laſſen?"[25])

Erſt durch den Verkehr mit den Griechen brachten die Großen ſich ſelbſt auf eine andere Baſis und dadurch neues Blut in den Geſamtorganismus unſerer Literatur. Herder bedauert es, daß faſt nur noch Schulmeiſter griechiſch trieben, und

[23]) Vgl. dazu Herder, Suphan 1, 455 ff.
[24]) Suphan 1, 362.
[25]) Suphan 1, 509.

in den Literaturbriefen heißt es: „Man sollte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bei unsrer Nation die fast verloschene Liebe zur Griechischen Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des Geschmacks sind, in etwas wieder anzufachen.“ [26]) Der Prozeß ging natürlich nur langsam vor sich. Lessing, Winckelmann und Herder sind die Bannerträger in diesem Kampfe. Lessing kämpfte gegen das französische Theater mit Waffen, die er in der Schule der Griechen geschmiedet, mit seinem Laokoon fußte er auf den Alten; Winckelmann wies auf archäologischem und kunstgeschichtlichem Gebiete neue Wege, und Herder endlich wurde im eigentlichen Sinne durch Tat und Anregung Befreier von den alten und Prophet neuer Ideen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann dieser Kampf und gegen die Jahrhundertwende war er zu Gunsten des Klassizismus entschieden, oder richtiger gesagt, hatte der griechische Geist gesiegt. Bis ins Kleinste übte er nun seinen Einfluß aus, überall drangen seine Ideen durch. Die Zeit war vom Rokoko zum Empire geschritten, von verschnörkelten und verknüpften zu einfachen, wesentlich durch das Griechische beeinflußten Formen. Hand in Hand ging hiermit die literarische Revolution, die man mit dem Namen Sturm und Drang, oder positiver ausgedrückt, Genieweſen zu bezeichnen pflegt.

Das war die geistige Atmosphäre in der entscheidenden Werdezeit Goethes. Derselbe Prozeß, der sich, wie wir gesehen haben, im ganzen Leben seiner Zeit vollzog, ging auch in unserem Dichter vor sich. Auch er war herangewachsen in Abhängigkeit von lateinisch-französischen Vorbildern, die Werke der Leipziger Epoche tragen noch ganz und gar den Stempel dieser Abhängigkeit von fremden Mustern; nur langsam reift er heran zu einer tieferen Auffassung des Altertums, und auch bei ihm ist diese hervorgerufen durch die Bekanntschaft mit den Originalen der griechischen Schriftsteller.

Gewiß hat Goethe sich in Leipzig besonders mit Lessing und mit Winckelmann beschäftigt, die ihn ja direkt nach Griechenland führten. Wir merken aber an den Werken aus dieser Zeit nirgends einen Hauch des griechischen Geistes; es ging ihm mit ihnen wie mit Shakespeare, den er auch schon in Leipzig und nicht

[26]) Vgl. dazu Herder, Suphan 1, 293.

bloß in der Weißeſchen Überſetzung kennen gelernt hatte. Die Zeit für ſie war noch nicht gekommen, auch für eine genauere Kenntnis der Antike, beſonders der Griechen, war der Leipziger Student noch nicht reif. Woran lag das? Wie war es überhaupt um die Kenntnis des Griechiſchen beim jungen Goethe beſtellt?

Ich habe mir die Beantwortung dieſer Frage bis hierher vorbehalten, in der Mitte des Weges wollen wir, zunächſt zurückgreifend, ihr näher treten. Schon als Knabe hatte ſich Goethe mit dem Griechiſchen beſchäftigt, in den labores juveniles begegnen wir ſchon griechiſch abgefaßter oder vielmehr ins Griechiſche überſetzter Morgenwünſche für den Vater. Aus den wenigen griechiſchen Brocken, die uns in dem Schulhefte überliefert ſind, und aus der Art und der Anzahl der häufiger wiederkehrenden Fehler läßt ſich ſchon ſchließen, daß die griechiſchen Arbeiten in gar keinem Verhältnis zu den lateiniſchen ſtanden. In dem Siebenſprachenroman, von dem in Dichtung und Wahrheit erzählt wird, begnügt ſich darum auch der Theologie ſtudierende Bruder mit einem ſeinem lateiniſchen Berichte hie und da beſcheiden angehängten griechiſchen Poſtſkriptum. Wir glauben den Ausführungen in Dichtung und Wahrheit gern, wenn für den Knaben keine größeren Kenntniſſe in Anſpruch genommen werden, als ſie etwa zum Verſtändniſſe des neuen Teſtamentes nötig ſind und das ſteht auch vollkommen im Einklange mit dem, was wir ſonſt aus dem Schulbetriebe der damaligen Zeit wiſſen.[27])

Nach einem Fragmente zum 6. Buche von Dichtung und Wahrheit will der junge Goethe, kurz vor ſeiner Überſiedelung nach Leipzig, ſeinem Hofmeiſter zur Begründung ſeiner philoſophiſchen Anſichten Stellen aus dem Plotin überſetzt haben. Der Hofmeiſter wollte jedoch entweder auch in der deutſchen Wiedergabe die Plotinſche Stelle nicht verſtehen, oder behauptete, wenn die Stelle an ſich verſtändlich war, daß ſie im Grundtexte nicht ſo lautete. „Da nun weder er noch ich ein großer Grieche war," bemerkt Goethe einlenkend, „mußte zum Lateiniſchen die Zuflucht genommen werden."

In der Leipziger Zeit werden die griechiſchen Kenntniſſe unſeres Dichters auch nicht allzuſehr zugenommen haben; auch

[27]) Juſti, Winckelmann[3] S. 39.

wieder in einem Schema zum 6. Buche von Dichtung und Wahrheit[28]) heißt es: „Griechische Sprache. Verwirrung wegen der Aussprache. Bekanntschaft mit einem Neugriechen. Annahme des neuen Dialects. Umlernen der Worte, die man sich anders eingeprägt. Verwirrung und Unmuth deshalb. Zweytes Hinderniß: Widerstreit der Quantität und der Accente." Die Bekanntschaft mit einem Neugriechen konnte ja leicht auf der Leipziger Messe gemacht werden; der Entschluß, so ohne weiteres die neugriechischen sprachlichen Verhältnisse an Stelle der alten zu setzen, zeugt doch, abgesehen von dem Mangel historischen Sinnes, gewiß von keiner allzu großen Kenntnis des altgriechischen.

Durch den bereits erwähnten Tausch erwarb sich der Leipziger Student auch eine Anzahl griechischer Bücher; ob sie viel gelesen wurden, ist billig zu bezweifeln, weder in den Briefen noch in den Werken der damaligen Zeit ist eine erwähnenswerte Spur eines solchen Studiums zu verzeichnen. Nur auf eine Stelle möchte ich noch eingehen: Fast nebensächlich wird einmal das Griechische erwähnt, aber in einem etwas zweifelhaften Zusammenhange. „Warrlich, die Stelle von sittsam seyn und nie geküsst haben, das ist griechisch für mich," heißt es in einem Briefe an Behrisch,[29]) vom 16. Oktober 1767. Man wäre versucht, die Wertung des Griechischen ungefähr gleich böhmischen Dörfern einer sprichwörtlichen Redensart zu gute zu halten, wenn nicht eine eher anzunehmende Selbsterkenntnis den Schluß auf eine höchst mangelhafte Kenntnis des Griechischen in dieser Zeit näher legte. Die Alten lagen noch immer „wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umrissen, aber unkenntlich in ihren Teilen und inneren Beziehungen am Horizonte seiner Wünsche".

Eigentlicher Lehrling der Griechen wurde Goethe erst im Verkehr mit Herder, der es verstand, die Antike ihm unter ganz neuen Gesichtspunkten darzustellen. Mit einemmale folgt nun dem Gebundensein die Freiheit. Muster werden zwar auch noch anerkannt, aber sie werden nicht mehr einfach nachgeahmt, jetzt kommt es mehr auf ein Absehen, wie sie es gemacht haben an, erstrebt wird ein Aufgehen in den Geist, aus dem heraus dann die eignen Werke entstehen.

[28]) W. 27, 379.
[29]) Br. 1, 119.

Wir ſind damit in die Straßburger Periode Goethes eingetreten.

Das Studium des Griechiſchen wird eifrig betrieben, ſo ſchreibt er an Salzmann: „Doch lern ich ſchön griechiſch; denn daß Sies wiſſen, ich habe in der Zeit daß ich hier bin meine griechiſche Weisheit ſo vermehrt, daß ich faſt den Homer ohne Überſetzung leſe.“ Ohne ſich auch jetzt noch weiter mit der Grammatik oder ſonſtigen vorbereitenden Übungen aufzuhalten, nimmt er den Homer vor und lieſt ihn nach dem folgenden Rezept, das er zwar erſt einige Jahre ſpäter für einen andern niedergeſchrieben, aber ſicher ſchon an ſich erprobt hatte.[31])

„So du einen Homer haſt iſt's gut, haſt du keinen kauffe Dir den Erneſtiſchen, da die Clärckiſche wörtliche Überſezzung beygefügt iſt; ſodann verſchaffe dir Schaufelbergs Clavem Homericam, und ein Spiel weiſſe Karten. Haſt du dies beyſammen, ſo fang an zu leſen die Ilias, achte nicht auf Accente, ſondern lies wie die Melodey des Hexameters dahinfliest und es dir ſchön klinge in der Seele. Verſtehſt Du's; ſo iſt alles gethan, ſo Du's aber nicht verſtehſt, ſieh die Überſezzung an, lies die Überſezzung, und das Original, und das Original, und die Überſezzung, etwa ein zwanzig dreiſig Verſe, biſſ dir ein Licht aufgeht über Conſtrucktion, die im Homer reinſte Bilderſtellung iſt. Sodann ergreife deinen Clavem wo du wirſt Zeile vor Zeile analiſirt finden. Das Praesens und den Nominativum, ſchreibe ſodann auf die Karten, ſteck ſie in dein Souvenir, und lerne dran zu Hauſe und auf dem Feld, wie einer beten mögt, dem das Herz ganz nach Gott hing. Und ſo immer ein dreiſig Verſe nach dem andern, und haſt du zwey drey Bücher ſo durchgearbeitet, verſprech ich dir, ſtehſt du friſch und franck vor Deinem Homer, und verſtehſt ihn ohne Überſezzung, Schaufelberg und Karten.“

Auf dieſe Weiſe hatte ſich Goethe allmählich ſo in Homer eingeleſen, daß er behaupten konnte, Homer ſei der leichteſte griechiſche Autor, den man nur aus ſich ſelbſt verſtehen lernen müſſe. — Bezeichnend für das Verſtändnis, das er ihm von vornherein entgegenbrachte, iſt die ohne Frage richtige Bemerkung von der parataktiſchen Satzſtellung im Griechiſchen,

[30]) Br. 1, 258 (Juni 1771 aus Seſenheim).
[31]) Br. 2, 205.

denn die meint er, wenn er die homerischen Konstruktionen als Bilderstellung bezeichnet. Dem durch die Schule des Latein gegangenen Juristen mit der Bevorzugung eines die Satzteile mehr unterordnenden Verfahrens mußte dieses Nebeneinander der Satzteile als ungleich plastischer angenehm auffallen.

Wie auch Hamann[32]) spürte er dem Geist der Alten nach, auch ihm war mehr an dem Genie als an der Grammatik der griechischen Sprache gelegen. Unter der Grammatik konnte er ja nur tote Regeln verstehen, die zu beleben und als Ausdruck des Ganzen zu begreifen ihm wie seiner Zeit die nötige sprachliche Ausbildung fehlte. Er ließ sie darum auch jetzt wieder liegen. „Hättest du mehr gefühlt als gemessen," wirft er dem französischen Nachahmer des Griechischen vor, soll heißen, hättest du dich mehr in den Geist, aus dem die großen Stücke geboren wurden, versetzt, statt an den mächtigen Resten Verhältnisse zu betteln, so würdest du deinem Muster näher gekommen sein. Ebenso wollte auch er mehr den gesamten Eindruck der Antike in Form und Inhalt auf sich wirken lassen und fühlend nachempfinden, statt einzelne Teile in grammatischer oder gar metrischer Hinsicht zu analysieren. Von solcher kritischer, zerlegender Tätigkeit, die ja auch einen Einblick in das Wesen des Ganzen geben kann, wollte er seiner Anlage nach nichts wissen, seine gestaltende Phantasie schlug einen andern Weg ein. Wie der nur um einige Jahre ältere Goethe im Stengelglase die ganze Welt sah, so richtete er auch im geistigen Leben seinen Blick auf das Ganze. Daß hierbei seiner künstlerischen Phantasie manchmal die Hauptaufgabe zufiel und er bei den doch immerhin nicht tiefergehenden Detailstudien den Boden unter den Füßen verlieren mußte, fiel natürlich seinem Freund und Lehrer, dem streng humanistisch geschulten und ungemein historisch denkenden Herder auf und forderte seinen Spott heraus. Herder ließ nun auch die Überlegenheit, die ihm vorgeschritteneres Alter und tiefer begründetes Wissen vor seinem jungen Freunde gaben, öfters fühlen. Schon die schönen Klassikerbände, die auf Goethes Büchergestellen prangten, waren ihm aufgefallen, mehr noch die bald bemerkte Tatsache, daß sein Besitzer sie nicht allzuviel benutzte.

[32]) Helleniſtiſche Briefe. Hamanns Schriften herausgegeben von Roth, II, 213.

Darauf bezieht ſich jener Spottvers Herders, den Goethe ſehr übel nahm, weniger wegen der richtigen Beobachtung als wegen der Verunglimpfung ſeines Namens:

„Wenn des Brutus Briefe dir ſind in Ciceros Briefen
Dir, den die Tröſter der Schulen von wohlgehobelten Brettern
Prachtgerüſtete, tröſten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern du ſtammſt, von Goten oder vom Kote,
Goethe ſende ſie mir."

Auch Goethes intuitiv erfaſſende Weiſe des Aneignens war Herder aufgefallen. „Es iſt ſo alles Blick bei euch," hatte er ihm oftmals vorgeworfen, ein andermal findet er, daß alle homeriſchen Helden bei ihm ſchön groß und frei ratende Störche geworden ſeien.[33]) Bei Lichte beſehen verwandelt ſich dieſer Tadel Herders in ein Lob. Goethe lebte eben in ſeinen Geſtalten und ſeine Geſtalten in ihm, es waren, wie geſagt, weniger philologiſche oder archäologiſche Intereſſen, die ihm Homer näher brachten, vielmehr zog der Dichter den Dichter an, die Art und Weiſe, wie Homer ſeinen Geſtalten Leben verlieh, und die Natürlichkeit ihres Lebens war ihm kongenial. Das war der „geheime Attraktionspunkt", der wahlverwandte Zug in beiden. Homer war ihm gleichbedeutend mit Natur. Aus dieſem Geſichtspunkte heraus erklärt es ſich auch, wie Goethe zur ſelben Zeit, wo er für Homer, den Repräſentanten griechiſchen Weſens ſchwärmt, auch begeiſtert das Lob des germaniſchen Dichters Shakeſpeare ſingen konnte. „Nichts ſo Natur wie Shakeſpeares Menſchen", heißt es im Hymnus auf den großen Briten, nichts ſo ſehr Natur wie Homers Geſtalten, den Tenor kann man aus vielen Ausſprüchen über Homer heraushören. So z. B. in einer Rezenſion der Frankfurter gelehrten Anzeigen,[34]) wo der Vorſchlag gemacht wird, alle Akteurs und Aktrizen in einer eigenen Schule anzuweiſen, die Natur und Homer und die Griechen und Shakeſpeare zu ſtudieren; hier ſpricht aus den Worten, mag man es nun für fraglich halten, ob ſie wirklich von Goethen geſchrieben ſind oder nicht, doch ſicher Goetheſche Anſchauung. „Wer die Alten ohne Natur zu kennen, ſtudiert, lieſt Noten ohne Text," hatte ſchon Hamann[35]) viel früher geſagt, und auch

[33]) Herder an Merck, K. Wagner, Briefe an J. H. Merck ꝛc. 1835. S. 44.
[34]) W. 38, 344/5.
[35]) Helleniſtiſche Briefe. Hamanns Schriften herausgegeben von Roth, II, 221.

für den jungen Goethe war die Natur der höhere einheitliche Gesichtspunkt, unter dem er die beiden Vertreter verschiedener Kulturepochen betrachtete und bewunderte.

Homer und Shakespeare, eine Zusammenstellung, die sich allerdings nur in der Seele des jungen Goethe vertrug, wenigstens insofern vertrug, als sie nicht als sich ausschließende Gegensätze empfunden wurden. Eine genaue Definition dessen, was ihm das Griechische war und was es in ihm erregte, bekennt er damals selbst nicht geben zu können,[36]) und beruft sich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit, die es ihn fühlen gelehrt; die „innere Empfindung bildete den Charakter der Wahrheit", wie Winkelmann sagt.[37])

Im Verlauf seiner späteren Entwickelung hoben sich die jetzt noch verschwommenen Konturen beider Vertreter verschiedener Kulturen immer deutlicher gegen einander ab, durch tieferes Studium beider wurde diese romantische Betrachtungsweise überwunden. Durch ein Stadium hindurch, das die Gestalten der antiken Welt mit ihrer hohen Reinheit und Ruhe im schroffsten Gegensatze empfand zu den Gestalten des nordischen Geistes, blieb ihre Verschmelzung auf erweiterter Basis erst dem reifen Goethe vorbehalten. Was der junge Himmelsstürmer ahnend empfand, ging dem auf der Höhe universalen Wissens stehenden alten Dichter in schönste Erfüllung.

Wie sehr der junge Goethe sich auch sonst noch mit Schriftstellern aus der griechisch-römischen Welt beschäftigte, zeigt ein Blick auf die Straßburger Ephemeriden, diesen tagebuchartigen Aufzeichnungen, die angefüllt sind mit Exzerpten aus allen möglichen Schriftstellern, von denen uns hier natürlich nur die Griechen, Alt- und Neulateiner interessieren.

Neben den Büchern redete auch die Umgebung Straßburgs eine deutlich an das klassische Altertum erinnernde Sprache. Bei größeren und kleineren Ausflügen in die Umgebung konnte sich der Wanderer das Rheintal als römische Besitzung vergegenwärtigen und sich manchen Traum der Vorzeit wachend ausmalen.[38]) Ebenso bot ihm eine Reise nach Lothringen

[36]) Zum Shäkespears Tag. W. 37, 131.

[37]) Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ꝛc. Sämtliche Werke. Herausgegeben von Eiselein 1825, Band 1, S. 15.

[38]) Dichtung u. Wahrheit, B. 11, W. 28, 48.

mancherlei Anregung. In Niederbrunn bei den von den Römern angelegten Bädern umwehte ihn der Geiſt des Altertums, deſſen ehrwürdige Trümmer in Reſten von Basreliefs und Inſchriften, Säulenknäufen und -Schäften aus Bauernhöfen zwiſchen wirtſchaftlichem Wuſt und Geräte gar wunderſam entgegenleuchteten.[39]) Das Gedicht „der Wanderer" verdankt den Anregungen dieſer Umgebung ſeine Entſtehung. Den Dichter mußte es reizen, den Gegenſatz zwiſchen dem ewig keimenden und ſprießenden Leben der Natur und den Trümmern einer längſt entſchwundenen Periode menſchlicher Geſchichte darzuſtellen.

Aber merkwürdig, zur ſelben Zeit, wo er für Säulen und Kapitäle der antiken Architektur ſchwärmt, ſteht er begeiſtert vor dem Straßburger Münſter und das Geheimnis deutſchen Weſens offenbart ſich dem trunkenen Blick! Auch hier derſelbe Parallelismus wie er ſich bei Homer und Shakeſpeare gezeigt hat, in bezug auf antike und gotiſche Baukunſt!

Wir verlaſſen mit dem zum Abſchluſſe ſeiner juriſtiſchen Studien gekommenen Dichter Straßburg und begleiten ihn noch in das auf der Heimreiſe beſuchte Antikenkabinet zu Mannheim. Wir erinnern uns dabei des Beſuches, den der Leipziger Student der Dresdener Gemäldegalerie abgeſtattet hatte. Um die antiken Skulpturen, die noch in den Pavillons im großen Garten untergebracht waren, kümmerte er ſich damals nicht, lehnte es ſogar ab, ſie zu ſehen.[40]) Ihn zog es zu den Niederländern, der Öſerſche Klaſſizismus hatte ihn in den von Haus aus empfangenen Eindrücken doch nur zu ſtärken vermocht. Ganz anders ſtand jetzt in Mannheim unſer Dichter den Nachbildungen der Meiſterwerke antiker Plaſtik gegenüber. Durch das Studium Homers beſonders war ihm das Verſtändnis für ſie aufgegangen, und das Wort Winckelmann-Öſers, das Ideal der Schönheit ſei Einfalt und Stille, fand jetzt erſt die richtige Reſonanz.

Wenn Goethe in Dichtung und Wahrheit[41]) ſagt, daß ſeine Vorliebe für die gotiſche Baukunſt beim Anblick der ſo ungeheuren als eleganten Akanthblätter etwas zu wanken anfing, ſo will

[39]) D. u. W. B. 8. W. 27, 339.
[40]) D. u. W. B. 8. W. 27, 174.
[41]) D. u. W. B. 11. W. 28, 87.

mir das fast als eine Zugabe des alten Dichters erscheinen, dem sich beide Richtungen strenger schieden, weil er sie tiefer zu fassen vermochte, wie der Straßburger Schwärmer.

„Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Franckfurt, seiner Handthierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dieß war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar etc. zu studieren."

So lautet das Fragment eines Briefentwurfes Kestners aus dem Anfange seiner Bekanntschaft mit Goethe. Und in der Tat hat sich der Kammergerichtspraktikant mehr mit Homer und sich als mit seiner Praxis beschäftigt. Die Stellen im Werther können sehr gut als ausschließliche Selbstbekenntnisse des Dichters aufgefaßt werden. Der Wettstein'sche Homer, zwei Büchelchen in Duodez, den Albert Werthern zum Geburtstage schenkt, ist ihm willkommen, weil er nun die Ernestische Ausgabe nicht mit sich auf den Spaziergängen herumzuschleppen braucht.[42]) Homer nennt er zusammen mit den beigelegten blaßroten Schleifen, die Lotte vor hatte, als sie sich kennen lernten, und um die er schon wiederholt aber stets ohne Erfolg gebeten hatte. Höher konnte der Liebende nichts auszeichnen und umgekehrt können wir aus dieser Zusammenstellung schließen, wie hoch der Verfasser des Werther den Homer schätzte. Morgens früh zog der junge Werther mit dem Sonnenaufgange nach Wahlheim, pflückte sich im Wirtsgarten Erbsen, bereitete sie sich zu und las inzwischen in seinem Homer; die Züge patriarchalischer Einfachheit, die aus der Szene zwischen Penelope und ihren Freiern sprach, füllten ihn mit einer stillen wahren Empfindung aus, so daß er sie „ohne Affektation in seine Lebensart verweben" konnte. „Ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer";[43]) zu Homer flüchtete er, wenn er sein überschäumendes Innere beruhigen wollte, und als Werther den Verdruß in der adligen Gesellschaft erfahren hatte, ging er hinaus, um in seinen Homer beim Sonnenuntergang sich an der einfachen Art der Alten zu erbauen, die so recht das Widerspiel gegen die Härten seiner Zeit bildete.

[42]) W. 19, 78.
[43]) W. 19, 10.

Dieſes gefühlsmäßige Einleben in ſeinen Autor war ihm die rechte Art, ſeinen Dichter zu verſtehen. Im Wetzlar Werthers war auch ein eben von der Akademie gekommener junger Mann, der ſich allerhand auf ſeine Kenntniſſe zu gute tat. Da er hörte, daß Werther viel zeichnete und Griechiſch verſtand, „zwei Meteoren im Lande", ſuchte er Anſchluß an ihn und kramte viel Wiſſens aus, „von Batteux bis zu Wood, von De Piles zu Winckelmann". Köſtlich iſt die Ironie, mit der Werther ihn behandelt, als er erfuhr, daß ſein junger Freund Sulzers Theorie den erſten Teil ganz durchgeleſen habe, und ſogar ein Manuſkript von Heynen über das Studium der Antike beſitze. Von alledem gelehrten Handwerkszeug wollte Werther nichts wiſſen und trotzdem glaubte er etwas mehr von der wahren Kenntnis Homers und der Antike in ſich aufgenommen zu haben durch die Erläuterung, die ihm Homer ſelbſt und ſein großer Meiſter, die Natur gab. Er mochte auf den Durchſchnittsſtudenten, der fleißig ſeinen Studien nachgegangen war, vielleicht mit demſelben Gefühle herabſehen, mit dem ein Dichter von Gottes Gnaden etwa den Metriker und ſein Treiben betrachtet.

Homer verſchwindet von nun ab nicht mehr aus dem Geſichtskreiſe Goethes. Nach Frankfurt zurückgekehrt, bildet er ſeine gewöhnliche Lieblingslektüre. Er überſetzt ſeinen Freundinnen und beſonders ſeiner Schweſter Stellen, an denen ſie Anteil nehmen konnten, teilweiſe unter freier Behandlung der Überſetzung.[44]) Als er Lavater nach Wiesbaden begleitet hatte, erzählt er ihm am Abend nach dem Eſſen noch den ganzen Inhalt der Iliade und las ihm aus der lateiniſchen Überſetzung einige Stellen vor.[45]) Auch für die phyſiognomiſchen Fragmente lieferte Goethe einen Beitrag im Anſchluß an eine Büſte, die im Gipsabguß vor ihm ſtand: „Homer nach einem in Konſtantinopel gefundenen Bruchſtück."[46])

„Seit ich nichts von Euch gehört habe, ſind die Griechen mein einzig Studium. Zuerſt ſchränkt' ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates forſcht' ich in Xenophon und Plato. Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erſt auf,

[44]) D. u. W., B. 12. W. 28, 168.

[45]) Lavater, Tagebuch ſeiner Reiſe ꝛc. 1774. Mitteilungen der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig. Bd. 9 (1894—1902), S. 92.

[46]) W. 57, 339 f.

gerieth an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge." So schreibt Goethe an Herder aus Wetzlar Mitte Juli 1772.[47]) Die Lektüre Theokrits und Anakreons hat meines Wissens keine nennenswerten Spuren im jungen Goethe hinterlassen. Die Erwähnung in Wanderers Sturmlied und die Möglichkeit der Mitwirkung an der Rezension der Idyllen aus dem Griechischen des Theokritus in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen[48]) will nicht viel sagen. Platon und Xenophon wollen wir später im Zusammenhange mit den philosophischen Studien behandeln. Fragen wir uns zunächst was war Pindar dem jungen Goethe?

Daß sich Goethe sobald an Pindar wagte, wird vielleicht auf den ersten Augenblick befremdend erscheinen, Hamann hat jedoch auch sein griechisches Studium mit Homer und Pindar begonnen.[49]) Er hielt die Ode für die primärste Form der Dichtkunst,[50]) Herder nahm den Gedanken auf und behandelte in den Fragmenten Pindar und die Dithyrambensänger. Im Anschluß an Herder und ganz in seinem Banne liest der junge Goethe Pindar. In demselben Briefe, der diese Lektüre in so deutlichem Lichte zeigt, steht auch die Mitteilung, daß er die Fragmente, über deren Inhalt gewiß im persönlichen Verkehre bereits vielfach gesprochen sein wird, zum erstenmale gelesen habe.

Was war es nun, das Goethe so mächtig zu Pindar zog? „Was Thätiges an mir ist, lebt auf, da ich edel fühle und Zweck kenne", heißt es in dem mehrfach erwähnten Briefe Goethes an Herder, unter Berufung auf eine Stelle in der zweiten olympischen Siegeshymne Pindars:

> Meister ist, wer viel weiß von Natur,
> Doch Lernvolk ist vorlaut und hebt
> Aus schreilustigem Hals gleich Raben
> Leeres Getön entgegen Zeus' heiligem Vogel. —
> Angeborene Großheit gibt herrliche Thatkraft.
> Wer am gelernten hängt, der dämmernde Mann,
> Irrt unsicheren Tritts immer hin und her an unzähligen
> Tugendreizungen kostet er blos erfolglos herum." [51])

---

[47]) Br. 2, 16.
[48]) W. 38, 395.
[49]) Hellenistische Briefe a. a. O. II, 215.
[50]) Ebenda III, 333.
[51]) Nach Düntzer und F. G. Herder, Aus Herders Nachlaß, I, 38.

Dieſe Worte ſind ihm wie Schwerter durch die Bruſt gegangen. Er ſah ein, wie er überall herumſpaziert war, überall nur dreingeguckt und nirgends zugegriffen habe. Dreingreifen, packen, iſt das Weſen jeder Meiſterſchaft. Über den Worten Pindars ἐπικρατεῖν δύνασθαι war ihm der Grund ſeines ſpechtiſchen Weſens aufgegangen. „Wenn du kühn im Wagen ſtehſt, und vier neue Pferde wild, unordentlich ſich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkſt, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitſcheſt und jagſt und lenkſt, und wendeſt, peitſcheſt, hältſt, und wieder ausjagſt, bis alle ſechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen — das iſt Meiſterſchaft, ἐπικρατειν Virtuoſität.“ Und mit einer leichten Variation kann man das Bild auf die dichteriſche Tätigkeit anwenden: wenn du die Gedanken, die wild in deiner Phantaſie entſtehen, mit Kraft zuſammenzwingſt, die allzukühnen mäßigſt, die zögernden antreibſt, daß ſie durch deine Meiſterſchaft gebändigt im Dienſte deiner Idee zum Ganzen wirken, ſo giebts ein gut Conzert, ſo wirſt du etwas Tüchtiges ſchaffen. Dieſe Tüchtigkeit zog ihn bei dem ariſtokratiſchen Sänger an, der junge Dichter, der in ſich ſelber die Kraft zu eigener Größe fühlte, lernte die Beherrſchung in des Wortes beſter Bedeutung ſeinem Vorbilde ab.

Und nun auch gleich friſch ans Werk. Wenn es im 31. Briefe, die neueſte Literatur betreffend,[52]) geheißen hatte, daß es unendlich leichter ſei, über den ganzen Pindar einen gelehrten Kommentar zu ſchreiben, als eine einzige Ode ſchön zu überſetzen, ſo gab Goethe in der Überſetzung der fünften olympiſchen Ode eine Probe ſeines Könnens.[53]) Mehr noch als dieſe Überſetzung zeigt der im Geiſte Pindars gedichtete und unter dem Namen „Wanderers Sturmlied“ bekannte Dithyrambus dieſen Einfluß. Auch hier iſt es kein Zufall, daß Goethe in pindariſchem Schwung und Gewand Gedanken zum Ausdruck brachte, die das innerſte Treiben des Genius,

[52]) II. Teil, 1759, S. 212. Vom 5. April 1759.

[53]) Über die Vorgänger Goethes im Pindarüberſetzen vgl. Fr. Gedike, Pindars olympiſche Siegeshymnen, Berlin und Leipzig 1777 in der Vorrede. Auch Schönborn hat die 9. pythiſche Ode Pindars überſetzt. Vgl. Gerſtenberg, Ueber Merkwürdigkeiten der Literatur. Der Fortſetzung erſtes Stück Hamburg und Bremen 1770, S. 137—152.

ſein machtvolles Überſchäumen, ſowie den Zweifel, aber auch das feſte Vertrauen auf ihn, uns enthüllen.

Über den antiken Gehalt des Prometheus iſt nicht viel zu ſagen, wie im einzelnen Stil und Wortbildung unverkennbar das Gepräge griechiſchen Weſens trägt, man alſo keiner langen Einkehr in antiker Sage und Dichtung bedarf, ſo beſtätigt auch das Ganze das ſpätere Goetheſche Wort, daß er ſich das Titanengewand nach ſeinem Wuchſe zugeſchnitten habe. Aeſchylos'[54]) gefangenen Prometheus wird Goethe wohl gekannt haben, obgleich mir ein ſicherer Hinweis dafür nicht erinnerlich iſt, daneben fallen eine Maſſe moderner Rouſſeauſcher, vielleicht auch Voltaireſcher Züge auf. Antik empfunden iſt die Unterwerfung Zeus' unter das Schickſal, der Götterſtürmer und Menſchenbildner fand ſo recht den Widerhall im Genieweſen mit ſeinem Einreißen alter und dem Bilden neuer Formen.

Nur noch einige Worte über die Beſchäftigung des jungen Goethe mit griechiſchen Proſaikern. Schon in Straßburg beſchäftigte er ſich um des Sokrates Willen mit Platon und Xenophon, in den Ephemeriden vergleicht er den Mendelsſohnſchen Phädon mit dem Platoniſchen,[55]) wobei er jede Abweichung Mendelsſohns von dem Original anzeigt. Wenn er hier auch Plato nach J. B. Köhlers Überſetzung benutzt,[56]) ſo muß er doch daneben das Original herangezogen haben, denn der Brief an Herder aus dem Ende des Jahres 1771 ſchließt mit einem wörtlichen Zitate aus der Apologie.[57])

Von dem Plane eines Sokrates wiſſen wir weiter nichts als die Stelle im Briefe an Herder aus dem Jahre 1771: „Jetzo ſtudir' ich Leben und Tod eines andern Helden und dialogiſir's in meinem Gehirn. Noch iſt's nur dunkle Ahndung. Den Sokrates, den philoſophiſchen Heldengeiſt, die Eroberungswut aller Lügen und Laſter, beſonders derer, die keine ſcheinen wollen, oder vielmehr den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menſchen, die εξουσιαν des μετανοειτε, die Menge, die gafft, die wenigen, denen Ohren ſind zu hören, das Phariſäiſche

[54]) E. Schmidt, Goethe-Jahrbuch XX, 9*.
[55]) W. 37, 102 ff.
[56]) W. 38, 232.
[57]) Br. 2, 13.

Philiſtertum der Meliten und Anyten, die Urſache nicht, die Verhältniſſe nur der Gravitation und unendlichen Übergewichts der Nichtswürdigkeit."

Läßt ſchon, die etwas wirre Aufzählung der Gedanken, die noch nicht gegen einander abgewogen ſind, erraten, in welcher Weiſe der Plan des Ganzen etwa gedacht, oder richtiger, was der Gegenſtand des Stückes, ſeine leitende Idee ungefähr ſein ſollte, ſo führt der Hinweis auf Hamann, dem die in Anführungsſtrichen gegebenen Worte entnommen ſind, uns ſchon etwas weiter. In ſeinen ſokratiſchen Denkwürdigkeiten hatte Hamann, im Gegenſatz zwiſchen Sokrates und ſeinen Gegnern ſogleich den Gegenſatz des „Sturmes und Dranges, des Genies gegen die Aufklärung erkannt." Das daimonion des Sokrates, daß es etwas gab, was nicht ohne Reſt in der Vernunft der Aufklärer aufging, war der ſpringende Punkt, der ihn zum Träger der von den Genies mit Eifer aufgegriffenen neuen Ideen machte. An ihm ſchieden ſich beide; Homer und Shakeſpeare werden auch hier zum erſtenmale nebeneinander genannt.[58]) Durch Herder vorbereitet auf Hamanns dunkles Weſen, ahnte er bald, daß hinter den dunklen, teilweiſe abſtruſen Sätzen etwas mehr als alltägliche Ware ſtecke und mit genialem Blick erfaßte er den Punkt an dem ſich beide berührten: Das Genie im Kampfe mit ſeiner Umgebung, wird das Thema, zu dem die von Pindar herrührenden Anregungen gewiß nicht wenig beigetragen haben. So ungefähr läßt ſich vielleicht das Sokratesprojekt in einigen Grundlinien auffaſſen; zu einer Ausführung iſt es leider nicht gekommen, für unſeren Zweck können wir aber ſoviel wieder entnehmen, daß es große, in Goethe ſelbſt ſchlummernde Ideen waren, die ihn den großen Griechen innerlich näher brachten, und ſo die Beſchäftigung erklären.

Auch ſpäter muß ſich der junge Goethe noch weiterhin mit antiker Philoſophie beſchäftigt haben. So klingen die Worte, die Franz an Adelheid im Götz richtet, doch ohne Frage an ein griechiſches Vorbild an: „Lägen wir in einer uranfänglichen Nacht, ehe das Licht geboren ward! oh, ich würde an deinem Buſen der ewigen Götter einer ſeyn, die in

[58]) Jacob Minor, J. G. Hamann in ſeiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode, Frankfurt 1881, S. 29.

brütender Liebeswärme in ſich ſelbſt wohnten, und in einem Punkte die Keime von tauſend Welten gebaren und die Glut der Seligkeit von tauſend Welten auf einen Punkt fühlten.“ [59])

Noch deutlicher ſpricht der Einfluß griechiſcher Philoſophie aus folgender Stelle des Satyros: [60])

„Vernehmt, wie im Unding
Alles durcheinander ging;
Im verſchloß'nen Haß die Elemente toſend,
Und Kraft an Kräften widrig von ſich ſtoßend,
Ohne Feinds-Band, ohne Freunds-Band
Ohne Zerſtören, ohne Vermehren.
Wie im Unding das Urding erquoll,
Lichtsmacht durch die Nacht ſcholl,
Durchdrang die Tiefen der Weſen all,
Daß aufkeimte Begehrungs-Schwall
Und die Elemente ſich erſchloſſen
Mit Hunger in einander ergoſſen,
Alldurchdringend, alldurchdrungen.
Wie ſich Haß und Lieb gebar
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das ganze klang
In lebend wirkendem Ebengeſang,
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,
Und auf und ab ſich rollend ging
Das all und ein' und ewig' Ding
Immer verändert, immer beſtändig!“

Man braucht hier wohl nicht beſonders auf griechiſchen Einfluß hinzuweiſen, das ganze nimmt ſich ja beinahe aus wie ein kurzer Überblick über die kosmiſche Theogonie der Griechen; das Chaos, νεῖκος und φιλία, Empedokles und die Sphärenmuſik des Pythogoras ſind doch unverkennbar.

Wenden wir uns nun noch zu einer kurzen Betrachtung des Verhältniſſes des jungen Goethe zu römiſchen Autoren.

Horaz verſchwand natürlich nicht aus dem Geſichtskreiſe, zur Bekräftigung dafür diene ein Hinweis. Je ſelbſtändiger Goethe wurde, um ſo größer wurden die Anſprüche, die er an ſich und andere ſtellte. Die einfache Kenntnis der Mythologie und ihr Hinüberziehen in die eigenen Werke tat es nicht mehr. So ſchreibt er, als er bei den lyriſchen Gedichten

[59]) D. j. G. 2, 184.
[60]) D. j. G. 3, 483.

Blums, die er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen[61]) beſpricht, „er wiſſe faſt nicht mehr, ob er wünſchen ſolle, daß junge Dichter die Alten frühe leſen ſollten“. Dieſe Art der Nachahmung war dem durch die Griechen befreiten und zu einer höheren Stufe künſtleriſchen Schaffens gehobenen Dichter unangenehm aufgefallen; „jeder, der ſeinen Horaz kenne, müſſe finden, daß Blum ganz in deſſen Schlepptau fahre.“ — Daß das Kind den Terenz geleſen haben will, wiſſen wir aus Dichtung und Wahrheit,[62]) wie weit der Jüngling an den Lenz'ſchen Luſtſpielen nach dem Plautus, deren Mitautorſchaft ihm von den Zeitgenoſſen fälſchlich zugeſchrieben wurde, beteiligt war, entzieht ſich unſerer näheren Kenntnis. Es läßt ſich daher auch nicht ſagen, welche Schuld ihm an der unſer hiſtoriſches Empfinden manchmal peinlich berührenden Modernisierung der Komödien beizumeſſen iſt. Wenn Goethe in einem Briefe an Salzmann[63]) wünſcht, daß der Autor an einigen Stellen dem Plautus wieder näher, bei anderen noch weiter von ihm abrücken möchte, ſo wäre man verſucht dies auf einen Hauptmangel der Lenz'ſchen Bearbeitung zu beziehen. Lenz berückſichtigt nämlich gar nicht die ganz verſchiedenen Zeitverhältniſſe, indem er einfach die Stücke aus ihrem antiken Boden reißt, und ſie in die Gegenwart verſetzt. Daß das zu verſchiedenen Härten führen mußte, iſt ja klar, wenn z. B. der antike Sklave vollſtändig dem Dienſtboten der neueren Zeit gleichgeſetzt, verkauft und vertauſcht wird. Doch gleichviel, ob es ſich um ſolche Einzelheiten handelt, aus dem Ganzen geht ohne Frage hervor, daß ſich Goethe in der Zeit zwiſchen dem Götz und Werther eingehender mit dem Plautus beſchäftigte, und daß er ihn, wie das ja nicht anders zu erwarten iſt, im Original geleſen hat.

Der Plan zum „Cäſar“, mit dem ſich ſchon der Straßburger Student befaßte, wird jetzt wieder aufgenommen, doch ſcheinen hierbei weniger direkte Anregungen aus antiken Quellenſtudien geſchöpft zu ſein, mit Ausnahme natürlich derjenigen, die durch die Perſon des Helden und ſeine Geſchichte gegeben

[61]) W. 37, 217.
[62]) B. 6. W. 27, 39/40.
[63]) Br. 2, 68 (6. März 1773). Vgl. dazu A. Stöber, der Aktuar Salzmann 1855, S. 54. Anm.

waren. Voltaire wird auch hier wieder, wie sonst so oft, zu berücksichtigen sein, darauf weist wenigstens eine Notiz in Lavaters Tagebuch vom 29. Juni 1774 hin, wo es heißt[64]: „Goethe viel von seinem Julius Caesar, — rezitierte ganze Stellen aus Voltaire." — Im ganzen genommen sind ohne Zweifel die Römer gegen die Griechen in den Schatten getreten. Noch zu Beginn der Straßburger Zeit hatte der junge Goethe mit seiner Vorliebe für Ovid Herdern gegenüber einen schweren Stand. Es ist bezeichnend für den noch in den Leipziger Anschauungen befangenen Dichter, dem ja diese Vorliebe entsprach, wie er seine Ansicht begründet.[65]) Für seine jugendliche Phantasie könne nichts erfreulicher sein, als in jenen herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen. Das entspricht so ganz der anakreontischen Tändelei des Verfassers des Leipziger Liederbuches. Herder aber war anderer Ansicht, er fand keine Wahrheit in diesen Gedichten, hier sei weder Griechenland noch Italien, alles sei nur Nachahmung des schon dagewesenen und eine manierierte Darstellung, wie sie sich nur bei einem Überkultivierten erwarten lasse. Das war im Anfange der Straßburger Zeit. Goethe wird sich allmählich eben infolge eigener griechischer Studien der Herderschen Auffassung genähert haben, denn die kräftigen griechischen Gestalten traten nun immer mehr und mehr in seinem Gedankenleben in den Vordergrund.

Zu einer klaren Empfindung des Gegensatzes zwischen Griechen und Römern, bezw. zu einer Betrachtungsweise, die auf Grund vollständiger Beherrschung des Materials den einen gegen den andern ausspielt, scheint der junge Goethe noch nicht gekommen zu sein; dem alten Dichter schieden sich natürlich diese Gegensätze deutlich von einander; griechische Kultur und griechisches Wesen empfindet und wertet er als Ganzes und wägt es gegen römisches, germanisch-deutsches und hebräisch-alttestamentliches ab, ohne uns im Zweifel darüber zu lassen, um wie viel höher er das griechische Wesen setzt. Bezeichnend dafür sind die späteren Worte:[66]) „Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher

[64]) A. a. O. S. 92.
[65]) D. u. W. B. 10. W. 27, 319 f.
[66]) Winckelmann, W. 46, 40.

durch das Eindrängen nordiſcher Völker, und die daraus entſtandene Verwirrung das Menſchengeſchlecht in eine ſolche Lage gekommen, daß alle wahre reine Bildung in ihren Fortſchritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht werden." Noch mehr ſpricht der Unmut aus einer Äußerung, die Böttiger[67]) überliefert hat:

„Beim erneuten Studium Homers empfinde ich erſt ganz, welches unnennbare Unheil der jüdiſche Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitereien und ägyptiſch-babyloniſchen Grillen (?) nie kennen lernen, und wäre Homer unſere Bibel geblieben, welch' eine ganz andere Geſtalt würde die Menſchheit dadurch gewonnen haben!" Dieſer ſcharfe Ausſpruch läßt ſich gewiß durch andere, wo er der Bibel z. B. eine ganz andere Bedeutung für ſeine Entwickelung zugeſteht, ſehr korrigieren; um helleres Licht auf den jungen Goethe zu bekommen, war es notwendig, auf dieſe ſcharf ausgeſprochenen Anſichten einmal hinzuweiſen, um den Kontraſt deutlicher hervorzuheben. Im jungen Goethe leben die Vertreter dieſer verſchiedenen Kulturen noch ganz ruhig nebeneinander. Greifen wir aus den Plänen des Dichters aufs geradewohl einige heraus, ſo wird die griechiſche Kultur durch Prometheus und die Odendichtung der Nachſtraßburger Zeit vertreten, der ewige Jude zeigt uns den bibliſchen Hintergrund und im Fauſt kommt ſchließlich die deutſche Welt zum Worte. Aus ihren Sphären ſaugt die Sprache und Phantaſie des Dichters ihre Nahrung. Bibliſche Bilder und Hans Sachſiſch-volkstümliche Wendungen gehen manchmal ganz unabhängig vom jeweiligen Stoffe neben homeriſchen Typen einher, doch will es faſt ſcheinen, als wollten um das Jahr 1773 die aus dem griechiſchen Altertum entlehnten Bilder überwiegen.

In die griechiſche Welt träumt er ſich am liebſten um dieſe Zeit; in ſeinem Arbeitszimmer umgeben ihn Gipsabgüſſe antiker Meiſterwerke, ihrer gedenkt Lavater beſonders noch in ſeinem Tagebuche,[68]) ja in Klingers leidendem Weibe[69]) hat ſicher Goethes Manſardenzimmer vorgeſchwebt, wo Franz, dem der junge Goethe ohne Frage manchen Zug geliehen,

[67]) Litterariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen, 1838. 1, 49.
[68]) A. a. O. S. 89.
[69]) Akt 2 Szene 3. Leipzig 1775, S. 60.

Laokoon und Venus apostrophiert. In seine Sprache verweben sich unwillkürlich diese Eindrücke, wenn er z. B. an Kestner schreibt:[70] „Es grüsst euch meine Schwester, es grüsen euch meine Mädgen, es grüsen euch meine Götter. Namentlich der schöne Paris hier zur rechten, die goldene Venus dort und der Bote Merkurius, der Freude hat an den schnellen, und mir gestern unter die Füse band seine göttliche Solen die schönen, goldnen, die ihn tragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde, mit dem Hauche des Windes." Homerische Eindrücke sind hier unverkennbar wiedergegeben.[71] Bis in die kleinsten Regungen des Sprachgebrauches läßt sich der belebende Einfluß der Antike beim jungen Goethe nachweisen, was natürlich im einzelnen hier nicht geschehen kann. Nur auf eines möchte ich zur Bekräftigung dieser Ansicht hier noch besonders hinweisen: Man lese einmal die Oden der Leipziger Zeit, z. B. an Behrisch, an Kuchenbäcker, Händel und Zachäriae durch, und wende sich dann zu den im Stile Pindars gehaltenen und von ihm beeinflußten Dithyramben der Zeit kurz nach Straßburg. Der Unterschied muß jedem in die Augen fallen, der neben dem Gesamteindruck, den er von den Gedichten als ganzen bekommt, auch die Einzelheiten, die den Unterschied herbeiführen, beachtet. Die größere Frische und Stärke in den Bildern der späteren Zeit fällt doch sofort in die Augen. Waren es in der Leipziger Zeit hergebrachte Bilder aus der landläufigen Anakreontik, höchstens unter Verwertung einiger horazischer Eindrücke, so tragen die Hymnen der späteren Zeit unverkennbar den Stempel der Ursprünglichkeit an der Stirne. Der Einfluß der Griechen hatte sich geltend gemacht, ihre Sprache, ihre Bilder hatten auf die Phantasie des jungen Goethe befruchtend eingewirkt, und es zeigt sich, wie es bei freien Lehrern der Fall zu sein pflegt, ihre Einwirkung nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in der Anregung zum eigenen selbständigen Schaffen. Frei und kräftig, in Wort und Bild im Griechischen schwelgend zieht der Gedankenfluß unseres Dichters jetzt an uns vorüber, und wie gesagt nur in ganz freier Weise an seine Vorbilder erinnernd.

[70] Br. 2, 62/3 (5. Februar 1773).

[71] Vergl. dazu Thalmayr, Goethe und das klassische Altertum. Leipzig 1897. S. 29.

An einem Beiſpiele läßt ſich das Verhältnis des jungen Goethe zum klaſſiſchen Altertume am beſten klarſtellen: an dem Verhalten zu Wieland. Noch dem Leipziger Studenten war Wieland das Muſter eines Dichters, dem er in ſeinen kühnſten Träumen kaum gleichzukommen hoffte, in der Muſarion glaubte er die Antike neu und lebendig wiederzuſehen, und höchſt unangenehm berührte es ihn, wenn Profeſſor Erneſti im Kolleg über Ciceros Orator ſo manches Tadelhafte in den die Jünglinge völlig einnehmenden Schriften Wielands aufzuzählen wußte.[72])

Und dann nimmt wenige Jahre ſpäter in einer ſeiner ſchärfſten Satiren mit der „Harlekinspeitſche", wie Hamann[73]) ſagt, der Stürmer und Dränger den Hofrat und Prinzenhofmeiſter in Weimar in einer Weiſe mit, daß es mindeſtens auffallen muß, wie die anfängliche Verehrung ſo ganz in das Gegenteil umſchlagen konnte. Woran hat das gelegen? Im Grunde eben an der verſchiedenen Auffaſſung des klaſſiſchen, beſonders griechiſchen Altertums. Vergegenwärtigen wir uns einmal die Lage: In ſeinem Singſpiel „Alceſte" hatte Wieland den von Euripides gegebenen Stoff in ſeiner Weiſe ſich zurecht gelegt und dieſe Bearbeitung in ſechs Briefen über das deutſche Singſpiel Alceſte[74]) im deutſchen Merkur begründet. Denn mit Wielands Auffaſſung konnte der Goethe, der ſich ſchon gewöhnt hatte, die Griechen mit eignen Augen anzuſehen, ganz und gar nicht einverſtanden ſein, im Gegenteil forderte die ganze Behandlungsart Wielands, der im Grunde genommen die antiken Geſtalten doch auch nur durch ſeine Augen ſah, den Spott des jungen Goethe heraus. Eine perſönliche Spitze iſt dabei nicht zu verkennen. Wieland hatte ſeine Briefe über die Alceſte an Jacobi gerichtet, auf die Jackerls war nun Goethe ſchon lange nicht gut zu ſprechen, und ſo machte er in der Farce Götter, Helden und Wieland ſeinem Innern Luft. Wieland wird im Traum vor die Beteiligten zitiert, in der Gegenüberſtellung der Alten mit dem Herausgeber des Merkur, der in der Nachtmütze erſcheint und in ſeinen Reden eine klägliche Figur macht, hat ſich der Humor und die

[72]) D. u. W. W. 27, 67.
[73]) An Herder, 14. Aug. 1775, a. a. O. 5, 158.
[74]) 1773. 1, 34 ff.

Fehdeluſt des jungen Goethe ſichtlich ein wenig viel zugut getan. Recht und Unrecht wird auf beiden Seiten, wie das ja meiſtens der Fall iſt, zu ſuchen ſein; um uns nun zu unſerm Zwecke das für uns in Betracht kommende herauszuholen — die ganze Satire iſt ja voll von allerhand Anſpielungen — wollen wir uns das Stück einmal wenigſtens in ſeinen Hauptpunkten genauer anſehen. Vorauszuſchicken iſt vorerſt, daß Goethe, als er ſich mit Wieland auseinanderzuſetzen anſchickte, des Euripides Alkeſtis, wenn auch vielleicht mit Hülfe einer franzöſiſchen Überſetzung, doch im Urtext geleſen haben muß. Morſch [75]) hat das wie mir ſcheint mit zwingenden Gründen, beſonders auf Grund einer Stelle, die nur im griechiſchen Text und bei Goethe in gleichem Sinne ſteht, nachgewieſen.

Die Farce kann man in zwei Akte einteilen, einmal die Auseinanderſetzung Wielands mit Euripides über die Behandlung Admets und der Alceſte, wobei dieſe, die als Beteiligte doch auch ein Wort mitzureden haben, ihrem griechiſchen Dichter ſekundieren, und dann in das Zwiegeſpräch Wielands mit Herkules, der über den Tugendbold, den Wieland aus ihm gemacht hat, nicht gerade ſehr erbaut iſt. Vorher geht noch ein kleines Geplänkel zwiſchen Wieland und Merkur, das aber bald mit einem mitleidigen Achſelzucken ſeitens des Pſychopompos abgebrochen wird.

Die Götter hatten den dem Tode verfallenen Admet Geneſung zugeſagt, wenn freiwillig ein anderer an ſeiner Stelle in den Hades gehen wollte. Aber niemand findet ſich, ſelbſt die alten Eltern des Königs, die ſchon am Grabesrande ſtanden, wollten das Licht der Sonne nicht mit dem Schattenreiche vertauſchen; da weiht ſich Alkeſtis, die Gemahlin des Königs, dem Tode, um ihrem geliebten Gatten das Leben zu erhalten.

Wieland nahm Anſtoß, nicht daran, daß Alkeſtis ſich opferte, ſondern daß Admet feig genug war, das Opfer anzunehmen, er läßt Admet gar nichts wiſſen von dem Vorhaben ſeiner Gattin, an ſeiner Stelle in den Orkus zu ziehen. Hier griff nun Goethe Wieland an. Er hatte, wie Morſch [76]) ſagt, „durch ſeine, wenn auch ſprungweiſe erworbene und un-

[75]) Goethe und die griechiſchen Bühnendichter. Progr. Berlin 1888. S. 5.

[76]) A. a. O. S. 7/8.

vollkommene Beſchäftigung mit antiken Dichtern doch ſchon ſo viel vom Geiſte des Altertums gefühlt", daß er hinſichtlich der Forderung der griechiſchen Weltanſchauung ganz richtig ſagte: „Ein junger ganz glücklicher, wohlbehaglicher Fürſt, der von ſeinem Vater Reich und Erbe und Herde und Güter empfangen hatte, der ſollte nicht ewig zu leben wünſchen?" Und Morſch führt weiter aus, Goethe konnte mit Recht darüber ſpotten, wie in das Verhältnis eines griechiſchen Mannes und einer griechiſchen Frau — das der Frau doch eine untergeordnete Stellung anwies — die Empfindſamkeit des 18. Jahrhunderts hineingetragen wurde.

Nun tritt Herkules auf, der auch mit Wieland abzurechnen hat.

Als Alkeſtis geſtorben war, erſcheint bei Euripides Herakles; er war auf dem Wege eine der ihm befohlenen Taten auszuführen und bittet den König um Gaſtfreundſchaft. Um nun den Freund nicht abweiſen zu müſſen — das Gebot der Gaſtfreundſchaft war dem Griechen heilig — wendet und dreht ſich Admet um eine direkte klare Auskunft, ſo daß Herakles meint, nur eine Sklavin wäre geſtorben. Er geht in ſein Fremdenzimmer und trinkt und ſingt, bis ein Sklave, in der Trauer um die Herrin ergriffen, dem Nichtsahnenden die Sache klarlegt. Um ſein Unrecht wieder gut zu machen, ringt Herakles dem Gott der Unterwelt die Alkeſtis ab und bringt ſie ihrem Gemahle wieder. Wieland konnte natürlich einen Halbgott, der ſich betrinkt und der ein Flegel iſt, „ſeiner Gottheit unbeſchadet" nicht brauchen; in ſeinen Händen wird Herkules das Muſter eines braven Menſchen, ſchon die Worte, mit denen er ſich einführt, ſind bezeichnend:[77])

„O du, für die ich weiche Ruh
Und Amors ſüßem Schmerz entſage,
Du, deren Namen ich an meiner Stirne trage,
Für die ich alles thu,
Für die ich alles wage,
O Tugend!

Um der Tugend willen übernimmt er auch dieſen Kampf mit der Unterwelt und befreit Alceſte.

Bereits in dem lyriſchen Drama: „Die Wahl des Herkules",

[77]) Wieland, Alceſte 1773. S. 56.

das in usum delphini geschrieben und zum 17. Geburtstage des Herzogs aufgeführt worden war, hatte Wieland Herkules als Musterbild eines tugendhaften Helden hingestellt. Herkules hat die Wahl zwischen zwei Frauen, der Arete und Kakia, — Personifikationen der Tugend und des zum Laster führenden Genusses — natürlich entscheidet er sich, mit Rücksicht auf den Zweck, zu dem das Stück geschrieben war, für die Tugend.

Goethes Herkules hat das Wort „Tugend" überhaupt erst in der Unterwelt durch „ein paar alberne Kerls, die darüber keine Rechenschaft geben konnten", gehört. „Siehst du," sagt der Goethesche Herkules zu Wieland, „Euer Herkules ist ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege, wären mir die Weiber begegnet, eine unter den Arm, eine unter den, alle beiden hätten mit fortgemußt."

An diesen Punkten zeigt sich deutlich die Verschiedenheit der Auffassung beider. War Wieland gezierter, manierlicher, so ließ Goethe seine Helden eben seine Sprache reden, und das war die naturwüchsige ursprüngliche Sprache des jungen Genies, der eben den Götz geschrieben hatte. Im Namen der Natur, des Realismus wandte sich Goethe gegen Wieland, der hingegen die Formen, die eine feinere und vielleicht auch verfeinerte Bildung gebot, beobachtete.

Unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten haben beide natürlich die Gestalten des Altertums verschieden auffassen müssen.

Sehen wir nun auch zu, was Wieland an den Gestalten des Euripides in den Briefen über die Alceste auszusetzen hat:

Die Schilderung des Abschiedes, den Alkestis von der Lagerstätte nimmt, erscheint Wieland nicht passend für seine Gesellschaftskreise. Er stößt sich daran, daß Alkestis dem Gemahl das Versprechen abnimmt nicht wieder zu heiraten, wodurch ja beide in den Augen aller „schönen Seelen" verlieren müßten. Ferner verwirft er auch die Aussprache zwischen Vater und Sohn als komischen und unverständigen Zank. Dem Vater könne man es nicht verdenken, wenn er sich nicht für den Sohn opfern wollte, und außerdem wäre es im höchsten Grade ungebührlich, wenn der Sohn überhaupt darüber den Vater zur Rede zu stellen wage.

Es sind das alles Einwürfe, die sich gegen den Realismus des Euripides wandten. „Freilich ist alles, was Euripides

Lichtdruck: Kühl & Co., Frkft.

Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis
von Goudt nach Elsheimer gestochen.

ſagt, Natur," führt er aus,[78]) „aber glatte, rohe, oſtadiſche Natur!" Die Schuld daran dürfe man nicht auf die Griechen, nicht auf die Einfalt ihres Zeitalters ſchieben. Aeſchylus und Sophokles waren ja auch Griechen! Er ſchwärmte mehr für eine idealiſierte Auffaſſung des Altertums, und dieſe mußte allerdings ſeinem ganzen Weſen nach etwas ſüßlich und mattherzig, wie Goethe ſagt, ausfallen. So läßt er in den Grazien[79]) „die Götter, deren Sitten uns Homer nicht immer ſo fein und poliert vorſtellt, als man von Göttern billig erwarten ſollte," ſich durch den geheimen Einfluß der Charitinnen ſehr ändern. Sie brachen nicht mehr in ein unermeßliches Gelächter aus, wenn Vulkan die Stelle des Mundſchenken vertrat, und Jupiter drohte ſeiner Gemahlin nicht mehr, daß er ihr Schläge geben oder ſie mit einem Amboß an jedem Fuß zwiſchen Himmel und Erde hängen wollte.

An dieſen derben Bildern und Geſtalten hatte nun der junge Goethe gerade Gefallen. Er ſtack noch ſelber ſo im Realismus drin, daß ihm dieſe Züge als die Hauptſache erſchienen. Das Natürliche, das Lebenswahre war ihm das Kennzeichen des wahren Dichters, des wahren Künſtlers. Was Wieland die Wahrheit einer oſtadiſchen Landſchaft geringſchätzend nannte, zog gerade Goethe an.

In dem Aufſatz nach Falconet und über Falconet, der für die Beurteilung der künſtleriſchen Anſichten des jungen Goethe von größter Bedeutung iſt, beruft ſich Goethe — faſt möchte man es als Antwort auf die wegwerfende Äußerung Wielands anſehen — auf ein Stimmungsbild aus der niederländiſchen Schule, auf ein Bild von Goudt nach Elsheimer geſtochen, das er gewiß in des Vaters Sammlung geſehen hat (vgl. die Abbildung.[80]) Bei Philemon und Baucis hat ſich „Jupiter auf einem Großvaterſtuhl niedergelaſſen. Mercur ruht auf einem niederen Lager aus, Wirth und Wirthin ſind nach ihrer Art beſchäftigt ſie zu bedienen. Jupiter hat ſich indeſſen in der Stube umgeſehen, und juſt fallen ſeine Augen auf einen Holzſchnitt an der Wand, wo er einen ſeiner Liebesſchwänke, durch Merkurs Beihilfe ausgeführt, klärlich

[78]) Merkur 1, S. 233.
[79]) 1770, S. 147/8.
[80]) W. 37, 321 und Gwinner, Kunſt und Künſtler 1862, S. 97.

abgebildet sieht." Das war etwas für den Realismus des jungen Goethe, ungeachtet aller Verstöße, die in dem Bild gegen jede nur annähernd historische Auffassung der Antike gemacht sind, ruft er aus. „Wenn so ein Zug nicht mehr werth ist als ein ganzes Zeughaus wahrhafter antiker Nachtgeschirre, so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben." Der Zug der Natürlichkeit, der in diesem niederländischen Stimmungsbilde, das ganz im Geschmack und Kostüm dieser Zeit gehalten ist, liegt, hat ihn also so begeistert, weil er eben durch die Brille seines eigenen Realismus die Dinge ansah.

Wie kontrastiert das gegen Winckelmanns Auffassung von der Hoheit und Reinheit der Antike, der als allgemeines vorzügliches Kennzeichen griechischer Meisterstücke eine edle Einfalt und stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdruck ansah. Für Einfalt und Größe schwärmte der Goethe dieser Zeit auch, aber nur im Sinne realer Urwüchsigkeit, vielleicht burschikoser Derbheit, im niederländischen Geschmacke. Von einer Ruhe, die wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, kann hier doch nicht die Rede sein. Dazu war erst die Arbeit noch mehr als eines Jahrzehntes nötig. In der Iphigenie liegt das Produkt dieser Arbeit vor uns, griechisch und doch wieder nicht griechisch, Form und Inhalt durchgeistigt von neuen Ideen. So war Goethe denn auch dem näher gekommen, was Wieland vielleicht gewollt, indem er sich das Recht ausbedang, die Gestalten nach seiner Weise bearbeiten und veredeln zu dürfen. Was aber Wieland nicht gegeben war, vollendet — allerdings erst der reife — Goethe, und so ward die bald folgende Aussöhnung beider später auch tiefer begründet. Goethe, der in seiner Jugend gewiß dem Altertum mit seiner burschikosen Auffassung eben wegen der in ihr liegenden Natürlichkeit näher gekommen war, als der wegen seiner Mattherzigkeit und gezierten Auffassung von ihm bekämpfte Wieland, schlug später doch im Prinzip dieselbe Richtung ein wie dieser. Auf Grund einer durch intimere Kenntnis der Alten sowie des eignen Innern gewonnenen Kunstanschauung dichtete er, wie Seuffert[80]) sagt,

[81]) Seuffert, der junge Goethe und Wieland. Z. f. d. A. Bd. 26 (N. F. 14, 3) 1882. S. 276.

ſeine Iphigenie nicht im Stile, aber im Sinne der Alceſte; ſeeliſche Vertiefung des übernommenen Stoffes, die Wieland angeſtrebt und in ſeiner Weiſe auch erreicht hat, ſpricht aus der Goetheſchen Iphigenie.

Doch von einer ſolchen Auffaſſung war unſer Dichter noch mehr als zehn Jahre entfernt. Einſtweilen ſind es noch nicht die klaren Linien der Iphigenie, nicht Ruhe und Stille, es iſt vielmehr noch ein leidenſchaftliches Stürmen und Toben. In dem dieſem innewohnenden dunklen Ahnen und gefühlsmäßigen Ergreifen der Antike, zeigt dieſe erſte Beſchäftigung des jungen Goethe eine auffallende Ähnlichkeit mit einer anderen Erſcheinung, die nicht weniger bedeutungsvoll für Goethes ganzes ſpäteres Leben werden ſollte, mit der Bekanntſchaft mit Spinoza. Auch hier haben wir es zunächſt nicht mit einem zuſammenhängenden Studium des Philoſophen zu tun, ſondern nur mit der Beſchäftigung auf den Raub hin. Was ihm in deſſen Werken gerade auffiel, fand in entſprechendem Boden Wurzel und zeitigte Früchte, die nur ein kongeniales Erfaſſen möglich macht. Und dieſes Erfaſſen mit dem Geiſt, dieſes ſich Hineinleben in die Geſtalten, iſt das Kennzeichen der kongenialen Beſchäftigung, die den jungen Goethe zu den Alten wie zu Spinoza zog, die Arbeit und Fleiß wohl regulieren und vertiefen, aber nicht erſetzen können.

In dem Gedichte „der Wanderer", das im erſten Rauſche der Bekanntſchaft mit Homer kurz nach der Straßburger Zeit entſtanden iſt, ſchildert der Dichter das Leben einer bäuerlichen Familie, die ſich unter den Trümmern eines alten Tempels ihre Hütte gebaut hat. Die junge Frau will dem ermatteten Fremdling Erfriſchung holen, inzwiſchen nimmt dieſer das Kind auf den Arm und ſpricht im Anblick der ihn umgebenden Ruinen den Segensſpruch über das Kind, der als Bekenntnis des jungen Goethe den Schluß bilden möge:

„Du, geboren über Reſten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh ihr Geiſt auf dir!
Welchen der umſchwebt,
Wird in Götterſelbſtgefühl
Jedes Tags genießen."

Goethe und die „Hofdame“.

Von Professor Dr. Otto Heuer in Frankfurt a. M.

Nie hat ein Dichter einen so tiefgehenden Einfluß auf die geistige Entwicklung der Mit- und Nachwelt ausgeübt wie Goethe. Wir denken seine Gedanken und geben ihnen in der Sprache Ausdruck, die er geschaffen. Er hat die geistige Einheit unseres Volkes begründet, die der politischen vorhergehen mußte. Und doch hat er niemals Schule gemacht wie Gottsched, Gleim, Klopstock, Wieland. Er selbst sagt: „Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mitteilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen: In diesem Sinne war ich Meister von niemand.“ Man hat wohl gemeint, ihm habe das Geschick und die Lust dazu gefehlt. Gewiß, er, der große Erzieher, war kein Schulmeister und wollte es nicht sein. Poetischer Gehalt war ihm Gehalt des Lebens selbst. Und das Kunstwerk seines reichen Lebens mit seinem rastlosen Ringen, seinem Suchen und Finden hat er in durchsichtiger Klarheit vor aller Augen aufgebaut.

Ein gewaltiges Lehrgebäude für jedermann, und vor allem für den jungen Dichter.

Der ehrlich Strebende kann ohne Führer darin sich zurecht finden, in voller Freiheit es lernend und genießend durchwandern. Der Gewinn wird nicht eine Summe von Regeln und Vorschriften sein, sondern eine vertiefte Erkenntnis des Menschen und der Dinge, des eigenen Selbst, der Geist fühlt sich nicht in Schulfesseln gezwängt, sondern erhebt sich zum Bewußtsein der Freiheit, die sich selbst Gesetz sein muß. In diesem Sinne nennt sich Goethe den Befreier: „Denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken

müſſe, indem er, gebärde er ſich wie er will, immer nur ſein Individuum zu Tage fördern wird.“ In dieſem Zuſammenhange iſt es auch verſtändlich, daß der Weimarer Patriarch es vermied die ihm in reicher Fülle zur Begutachtung unterbreiteten poetiſchen Erzeugniſſe der Jüngeren einzeln zu beſprechen und zu kritiſieren. Er verfolgte alles redliche Bemühen als wohlwollender Beobachter, ja mit liebevoller Teilnahme, hie und da regten ihn einlaufende Bücher zur Wiedergabe gehaltvoller Betrachtungen an, aber die ſehnlich gewünſchte Kritik und Belehrung blieb aus.

In den Aufſätzen „Für junge Dichter“ und „Noch ein Wort für junge Dichter“ wandte er ſich an die Geſamtheit der Fragenden mit tiefen, weisheitsvollen Ausſprüchen über das Weſen wahrer Kunſt. Mochte jeder daraus entnehmen, was ſeiner Natur gemäß war.

Um ſo bemerkenswerter erſcheint daher ein Fall, in dem der alte Meiſter mit dem Werke eines jungen Anfängers auf das eingehendſte ſich befaßte, Winke und Lehren gab, ja zum Mitarbeiter wurde.

In dem 5. Bande der „Nachgelaſſenen Werke“ befindet ſich unter „Deutſche Literatur“ ein Aufſatz mit der Überſchrift:

„Die Hofdame, Luſtſpiel in fünf Akten von Franz von Elsholtz. Manuſcript.“

Auf den erſten Blick erkennt man, daß hier keine abgerundete Abhandlung vorliegt, ſondern daß wir es mit Briefen Goethes über dieſes Luſtſpiel zu thun haben. Sogar die Datierung iſt ſtehen geblieben. W. v. Biedermann hat daher mit Recht dieſen Aufſatz in die Hempelſche Ausgabe der Werke nicht aufgenommen, ſondern ihn zu den Briefen verwieſen. Er irrt nur darin, daß er annimmt, die Briefe über die „Hofdame“ ſeien an den Kanzler von Müller gerichtet geweſen. Es handelt ſich in Wahrheit um eine Correſpondenz Goethes mit dem Verfaſſer des Luſtſpiels, Franz von Elsholtz, von der dieſer bereits im Jahre 1835 im erſten Bande ſeiner Schauſpiele, „Zweite vermehrte und mit Goethes Briefen über „Die Hofdame“ verſehene Ausgabe“ Kunde gegeben hatte.

Die Elsholtzſchen Schriften ſind freilich ſo wenig bekannt, daß es begreiflich iſt, wie ſie ſogar der umfaſſenden Beleſenheit v. Biedermanns entgehen konnten.

Die zum Verständnis der Goetheschen Briefe nötigen Antworten des Empfängers fehlen aber auch an jener schwer zugänglichen Stelle, und es dürfte daher nicht überflüssig sein, die Correspondenz des Meisters und des Lehrlings — wie sie Elsholtz nennt — hier zum ersten Male im Zusammenhange zum Abdruck zu bringen und zwar nach den Originalen. Der Verfasser der Hofdame hat die für ihn so schmeichelhaften Briefe des Hochverehrten bis in sein hohes Alter als einen teuren Schatz bewahrt und sie einige Jahre vor seinem Tode dem Hochstifte „als ein Vermächtnis" gewidmet. Bei dieser Gelegenheit hat er seine eigenen Briefe in Abschrift angefügt und auch einige in Goethes Auftrage an ihn gerichtete Mitteilungen des Kanzlers von Müller, wie eine eigene Aufzeichnung über ein Gespräch mit Goethe, beigegeben.

Die Vergleichung mit dem erwähnten Aufsatze in den von Eckermann redigierten „Nachgelassenen Werken" zeigt, wie wenig umsichtig und kritisch der Redaktor vorging. Der Aufsatz erscheint willkürlich und fragmentarisch aus den Briefen herausgegriffen, und man kann ihn in Zukunft, nach v. Biedermanns Vorgang ohne Schaden aus den Werken fortlassen. Die Pietät gegen Goethe auch auf den guten Eckermann auszudehnen, haben wir doch keine Veranlassung.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Elsholtz fällt in die Jahre 1825 und 1826. Franz von Elsholtz, 1791 zu Berlin geboren, hatte als Ziethenhusar die Freiheitskriege mitgemacht, als Rittmeister den Militärdienst verlassen, um, nach kurzer Verwendung im Staatsdienst seinen literarischen Neigungen zu leben. Lange Reisen in Deutschland, England und Holland, und besonders 1823—25 in Italien erweiterten seinen Gesichtskreis. 1826 übernahm er die Redaktion der Zeitschrift „Eos" in München. Dorthin kehrte er auch als Gothaischer Legationsrat und Geschäftsträger zurück, nachdem er von 1827—1830 das Gothaer Hoftheater geleitet hatte. Auf seiner Villa am Starnbergersee starb er im Februar 1872, 80 Jahre alt, nachdem er noch die Gründung des Reiches erlebt und als Veteran aus den Freiheitskriegen den Einzug der Truppen in München mitgemacht hatte. Er war ein Mann von Geschmack und vielseitiger Bildung, ein feinsinniger und formgewandter Schriftsteller, der an guten Mustern mit Verstand sich geschult hatte.

Seine Trauer- und Luſtſpiele, von denen nur der dramatiſche Scherz „Komm her“ durchſchlagenden Bühnenerfolg hatte, ſind korrekt aufgebaut und glatt durchgeführt. Er läßt ſich niemals einen groben Verſtoß zu Schulden kommen, aber es fehlt ihm die dramatiſche Kraft. Er iſt ein hübſches formales Talent, aber kein bahnbrechendes Genie.

Seine Begabung wies ihn daher hauptſächlich auf das Luſtſpiel hin. Aber ſelbſt das unſtreitig bedeutendſte von dieſen, die „Hofdame“, konnte auf dem Theater kein Glück machen. Nur vereinzelt, ſo in Gotha und Frankfurt a. M., gelangte ſie zur Aufführung, ſie iſt in dem breiten Strome der dramatiſchen Literatur verſunken und heute längſt vergeſſen.

Das Manuſkript der Hofdame in ſeinem urſprünglichen Zuſtande kennen wir nicht, uns liegt nur der Druck vor, der die Goetheſchen Verbeſſerungen bereits enthält. Der Gang der Handlung iſt aber, wie der Briefwechſel zeigt, durch dieſe Veränderungen kaum berührt.

Ein junger, geiſtvoller Fürſt, dem Zwang der Ehe abhold, wird durch das Staatsintereſſe genötigt, einer ſolchen Feſſel ſich zu fügen. Er iſt der erwarteten fürſtlichen Braut entgegengeritten, aber die Jagdleidenſchaft hat ihn auf die Spur eines Wildes geführt, die ihn Braut und Hofſtaat vergeſſen läßt. Durch dringende Boten zurückgerufen, begegnet er der ihm beſtimmten Gattin, die, ebenfalls eine impulſive, ſelbſtändige Natur, inzwiſchen angelangt iſt, kühl, verliebt ſich aber auf den erſten Blick in ihr bildſchönes Hoffräulein Kunigunde. Zwiſchen dem Hofmarſchall, der über das etikettenwidrige Betragen ſeines Herrn entſetzt iſt, dem Fürſten und ſeinem Freunde, dem Dichter Graf Adamar, entwickeln ſich dann Auseinanderſetzungen, die uns näheren Einblick in die Charaktere gewähren. Der Fürſt, edel, aber noch nicht Herr ſeiner Neigungen und Leidenſchaften, Adamar, auf einer höheren Stufe der Selbſtbeherrſchung und des Pflichtgefühls. Die Fürſtin hat inzwiſchen in der ihr zugewieſenen Hofdame, der Gräfin Roſalie, eine frühere Freundin wiedergefunden, die ihre Vertraute wird, wie Adamar, ihr heimlich Verlobter, der Freund des Fürſten iſt.

Die kluge und liebenswürdige Roſalie tritt nun in den Mittelpunkt der Handlung. Die Ankunft der Fürſtin ſoll mit

einem Maskenfest gefeiert werden. Der Fürst will von Rosalie erfahren, welche Maske die schöne Kunigunde tragen wird. Die Fürstin, die in Italien eine römische Prinzipessa gekannt, die Adamar einst heiß geliebt hat, wünscht den interessanten Mann näher kennen zu lernen und verlangt dessen Maskenkleid zu wissen. Rosalie, um den Geliebten bangend, gibt ihr des Fürsten Maske an, die sie von Adamar erfahren, und nennt dem Fürsten statt Kunigundens Verkleidung die der Fürstin.

So entwickelt sich auf dem Balle ein tolles und zugleich graziöses Spiel der Verwechslungen.

Der Fürst gesellt sich zu seiner verschmähten Braut, in der er das schöne Fräulein vor sich zu haben glaubt, und wird von ihrem Geist und ihrer Liebenswürdigkeit bezaubert. Die Fürstin empfängt einen ähnlich günstigen Eindruck von ihrem interessanten Gesellschafter, dem vermeintlichen Adamar.

Aber auch des wirklichen Adamar stolze Tugend kommt in Versuchung. In Rosalien, die ihn mit der römischen Geliebten neckt, glaubt er die Fürstin zu erkennen, deren Interesse ihm schmeichelt. Auf sein Verlangen nimmt sie die Maske ab, und er sieht beschämt seine Verlobte vor sich, die sich zürnend von ihm abwendet.

Der Fürst hat indessen in seiner Partnerin eine gleichgestimmte, für alles Schöne begeisterte Seele gefunden. Sie schwärmen von ihrem geliebten Italien.

Fürst:

So waren Sie denn auch in jenem schönen Lande,
Das in der Sehnsucht Ring, in der Erinnerung Bande
So fest die Seelen legt, die seinen Reiz erfaßt?
Du wirtlich holdes Land, das von dem fremden Gast
Nur offne Augen heischt, und Sinne zum Genießen,
Anstatt mit Regelzwang ihn mürrisch zu umschließen,
Du hast mit Deinem Reiz auch diese Brust erfüllt . . .

Fürstin:

Sie schwärmen für dies Land, doch mag ich gern gestehn,
Ein neues Leben schien auch mir dort aufzugehn.
Wie liebt' ich dieses Rom und seine stolze Stille
Wo jedem zum Gesetz nur dient der eigne Wille . . .

Fürſt:

Wie oft noch, da ich Sie ſo gleich geſtimmt mir fand,
Bereiſen wir im Geiſt das wunderbare Land.
Noch einmal möcht' ich ſatt an ſeiner Bruſt mich trinken,
Mir iſt, als ſäh' ich mir die Marmorbilder winken!
Mit Ihnen möcht ich hin, mit Ihnen deren Reih'n
Im Vatikan durchzieh'n, bei Mond- und Fackelſchein.
O! Haben jemals Sie dies Schauſpiel wohl genoſſen?

Fürſtin:

Ich ſah vom Mondenlicht der Kunſt Trophä'n umfloſſen,
Wo der Gebilde Kraft ſich unumſchränkt bewies,
Weil mehr noch, als man ſah, das Dunkel ahnen ließ.

Fürſt:

Ganz recht! D'rum will ich gleich den Augenblick erhaſchen
Mit ähnlichem Genuß Sie hier zu überraſchen.
Da unſre Galerie viel Treffliches enthält
Und einen Saal, wohin das Licht von oben fällt.
Dahin — der Mond iſt voll — begleiten Sie mich morgen.

Fürſtin:

Sie träumen!

Fürſt:

Engel, nein! Was haſt Du zu beſorgen?

Fürſtin:

Der Anſtand — nimmermehr! beſteh'n Sie nicht darauf!

Fürſt:

O laß dem ſüßen Ja, das Du bekämpfſt, den Lauf.

Fürſtin:

Was denken Sie von mir?

Fürſt:

Das Edelſte, das Beſte!
O mache dieſen Tag Dir ſelbſt und mir zum Feſte!
Durch eitle Rückſicht nicht verkümmre den Genuß,
Den Kunſt gewähren will, und Liebe heil'gen muß.
Kein Hauch, gelob ich, ſoll die Sittſamkeit verletzen . . .

Unter der Bedingung, daß Roſalie ſie begleite, willigt die vermeinte Kunigunde in die gemeinſame Kunſtbetrachtung.

Am nächsten Tage ist nun der Fürst höchst betroffen im Gespräch mit der schönen, aber geistlosen, Kunigunde keine Spur des geistigen Reizes zu finden, der ihn „durch's Ohr" so entzückt hatte, ebenso verwundert ist die Fürstin über Adamar, der keine ihrer Anspielungen auf die gestrige Unterhaltung versteht. Die kluge Hofdame hat alle ihre Gewandtheit aufzuwenden, hier zu beschwichtigen, dort zu erklären, damit das zarte Gewebe der Täuschung, das ihre feinen Finger so kunstvoll geknüpft, nicht durch den tückischen Zufall zerrissen werde. Der reuige Adamar erhält Verzeihung und wird in das Geheimnis eingeweiht.

Am Abend trifft das fürstliche Brautpaar verschleiert und vermummt, ohne sich zu erkennen, in der dunklen Statuengalerie zusammen. Jeder findet jetzt das wahre Wesen des andern wieder, das am Tage ihm so verändert schien. Der Fürst macht aus seiner Liebe kein Hehl, und auch die Fürstin fühlt, daß die Freundschaft, die sie für den vermeintlichen Adamar zu empfinden glaubte, zur tieferen Neigung geworden ist.

Plötzlich erscheint, von Adamar geführt, der eben eingetroffene Vater der Fürstin, der das Brautpaar sucht. Der Schein der Lichter enthüllt beiden den beglückenden Irrtum, auf die erstaunte Frage des alten Herzogs gibt Rosalie die Aufklärung:

Ein Kunstwerk meisterhaft, voll Geist, im höchsten Stil,
Das durch des Loses Glück anheim dem Fürsten fiel,
Für welches ihm jedoch Geschmack und Liebe fehlte,
Vielleicht nur, — weil es sein und er's nicht selbst erwählte, —
Dies Kunstwerk, so voll Reiz, es stand verlassen da,
Indes er mit Begier — auf andre Werke sah.
Ein zweites Kunstgebild ward durch des Rufes Kehlen
Der Fürstin einst bekannt in Welschlands Marmorsälen,
Und durch die Schild'rung sie so sehr im Geist entzückt,
Daß ihr kein Reiz mehr galt, der andre Bilder schmückt.
Drum wagt' ich den Versuch, um Schaden vorzubeugen,
Von ihrem Irrtum sie und ihn zu überzeugen.
Dem Fürsten zeigt' ich dann das ihm gehör'ge Bild,
So wie es ist, nur mit erborgtem Namenschild.
Indes der Fürstin Blick ein andres Werk erscheinet,
Worin ihr Lieblingsbild zu schauen sie vermeinet.
Was ich gehofft, geschah. — Der Wahrheit ward der Sieg.

Und auf Adamars Frage: Wie nun? bekennt der Fürſt:

Ja, Freund, ich bin bekehrt.
Und durch der Liebe Glück von ihrer Macht belehrt!
Denn niemals hab ich mehr des Lebens Wert empfunden,
Als ſeit zu ew'gem Dienſt mein Herz ſich fühlt' verbunden.

Damit iſt zugleich die Moral des Stückes gegeben: Nur die wahre, echte Liebe zu einem würdigen Gegenſtand gewährt des Lebens Glück, nicht die Hingabe an die ungezügelten Wallungen des Herzens.

Wie der Verfaſſer in ſeinem Begleitſchreiben ausſprach, liegt die Komik dieſes Luſtſpiels weniger in den Perſonen, als in deren Lagen und Verhältniſſen. Nur die Nebenperſonen und Kunigunde ſind komiſche Figuren, ohne karrikiert zu ſein. Das Luſtige liegt in den Situationen. Die Schlußſzene erinnert an Beaumarchais' Figaro. Außer dem Brautpaare hat auch der Hofmarſchall mit Kunigunde, die den Fürſten in ihm vermutet, ſich in der Statuengalerie ein Rendezvous gegeben. Beide Paare fürchten und fliehen einander im Dunkeln, der Fürſt droht den Störenfrieden ſchwere Strafe. Es iſt nun eine Situation von überwältigender Komik, wie bei der Entdeckung, als der alte Herzog das ſpäte Zuſammenſein des Brautpaares ohne Zeugen doch etwas bedenklich findet, der Hofmarſchall mit Kunigunde aus dem Dunkel hervortritt und ſich in die Bruſt werfend mit den Worten:

Ganz ohne Zeugen nicht, mit Eurer Hoheit Gunſt,
Ich, der Hofmarſchall, auch ein Freund der ſchönen Kunſt,
Ich war nebſt Fräulein Holdt von Anfang an zugegen,

den Fürſten und ſich ſelbſt aus der Schlinge zieht.

Der Verfaſſer ſtellt an Goethe, dem er das Manuſkript, wohl durch den ihm befreundeten Kanzler von Müller, am 3. November 1825 überreichen ließ, die Doppelfrage, ob dieſe Art des feineren Konverſationsluſtſpieles überhaupt und ob ferner ſpeziell dieſes Stück ihm für die deutſche Bühne geeignet ſcheine.

Mitten im Feſtgeräuſch ſeines goldenen Jubeltages fand der Raſtloſe Zeit das Stück zu leſen. Bereits am 12. und 13. November diktiert er das erſte Gutachten an den Verfaſſer.

Am 19. verzeichnet sein Tagebuch schon wieder: „Erinnerung früherer Zeiten aufgeregt. Überlegung was für das Lustspiel: Die Hofdame zu thun seyn möchte", und am nächsten Tage „Das Lustspiel: Die Hofdame weiter bedacht." Am 11. Dezember folgen dann die eingehenden Vorschläge für die vorletzte Szene des ersten Aktes und im Juni 1826 ebensolche für den ersten Auftritt. Eine mündliche Aussprache sowie einige weitere kurze Mitteilungen beschäftigen sich mit der letzten Szene des ersten Aktes, über die Goethe und Elsholtz verschiedener Meinung waren.

Wie beantwortet nun Goethe die beiden Fragen des Verfassers? Auf die erste geht er mit keinem Worte ein, das persönliche Interesse, welches das hier vorliegende Stück in ihm erweckt, nimmt ihn so in Anspruch, daß er gar nicht daran denkt über die Berechtigung der Gattung im allgemeinen Betrachtungen anzustellen. Zudem wurde durch die Beantwortung der zweiten Frage auch die erste zum guten Teile mit erledigt. Und mit dieser Beantwortung konnte der Autor wohl zufrieden sein.

Goethe lobt die Verse, die Ökonomie und Szenenfolge, die Komposition und die Charakterzeichnung, nennt den Verfasser geistreich, das Werk ein verdienstliches. An den vier letzten Akten findet er nichts zu erinnern, der erste dagegen scheint ihm verbesserungsbedürftig und dazu macht er seine Vorschläge.

Die Korrespondenz beginnt mit der Erklärung: „dieses Stück hat mir viel Vergnügen gemacht". Leicht begreiflich, daß solche Worte aus dem Munde des Großen den jungen Autor förmlich berauschten, Zeit seines Lebens sein Stolz und sein Trost bei manchen Mißerfolgen waren. Goethe hatte seine Dichtung gelobt, damit war ihm der Dichterlorbeer aufs Haupt gedrückt, nur Unverstand und Mißgunst konnte diesen Kranz zerpflücken wollen.

Ganz so hatte es nun Goethe nicht gemeint. Eine Summe lobenswerter Einzelheiten gibt noch nicht das große Kunstwerk. Dazu gehört mehr. In einem allgemeinen Worte am Schlusse des zweiten Briefes hat Goethe es ausgesprochen „Ein dramatisches Werk zu verfassen, dazu gehört Genie"; und genial nennt er Elsholtz nirgends, so sehr er seine Vor-

züge ſchätzt. Nicht die künſtleriſche Bedeutung der Hofdame allein vermag uns alſo das weitgehende Intereſſe Goethes zu erklären. Das Vergnügen, das er bei der Vertiefung in das Stück empfand, ruhte in der Hauptſache auf einem andern Grunde. Sie rief in ihm alte liebe Erinnerungen wach, — auch er hatte nach der goldenen Freiheit ſeines italieniſchen Aufenthaltes die Feſſeln in der Heimat doppelt drückend empfunden — knüpfte an oft durchgedachte Gedankenreihen an und ließ ungelöſte Probleme wieder lebendig werden. Goethe kam es dabei auf ganz etwas anderes an, als dem Verfaſſer. Nicht die Heilung des Eheſcheuen durch Liebe iſt ihm das eigentliche Thema, ſondern als Abſicht des Verfaſſers erſcheint „das Lächerliche des Gefühls“ darzuſtellen.

Goethe aber ſieht in dem Gefühl, der gewaltigſten ſeiner Seelenkräfte, der ſicherſten Richtſchnur ſeines Daſeins, etwas Hohes und Heiliges, das niemals lächerlich iſt noch werden kann, außer, wenn es „das Unglück hat“, ſeiner Würde zu vergeſſen und dem Leichtſinn und der Flatterhaftigkeit ſich hinzugeben. Das iſt nun in der „Hofdame“ der Fall, die Komik der Situationen beruht ſogar darauf. Wie kann aber eine rein komiſche Wirkung durch dieſe Herabwürdigung des Gefühles erreicht werden? Muß nicht in die Heiterkeit ſich ſtets etwas Bängliches miſchen? Zwar hat der Autor, wie Goethe anerkennt, das beſorgte moraliſche Gefühl, durch die unter edlen Menſchen ſich abſpielende Verwickelung und ihre befriedigende Löſung, möglichſt zu beſchwichtigen verſtanden. Aber das Problem bleibt dennoch ungelöſt: kann ein ſo ernſter Stoff Vorwurf für ein Luſtſpiel ſein? Iſt es möglich, eine ſo tiefe Disharmonie harmoniſch ausklingen zu laſſen?

Das ſind Fragen, die Goethe ſeit den Tagen ſeiner Jugend beſchäftigt hatten. Auch für ihn hatte es eine Zeit gegeben, wo ſein Gefühl, noch nicht durch ſtrenge Selbſtzucht geläutert, das „Unglück“ gehabt hatte, ſeiner Würde zu vergeſſen, wo der Jüngling, ſeines ſicheren Führers beraubt, in Leichtſinn und Flatterhaftigkeit ſich ſelbſt zu verlieren in Gefahr war. Die dem Kern ſeines Weſens ſo fremde Frivolität, die er in Leipzig wie ein Gift eingeſogen, hatte ihn krank gemacht an Körper und Seele. In einem ſchrillen Aufſchrei machte die gepreßte Bruſt ſich Luft. Die „Mitſchuldigen“

entstanden. Ein wunderliches, rätselhaftes Stück, häßlich und abstoßend, und doch von unzerstörbarer Anziehungskraft. Rasch und völlig hatte Goethes gesunde Natur jene krankhaften Stimmungen, denen die „Mitschuldigen" ihr Dasein verdankten, überwunden. Alle seine übrigen Werke trugen ein ganz anderes Gepräge, und die Saiten seiner vielstimmigen Leier tönten in wundersamen Akkorden zusammen. Aber sein feines Ohr vernahm dazwischen immer wieder jenen leisen Mißklang aus ferner Jugendzeit, und immer von neuem versuchte er es, jene widerspenstige Saite umzustimmen.

Die „Mitschuldigen" ließen ihn nicht los. Er modelte und feilte, aber die immer wieder erneute Probe der Aufführung brachte niemals volle Befriedigung. Er, dessen Lebensaufgabe es war, alle Disharmonien der Menschenseele in reine Harmonie aufzulösen, konnte dieses heterogenen Stoffes nicht Herr werden. Er fühlt die Unmöglichkeit aus dem Ungesunden gesundes Behagen entsprießen zu lassen und läßt doch nicht nach in dem Bemühen, sein Schmerzenskind sich und der Bühne zu retten.

So ist es denn verständlich, wie bei der Lektüre der „Hofdame" sofort die „Mitschuldigen" vor seinem geistigen Auge auftauchen, und wie er sofort in dem ersten Briefe beide Stücke zu einander in Beziehung setzt. Elsholtz hatte wohl an eine solche Beziehung nie gedacht, die auch den meisten Lesern der „Hofdame" kaum in den Sinn kommen wird. Goethe aber erkannte bei aller Verschiedenartigkeit die Gleichheit des Problems. In dieser Erkenntnis fühlt er sich gedrängt, an der „Hofdame" ganz wie an seinen „Mitschuldigen" den Versuch zu machen, ob das Spröde des Stoffes sich nicht überwinden, der reine Genuß am Lächerlichen sich nicht von dem beigemischten Bänglichen befreien lasse.

Sicher wäre der Erfolg bei beiden Stücken gewesen, wenn die Autoren sich auf eine nur burleske Behandlung hätten beschränken wollen. Typische Possenfiguren mögen es auf der Bühne noch so toll treiben, man rechtet mit ihnen nicht, genug, wenn man lacht, ihre Leiden und Schmerzen empfindet man nicht mit. Diesen Ausweg aber hatte Goethe von vornherein verschmäht, er wollte und mußte ein Seelengemälde schaffen, und Elsholtz kam es ja darauf an, ein feines Konversations-

luſtſpiel zu liefern. Goethe griff daher zu denſelben Mitteln, die er bei der Verbeſſerung ſeines Jugendwerkes angewandt hatte: Verbreiterung der Expoſition, Milderung der Schroffheiten und Härten.

Bei den „Mitſchuldigen“ hatte er einſt einen ganzen Expoſitionsakt hinzugefügt, um die Charaktere der Perſonen, aus denen ihre Verirrungen ſich folgerecht entwickeln, dem Zuſchauer möglichſt deutlich vor Augen zu führen.

Er hatte das Gegenteil deſſen erreicht, was er bezweckte. Je näher er die Handelnden dem Zuſchauer brachte, um ſo mehr ſteigerte er deſſen innere Anteilnahme an dieſer Familientragödie, die da in Form eines Luſtſpiels vor ſeinen Augen ſich abſpielte. Je näher wir die arme Sophie kennen lernen, um ſo inniger wird, trotz ihrer Schwächen, das Mitleid mit der Armen, die an den Lumpen von Mann gekettet, von ihrem lüſternen Liebhaber verfolgt, ohne eine Stütze an ihrem Vater zu haben, der Verſuchung nicht gewachſen iſt.

Wenn der Vorhang fällt, ſo ſcheidet der Zuſchauer mit der Überzeugung, daß nun alles noch ſchlimmer ſteht als zuvor. War Sophiens Leben an der Seite des verkommenen Söller vorher ein Jammer, ſo wird es jetzt zur Hölle werden. Nur der völlig aus dem ſeeliſchen Gleichgewicht geworfene Goethe von 1769 konnte dieſes erſchütternd treue Gemälde menſchlicher Niedrigkeit und Schwäche zu einem Luſtſpiel formen wollen.

Hier konnte auch der alte Meiſter mit all' den kleinen Mitteln des Milderns, Glättens, Abſchwächens nicht helfen. Eher mochten dieſe Mittel bei der „Hofdame“ zum Ziele führen.

Bei ihr lagen nur Gefühlsirrungen nicht Verbrechen vor wie bei den „Mitſchuldigen“. Und dieſe nimmt das Publikum bei weitem nicht ſo ſtreng wie Goethe in ſeinem ſittlichen Ernſt.

Das Stück hat durch die ſorgfältigere Expoſition, die ja ganz Goethes eigenes Werk iſt, wie durch die von ihm veranlaßten Milderungen gewiß bedeutend gewonnen.

Der junge Fürſt iſt jetzt nicht ein ſkrupelloſer Bonvivant, ſondern ein jedem Zwange des Hofes, der Etikette, der Ehe abholder genial angehauchter Menſch, deſſen etwas burſchikoſer Freiheitsdrang im Verkehr mit Künſtlern und unter Italiens Himmel noch geſteigert iſt. Es läßt ſich wohl denken, daß der

Geist und die Liebenswürdigkeit der Fürstin den Wilden wirklich auf die Dauer gezähmt hat.

Goethe geht in dem Bestreben, des Fürsten Handeln entschuldbar erscheinen zu lassen, fast zu weit, während er bei der Fürstin, die doch auch etwas leichtfertig mit dem Feuer spielt, das gar nicht für nötig zu halten scheint. In dem einen Punkte, in dem Elsholtz den Vorschlägen des Meisters nicht folgt, sondern seinen Standpunkt mannhaft verteidigt, müssen wir ihm daher auch Recht geben.

Dies Bestreben Goethes ist vielleicht aus seinem Wunsche zu erklären, die Hofdame in Weimar zur Aufführung gebracht zu sehen.

Er hatte ja mit seinen Bedenken, ob das aus heterogenen Elementen, wie die „Mitschuldigen", zusammengesetzte Stück auf der Bühne wirken werde, nicht zurückgehalten und war daher auf die Probe gespannt. Nun stellte sich aber der Aufführung, wie bei den meisten Hofbühnen, so in Weimar, die Schwierigkeit entgegen, daß das Stück leicht als Anspielung auf heimische Hofzustände gedeutet werden konnte. Der Widerspruch der allmächtigen Jagemann war mit Sicherheit vorauszusehen. Um dem Großherzog die Sache annehmbar zu machen, hieß es den Fürsten in möglichst günstiges Licht stellen.

Goethes Wunsch ging nicht in Erfüllung. Die Hofbühnen, außer der Gothaer, wagten es nicht ein Stück zu bringen, das allzutreu und ohne jede karrikierende Übertreibung eine weitverbreitete fürstliche Schwäche vor Augen führte.

Goethe mußte sich also begnügen dem Stücke seine besten Wünsche auf seinen Weg mitzugeben. Im Jahre 1827 brachte er in dem Aufsatz „Neueste deutsche Poesie" eine Anzahl poetischer Produktionen der letzten Zeit in eine Würdigungs-Tabelle, ohne Titel und Autornamen anzuführen. Unter Nr. 14 dieser Tabelle glaube ich die Hofdame vermuten zu dürfen. Die schematische Würdigung lautet:

Stoff: Bedeutend, aber bedenklich.
Gehalt: Dichterisch, glücklich gesteigert.
Behandlung: Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.
Form: Untadelhaft.
Erfolg: Abzuwarten.

Am 28. Juni 1830 überreichte der Kanzler von Müller

Goethe ein Exemplar des im Druck erschienenen Stücks und er erzählt, daß dieser darauf bemerkt habe: „Die guten Menschen; wenn sie nur auch was Gutes machen könnten!“

Wir haben kein Recht anzunehmen, daß er damit über die Hofdame ein anderes Urteil habe fällen wollen als früher. Sein intensives Interesse war natürlich inzwischen etwas verblaßt, und der Stoßseufzer galt wohl den poetischen Leistungen der jungen Generation überhaupt.

Der brieflichen Mitarbeit Goethes wird in diesem ersten Drucke nicht gedacht. Goethe selbst hatte die Geheimhaltung ausbedungen und gewährte auch den späteren, durch Kanzler von Müller vermittelten Wunsch des Verfassers nicht, beim Abdruck einen Auszug des Briefwechsels im Vorworte zu bringen.

Die Gewährung hätte natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Buch gelenkt, und Goethe wäre von allen Seiten um Erteilung ähnlicher eingehender Ratschläge bestürmt worden. Der Briefwechsel war aus persönlicher Anteilnahme an Stoff und Problem entstanden und sollte eine Ausnahme bleiben.

So hat Elsholtz das Geheimnis wahren müssen, so lange Goethe lebte.

Briefwechsel zwischen Goethe und Franz von Elsholtz.

Nr. I.

Goethe an Elsholtz.[1])

Die Hofdame

Lustspiel in fünf Acten.

Dieses Stück, in guten Alexandrinern geschrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Absicht des Verfassers möchte seyn, das Lächerliche des Gefühls darzustellen. Nun ist das Gefühl an sich niemals lächerlich, kann es auch nicht

[1]) Die Briefe Goethes sind sämtlich bis auf die Unterschrift von Schreiberhand geschrieben. Die eigenhändige Adresse auf dem Umschlage des ersten Briefes lautet: An den Verfasser des Lustspiels die Hofdame.

werden, als indem es seiner Würde, die in dem dauernden Gemüthlichen beruht, zu vergessen, das Unglück hat. Dies begegnet ihm, wenn es dem Leichtsinn der Flatterhaftigkeit sich hingiebt.

In unserem Drama spielen sechs Personen, die durch schwankende Neigungen sich in Lagen versetzt finden, die allerdings für komisch gelten dürfen; wobey jedoch, da alles unter edlen Menschen erhöhten Standes vorgeht, weder das Sittliche noch das Schickliche im allgemeinen Sinne verletzt wird. Das Stück ist gut componirt, die Charaktere entschieden gezeichnet; die sechs Personen verwirren sich genugsam durcheinander und die Auflösung beruhigt das hie und da besorgte moralische Gefühl.

Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede ist, sey mir vergönnt der Mitschuldigen zu erwähnen.

Verbrechen können an und vor sich nicht lächerlich seyn, sie müßten denn etwas von ihrer Eigenschaft verlieren und dies geschieht, wenn sie durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stücks. Was sie thun sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens und somit wäre nichts daran auszusetzen; auch ist es in der deutschen Literatur geschätzt. So oft es jedoch seit funfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es sich niemals eines günstigen Erfolges zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königstädter Theater ganz neuerlich gewagte Versuch abermals ausweiset. Dieses kommt jedoch daher weil das Verbrechen immer Apprehension hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen durch etwas beygemischtes Bängliches gestört wird. In gleichem Sinne ist das neue Stück aus heterogenen Elementen bestehend anzusehen: das Gefühlerregende, Gemüthliche will man in der Darstellung nicht herabsteigen sehen und wenn man sich gleich tagtäglich Liebeswechsel erlaubt, so möchte man da droben gern was Besseres gewahr werden; besonders ist dies Art der Deutschen, worüber viel zu sagen wäre.

Nur soviel: das Widerspenstige eines solchen Stoffes muß durch Verstand und Anmuth bezwungen werden, und dies ist dem Dichter meist gelungen. Auch an der Oekonomie

des Stücks finde nichts auszuſetzen, nichts an der Scenenfolge; demohngeachtet kann es nicht als fertig betrachtet werden. Entſchließt ſich der Verfaſſer an dem erſten Acte viel, an den übrigen wenig zu thun, ſo werde ich, wie mir nur einiger Raum gegeben iſt, meine Gedanken umſtändlich darüber eröffnen.

Weimar d. 16. Nov. 1825.

Goethe.

Nr. II.

Elsholtz an Goethe.[2])

Außer Stande mit Worten die freudige Ueberraſchung zu ſchildern, welche durch Euer Excellenz hohe Zuſchrift vom 16. ds. Mts. und die für mein geringes Luſtſpiel: „Die Hofdame“ darin geäußerte, liebevolle Theilnahme mir bereitet ward, vermag ich auch meinen ehrerbietigſten Dank für eine ſo ſeltene Gunſt nur durch das lebhafte Verlangen kund zu thun, womit den huldreich verheißenen weiteren Rathſchlägen entgegengeſeh'n wird, um der Ausführung mit allem Eifer mich hinzugeben.

Inſofern aber, wie die gedachte Zuſchrift vermuthen läßt, dem, durch freundliche Vermittlung nach Weimar beförderten Manuſkript die als Begleitung ihm mitgegebene Nachricht über den Verfaſſer nicht beilag, deſſen Perſon und Name demnach Euer Excellenz unbekannt blieb, ſo dürfte dieſe Nachricht um ſo mehr hier zu wiederholen ſein, als der erhobene ſo kühne Anſpruch an Hoch-Ihre Nachſicht und Geduld durch ſie, wenn nicht gerechtfertigt, doch erklärt werden mag.

Mit tiefſter Verehrung ꝛc. ꝛc.

Berlin, den 30. November 1825.

Franz von Elsholtz.

Anlage zu Nr. II.

Voll der dankbarſten Erinnerung an das unſchätzbare Glück, welches im Sommer 1823 zu Marienbad mir, einem

[2]) Die Briefe v. Elsholtzs liegen in Abſchriften von Schreiberhand vor.

jungen Unbekannten zu Theil ward, — das Glück, mit Euer Excellenz nicht bloß unter einem Dache zu wohnen, sondern auch in Ihre tägliche Gemeinschaft mich aufgenommen und, neben anderen jugendlichen Bestrebungen in der Literatur, auch die meinige theilnehmend ermuntert zu sehen,[3]) erdreiste ich mich, von dieser Erinnerung als Fürsprecher eines Anliegens Gebrauch zu machen, dessen Erfolg durch Erneuerung solcher Theilnahme vorzugsweise bedingt erscheint.

Nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien, wohin ich, von Euer Excellenz freundlichsten Wünschen begleitet, damals meinen Weg nahm, mit mancherlei Versuchen im höheren Lustspielfach vor Kurzem zurückgekehrt, seh ich auf dieser mit Vorliebe betretenen Bahn, — einer Bahn so reich an Schwierigkeiten, als arm an Wegweisern, — einen Zweifel mir in den Weg treten, welcher, im Hinblicke auf unsere theatralischen Stimmungen und Gewohnheiten eine vorgängige Lösung so dringend zu verlangen scheint, als solcher, nach der übereinstimmenden Meinung hiesiger erfahrner Freunde, von Euer Excellenz allein, dem tiefsten Kenner des deutschen Volksgeistes, kann entgegengeführt werden.

In diesem Sinne sei es vergönnt, einen der gedachten Versuche: das fünfactige, in gereimten Versen geschriebene Lustspiel: „Die Hofdame" Hochdenselben zur geneigten Entscheidung hier vorzulegen, ob diese Gattung, — das höhere Conversations- oder Charakterstück — die Komödie, nach französischer Auffassung, wo nicht sowohl in den Personen und ihren Aeußerungen, als in den gegenseitigen Lagen und Verhältnissen das komische Element sich geltend macht, — ob also bei dem deutschen Theater, — wo andere Forderungen gestellt, andere Maaßstäbe angelegt werden, diese besondere, bisher wenig vertretene Gattung überhaupt zulässig und zur weiteren Ausbildung geeignet[4]), nicht minder auch, ob dem

[3]) Goethes Tagebuch erwähnt Elsholtzs Anwesenheit nicht.

[4]) In dem Originalbriefe war diese Frage in folgende Worte gekleidet:

„ob überhaupt das höhere Lustspiel, oder sogenannte Conversations-Stück, in metrischer Form, auf der deutschen Bühne zulässig und ob namentlich der hier beigefügte Versuch es sei, worin ich, der deutschen Eigenthümlichkeit mich anschmiegend, getrachtet habe eine Komik des

gegenwärtigen, geringen Werke einiger Erfolg zu verſprechen ſei, wonach denn, wenn kein anderes Verdienſt, doch das ihm eigen ſein würde, den Weg gezeigt und zum Wettkampf ermuntert zu haben.

Mit tiefſter Verehrung ꝛc. ꝛc.

Berlin, 30. Oktober
1825.

Franz von Elsholtz.

Nr. III.

Goethe an Elsholtz.

Ueber das Luſtſpiel:
Die Hofdame.

Es war ein ſehr glücklicher Einfall des Dichters, ſeine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu laſſen; dadurch verleiht er ihnen eine Art empiriſcher Idealität, die ſich gewöhnlich in Sinnlichkeit und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch ſchon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen iſt. Gehen wir ſchrittweiſe:

Die Scene, wo der Fürſt, Adamar und der Hofmarſchall allein bleiben, iſt die erſte ruhige des Stücks. Hier iſt der Zuſchauer geneigt aufzumerken, deswegen ſie mit großer Umſicht und Sorgfalt zu behandeln iſt, ohngefähr folgender Maßen:

Der Hofmarſchall formaliſirt ſich über das Geſchehene, als über etswas höchſt tadelnswerthes und Ungewöhnliches.

Der Fürſt entſchuldigt den Vorfall durch ſeine alte, wieder aufwachende Jagdliebe, bringt das Beyſpiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorne unwiderſtehlich gehorchen; bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmanne ſchon viele Klagen geführt worden, und ſchließt, daß der Fall nicht ſo ganz unerhört ſey, daß ein Beyſpiel in Welſchland ihm ſey erzählt worden.

Gemüths ſtatt der Komik des Verſtandes walten zu laſſen und das komiſche Prinzip weniger in die Perſonen, als in ihre Lagen und Verhältniſſe gegeneinander zu legen.“

Weim. Ausg., Tagebücher Bd. X, S. 327.

Der Hofmarſchall kreuzigt und ſegnet ſich vor Welſchland, ergeht ſich über die freye, ungebundene Lebensart, an die man ſich gewöhne und giebt dem Umgange mit Künſtlern alles ſchuld.

Der Fürſt wendet ſich ſcherzend an Adamar und fordert ihn auf, ſeine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwiedert: man habe die Künſtler höchlich zu ſchätzen, daß ſie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, ſich die größten Entbehrungen zumutheten, um einer vollkommnen Kunſt, dem Höchſten was die Welt je geſehen, unermüdet nachzuſtreben. (Dies kann eine ſehr ſchöne Stelle werden und iſt mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hofmarſchall läßt die Künſtler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußeres gar wunderlich, wenn ſie nach Teutſchland kommen. Hier iſt heiter und ohne Bitterkeit das Coſtüme der zugeknöpften Schwarzröcke zu ſchildern, der offne Hals, das Schnurbärtchen, die herabfallenden Locken, allenfalls die Brille.

Der Fürſt entgegnet durch Herabſetzung der Hofuniform, die er ſelbſt an hat und die ihm wohlſteht: Von einem geiſtreichen, talentvollen Menſchen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen. Der Fürſt, als ſeiner Braut entgegenreitend, muß ſehr wohl gekleidet erſcheinen und das Auge des Zuſchauers muß den Worten des Prinzen widerſprechen.

Der Hofmarſchall läßt die Künſtler-Maske in Italien gelten, nur ſollten ſie nicht an teutſchen Höfen erſcheinen: So habe ſich neulich der Fürſt mit Einem ganz familiär betragen, es habe gar wunderlich ausgeſehen, wenn Ihro Hoheit mit einem ſolchen Naturſohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen ſeyen.

Adamar nimmt das Wort, beſchreibt Vergnügen und Vortheile, die Natur mit einem Künſtler und durch ſein gebildetes Organ anzuſehen, dagegen verſchwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Hofmarſchall weis nur allzuſehr, daß man ſich wechſelſeitig nicht überzeugen werde, nur könne er eine Lebensweiſe niemals billigen, woraus ſo unerhörte Begebenheiten, wie man dieſen Tag erlebt, entſpringen müßten.

Der Fürſt tritt nun mit ſeiner Geſchichte des Prinzen von Parma hervor; Nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forſchen nach dem Bräutigam mehr Breite gegeben werden, ſo daß der Zuſchauer neugierig, ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden ſeyn.

Soviel von dieſer Scene. Gelingt ſie, ſo iſt der Beifall dem Stück verſichert. Ich wiederhole: daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite hin behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erſte Act des Stücks überhaupt eilt zu ſehr und es iſt nicht gut, auch nicht nöthig, weil der Zuſchauer noch ſeine volle Gedult beyſammen hat.

Hierbey aber wird vorausgeſetzt, daß Vorſtehendes nur Vorſchlag ſey, den der Dichter ſich erſt aneignen, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweiſe bei ſich lebendig werden laſſe.

Will er das Geſagte benutzen und ſeine weitere Arbeit mittheilen; ſo ſoll es mir angenehm ſeyn und ich werde ſodann über die folgende, ſo wie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich ſende das Manuſcript zurück mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieſer gedachten Scene und wünſche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde.

An den übrigen Acten iſt wenig zu erinnern. Nur noch ein allgemeines Wort: Ein dramatiſches Werk zu verfaſſen, dazu gehört Genie. Am Ende ſoll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfange der Verſtand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhaft klare Einbildungskraft vorgetragen werden.

Mich geneigtem Andenken empfehlend.

Weimar d. 11. Dezember 1825.

J. W. v. Goethe.

Dieſe Verhandlungen bleiben zwiſchen uns ein Geheimniß.

G.[5])

Nr. IV.

Elsholtz an Goethe.

Mit dem freudigſten Dank haben die Vorſchläge zu den Veränderungen mich erfüllt, denen, nach Euer Excellenz huld-

[5]) Dieſe Nachſchrift iſt eigenhändig.

reicher Aeußerung vom 11. Dezember v. Js. die Exposition des Lustspiels: „Die Hofdame“ theilweise zu unterziehen ist und worin, nachdem ich solche vollständig mir zu eigen gemacht, auch meinerseits die Hauptzierde des ganzen Aktes nicht bloß, sondern auch der größte Gewinn für die Handlung und Charakteristik im Allgemeinen erblickt wird.

Mit desto größerem Eifer ist demnach die Ausführung unternommen worden und das Ergebniß in der Hoffnung hier beigefügt, daß durch die Hülle des Worts, — mein geringes Eigenthum, — der Glanz des Gedankens weder verdunkelt erscheinen, noch auch den, durch die sinnreiche Bemerkung: „der erste Akt eile zu sehr ꝛc.“ hervorgerufenen Ergänzungen Hoch-Ihre Billigung werde versagt werden.

Nachdem aber auch über die letzte Scene des ersten Aktes noch weitere Mittheilung mir huldreich verheißen worden, diese Scene daher keineswegs als fertig anzusehen ist, erlaub' ich mir, statt des, Euer Excellenz früher vorgelegenen, mit Randbemerkungen von Hoch-Ihrer Hand versehenen Manuskriptes, um der Gefahr des Verlohrengehens vorzubeugen, ein anderes hier zur geneigten Benüzung anzufügen, wonächst denn auch, mit dem ehrerbietigsten Dank für das mir gewidmete Brustbild und Gedicht zum 7. November, noch der lebhafte Wunsch sich verbinden mag, die „Zeitschrift: Eos Blicke auf Welt und Kunst“, deren Redaktion zu übernehmen ich im Begriffe bin, nicht bloß Ihrer hohen Aufmerksamkeit gewürdigt, sondern auch mit einem Gruß des erhabenen Meisters — als Waffe gegen den Neid des Schicksals und die Tücke der Menschen, — gelegentlich bedacht zu sehn.

Mit bekannter Verehrung ꝛc. ꝛc.

München, im März 1826.

Franz von Elsholtz.

Nr. V.

Fr. v. Müller an Elsholtz.[6])

Daß Ihre Zusendung an Goethe richtig eingelangt und freundlichst aufgenommen worden, kann und soll ich,

[6]) Aus den im Original beigefügten Briefen v. Müllers werden hier nur die Stellen wiedergegeben, welche die Verhandlungen zwischen Goethe und Elsholtz betreffen.

unter ſeiner beſten Begrüßung bezeugen. Aber leider iſt er ſeit vier Wochen in Folge einer Erkältung ſtets unwohl geweſen und noch immer nicht ganz hergeſtellt. Daher denn ſeine Antwort wohl noch etwas verzögert werden dürfte.

Weimar, 16. Mai 1826.

Nr. VI.

Goethe an Elsholtz.

Die Hofdame.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hofmarſchall von einigen Bedienten begleitet. Er erfährt, zu ſeiner größten Beunruhigung, daß die Fürſtin Braut, anſtatt am Schloſſe, wo ſie erwartet worden, anzufahren, am Garten abgeſtiegen iſt und in demſelben ſpatzieren geht. Den Fürſten, der ihr entgegen ritt, ſieht man aber nicht bey ihr.

Mehrere Cavaliere kommen, denen jener ſeine Verlegenheit mittheilt. Man will der Fürſtin in den Garten entgegen gehen, die auf dem Schloß gebliebenen Damen fehlen aber.

Die Fürſtin tritt ein mit Guni. Der Hofmarſchall entſchuldigt möglichſt Vorfall und Zuſtand und präſentirt die Herren.

Die Damen kommen an. Der Hofmarſchall präſentirt ſie.

Der Fürſt tritt ein. Entſchuldigt ſich auf eine galante Weiſe; er darf das Motiv von der Jagd als Liebhaberey und Pflichterfüllung gar wohl brauchen.

Die Fürſtin antwortet auf eine galante Weiſe, lobt die freye Luft, den ſchönen Garten, die fremden Vögel der Menagerie, auch die großen Karpfen im Teiche, welche Fräulein Guni, die immer etwas Zwiebak mit ſich führt, zum Vergnügen gefüttert hat.

Fräulein Guni bietet die Bügeltasche hin, mit den Worten: „Ew. Hoheit zu Befehl."

Der Fürst wird aufmerksam auf sie, setzt aber das vorige Gespräch fort und giebt eine Schilderung von seinem Park und dem Lustwandeln daselbst, seine Blicke auf Guni gerichtet.

Die Fürstin setzt gleichfalls ihre vorigen Bemerkungen mit Anmuth fort. — Diese erste Unterhaltung darf wohl einigermaßen kalt, jedoch nicht steif, noch weniger widerwärtig seyn. — Nun gelangen wir bis zur Stelle: — „Erlauben sie mein Fürst nun zieh ich mich zurück!" — und es wäre bis zu Ende dieser Scene nichts zu erinnern. Die neue Bearbeitung der folgenden ist zu billigen und wenn man sich sodann über die letzte Scene des ersten Actes zwischen dem Fürsten und Adamar, die noch ihre Schwierigkeiten hat, vergliche; so wäre der erste Act beysammen und an den Uebrigen wenig zu thun.
Die Ursache und Absicht meiner Vorschläge werden dem geistreichen Verfasser auch ohne weitere Erklärung deutlich seyn.

Weimar, 9. Juni 1826.

G.

Nr. VII.

Elsholtz an Goethe.

Durch die, unter dem 9. v. Mts. von Euer Exzellenz über die erste Scene des Lustspieles: „Die Hofdame" mir ertheilten huldreichen Weisungen bin ich um so mehr überrascht und erfreut worden, als deren Ausführung ein Leben und Interesse dem Eingange des Stücks mitzutheilen verspricht, welche, wiewohl scheinbar so nahliegend, dem blöden Auge des Lehrlings dennoch entzogen blieben.

Inzwiſchen mußte mit größter Vorſicht hier zu Werk gegangen werden, indem bei der erſten Begegnung der Brautleute eine längere Zwieſprache umſo weniger zuläſſig erſchien, als der Widerwille beider gegen dieſe Verbindung, der ſpäter ſo gründlich in ſein Gegentheil umſchlägt, durch ſolche Zwieſprache naturgemäß gleich Anfangs hätte gemildert werden und beſſern Gefühlen Platz machen müſſen, wie denn auch die Albernheit des ſchönen Hoffräuleins nicht allzufrüh hervortreten darf, um den geiſtreichen Fürſten von ſeiner Bewunderung für ein bloß reizvolles Lärvchen nicht ſofort geheilt zu ſeh'n; der nothwendigen Täuſchung nicht zu gedenken, welche bei den ſpäteren Verwechslungen nur durch die Unbekanntſchaft mit den Sprachorganen beider Damen erzielt und erklärt werden kann.

In der Hoffnung auf huldreiche Billigung, von der Bitte begleitet, auch der Verheißung wegen der letzten Scene des erſten Aktes bald die Erfüllung nachfolgen zu ſeh'n, mit ehrfurchtsvoller Ergebenheit mich nennend.

München, 5. Julius
1826.

Franz von Elsholtz.

Nr. VIII.

Fr. v. Müller an Elsholtz.

Goethe entſchuldigt ſehr ſein Zögern; er litt gewaltig an einem Drüſen-Geſchwür, wodurch Er zu heitrer Beſchäftigung ganz unfähig war. Es geht aber jetzt beſſer, und er hat mir heilig verſprochen, daß Er in den erſten Tagen[7]) Ihre Zuſchrift, mit der Er ſehr zufrieden ſchien, beantworten und Alles aufs Reine bringen werde, ſo daß Sie gewiß zufrieden ſeyn würden. Von Ihren Verhandlungen mit Ihm hält Er aber nicht für gut — Ihres eigenen Intereſſe wegen — etwas verlautbaren zu laſſen, wiewohl Er, nach Erſcheinung des Stücks davon öffentlich zu ſprechen ſich vorbehält.

Weimar, 10. Juni 1826.

[7]) Goethe hatte dieſe Antwort bereits Tags vorher — am 9. Juni ſ. Nr. VI — erledigt.

Nr. IX.

Goethe an Elsholtz.

Ew. Wohlgeb.

angenehmes Schreiben vom 18. July erhalte, wegen Abwesenheit des Herrn Canzler von Müller, erst am 21. August, und erwiedere eilig nur Weniges, und zwar mit Vergnügen, da ich vermelden kann, daß ich die erste Scene sehr wohl gerathen finde. Wenn Sie in einigen Punkten von meinem Vorschlag abgingen, so hatten Sie vollkommen recht, da Sie die Eigenheiten Ihrer Charaktere, Gang und Ziel Ihres Stückes besser im Sinne haben werden als ich.

Nun wäre denn von der letzten Scene des ersten Acts zu reden, die ich für sehr schwierig halte. Indessen wird ja wohl Nachdenken und Verhandlung darüber das eigentlich Erforderliche auch hervordrängen. Baldmöglichst das Weitere.

Für die fortgesetzte Sendung der Eos danke zum schönsten, mit freundlichem Ersuchen, beikommende Anzeige[8]) gefällig einzurücken. Sobald ein vollständiges Exemplar in meinen Händen ist, übersende solches zu etwaiger Benutzung. Das Beste wünschend.

Weimar d. 22. August 1826.

aufrichtig theilnehmend
J. W. Goethe.

Nr. X.

Mündliche Äußerung Goethes

über die letzte Szene des ersten Aktes, bei einer mehrwöchentlichen Anwesenheit in Weimar an den Verfasser gerichtet, dem, während der ganzen Dauer dieses Aufenthalts Haus und Tür des erhabenen Meisters freundlich geöffnet war.[9])

Nach dieser Äußerung sollte der, gegen das Band der Ehe mit Abneigung erfüllte, fürstliche Bräutigam durch eine frühere unglückliche Leidenschaft, deren Gegenstand ihn grausam betrog, in diese Stimmung versetzt und zu einem allgemeinen

[8]) Die Anzeige von Kunst und Alterthum. Vgl. Goethes Tagebuch.
[9]) Goethes Tagebuch erwähnt Elsholtzs Besuch am 20. Okt. 1826.

Mißtrauen gegen die Weiber geführt worden sein, damit seiner Gleichgiltigkeit gegen die Fürstin eine Art von Entschuldigung zur Seite steh'n und besonders von dem weiblichen Zuschauer-Personal, welches nach Goethes eigenem Ausdruck, „immer gern sehe, daß man verliebt sei oder gewesen sei“, die Härte und Rücksichtslosigkeit des angehenden Eheherrn mit milderen Augen möge betrachtet werden.

So schön und zart aber dieser Vorschlag, auf den ersten Blick, alles zu vermitteln und das Anstößige auszugleichen versprach, so schien derselbe doch bei näherer Betrachtung weder mit dem ursprünglichen Sinn des Stückes vereinbar, noch auch, ohne den ganzen Bau über den Haufen zu werfen, zur Ausführung geeignet, demnach denn der Verfasser dem peinlichen Dilemma sich gegenüber fand: entweder den Foderungen ehrfurchtsvoller Pietät oder der eigenen Überzeugung untreu werden zu müssen; alsbald aber seiner Bestürzung und Ratlosigkeit durch den trefflichen Kanzler von Müller entzogen ward, welcher, mit Wesen und Gesinnung seines hohen Freundes genauer bekannt, für unumwundene Darlegung sich aussprach, der denn auch sofort Raum gegeben und, wie die nachstehende Erwiederung beweist, eine Aufnahme zu Theil ward, allein hinreichend jenen Stimmen der Scheelsucht und Böswilligkeit zu begegnen, denen, in ihrer Ohnmacht gegen den Genius des Dichters, der Adel des Menschen so oft zur Zielscheibe gedient!

Nr. XI.

Elsholtz an Goethe.

Antwort auf die vorstehenden mündlichen Aussprüche.

Bei den Verhandlungen über das Lustspiel: „Die Hofdame“ ist völlige Offenheit und treue Selbstprüfung von Euer Excellenz so ernstlich und wiederholt mir aufgelegt worden, daß ich nicht anstehe, die Bedenken Hochdenselben zur Kenntniß zu bringen, denen die empfohlene Veränderung der ersten Scene des ersten Aktes in der Ausführung begegnet ist.

Bei Abfassung des Stücks schwebte die Bekehrung durch Liebe einer, in unsern Tagen bei Männern höheren Standes nicht seltnen Ehescheu als Grundgedanke mir vor, demnach

Nr. IX.

Goethe an Elsholtz.

Ew. Wohlgeb.

angenehmes Schreiben vom 18. July erhalte, wegen Abwesenheit des Herrn Canzler von Müller, erst am 21. August, und erwiedere eilig nur Weniges, und zwar mit Vergnügen, da ich vermelden kann, daß ich die erste Scene sehr wohl gerathen finde. Wenn Sie in einigen Punkten von meinem Vorschlag abgingen, so hatten Sie vollkommen recht, da Sie die Eigenheiten Ihrer Charaktere, Gang und Ziel Ihres Stückes besser im Sinne haben werden als ich.

Nun wäre denn von der letzten Scene des ersten Acts zu reden, die ich für sehr schwierig halte. Indessen wird ja wohl Nachdenken und Verhandlung darüber das eigentlich Erforderliche auch hervordrängen. Baldmöglichst das Weitere.

Für die fortgesetzte Sendung der Eos danke zum schönsten, mit freundlichem Ersuchen, beikommende Anzeige[8]) gefällig einzurücken. Sobald ein vollständiges Exemplar in meinen Händen ist, übersende solches zu etwaiger Benutzung. Das Beste wünschend.

Weimar d. 22. August 1826.

aufrichtig theilnehmend
J. W. Goethe.

Nr. X.

Mündliche Äußerung Goethes

über die letzte Szene des ersten Aktes, bei einer mehrwöchentlichen Anwesenheit in Weimar an den Verfasser gerichtet, dem, während der ganzen Dauer dieses Aufenthalts Haus und Tür des erhabenen Meisters freundlich geöffnet war.[9])

Nach dieser Äußerung sollte der, gegen das Band der Ehe mit Abneigung erfüllte, fürstliche Bräutigam durch eine frühere unglückliche Leidenschaft, deren Gegenstand ihn grausam betrog, in diese Stimmung versetzt und zu einem allgemeinen

[8]) Die Anzeige von Kunst und Alterthum. Vgl. Goethes Tagebuch.
[9]) Goethes Tagebuch erwähnt Elsholtzs Besuch am 20. Okt. 1826.

Mißtrauen gegen die Weiber geführt worden ſein, damit ſeiner Gleichgiltigkeit gegen die Fürſtin eine Art von Entſchuldigung zur Seite ſteh'n und beſonders von dem weiblichen Zuſchauer-Perſonal, welches nach Goethes eigenem Ausdruck, „immer gern ſehe, daß man verliebt ſei oder geweſen ſei“, die Härte und Rückſichtsloſigkeit des angehenden Eheherrn mit milderen Augen möge betrachtet werden.

So ſchön und zart aber dieſer Vorſchlag, auf den erſten Blick, alles zu vermitteln und das Anſtößige auszugleichen verſprach, ſo ſchien derſelbe doch bei näherer Betrachtung weder mit dem urſprünglichen Sinn des Stückes vereinbar, noch auch, ohne den ganzen Bau über den Haufen zu werfen, zur Ausführung geeignet, demnach denn der Verfaſſer dem peinlichen Dilemma ſich gegenüber fand: entweder den Foderungen ehrfurchtsvoller Pietät oder der eigenen Überzeugung untreu werden zu müſſen; alsbald aber ſeiner Beſtürzung und Ratloſigkeit durch den trefflichen Kanzler von Müller entzogen ward, welcher, mit Weſen und Geſinnung ſeines hohen Freundes genauer bekannt, für unumwundene Darlegung ſich ausſprach, der denn auch ſofort Raum gegeben und, wie die nachſtehende Erwiederung beweiſt, eine Aufnahme zu Theil ward, allein hinreichend jenen Stimmen der Scheelſucht und Böswilligkeit zu begegnen, denen, in ihrer Ohnmacht gegen den Genius des Dichters, der Adel des Menſchen ſo oft zur Zielſcheibe gedient!

Nr. XI.

Elsholtz an Goethe.

Antwort auf die vorſtehenden mündlichen Ausſprüche.

Bei den Verhandlungen über das Luſtſpiel: „Die Hofdame“ iſt völlige Offenheit und treue Selbſtprüfung von Euer Excellenz ſo ernſtlich und wiederholt mir aufgelegt worden, daß ich nicht anſtehe, die Bedenken Hochdenſelben zur Kenntniß zu bringen, denen die empfohlene Veränderung der erſten Scene des erſten Aktes in der Ausführung begegnet iſt.

Bei Abfaſſung des Stücks ſchwebte die Bekehrung durch Liebe einer, in unſern Tagen bei Männern höheren Standes nicht ſeltnen Eheſcheu als Grundgedanke mir vor, demnach

an der Fortpflanzung des Geiſtes, in meinem Kreiſe, mitzuarbeiten auch mir vergönnt ſein wird, welcher, von dem erhabenen Meiſter ausſtrömend, ſeinen Namen heiligt und unſterblich macht.

Um ſo lebhafter jedoch fühl' ich nunmehr von dem Wunſche mich erfüllt, mein geringes Werk, Hoch-Ihre Billigung vorausgeſetzt, dem hieſigen Hoftheater zur Benützung zu übergeben, deſſen Lenker, Graf Karl von Brühl, ſeiner Aeußerung nach, jedes Ihrer Worte als ein Geſetz verehrt, ein ſolches mir günſtiges Wort demnach jene ſchwerzugänglichen Pforten vielleicht mir eröffnen und ſomit ein neues Geſchenk durch Hoch-Ihre Huld mir zufallen würde, — ein Geſchenk, welches, ähnlich den Gaben der Götter, durch Verdienſt nicht gewonnen, durch den rechten Gebrauch aber verdient wird.

Mit tiefſter Verehrung *ꝛc. ꝛc.*

Berlin, 6. Dezember 1826.

Franz von Elsholtz.

Nr. XIV.

Fr. v. Müller an Elsholtz.

Ich werde Goethen, der durch Miniſter Humboldt's vierzehntägige Anweſenheit ſehr erfreut, aber auch ſehr beſetzt war, wieder an die Antwort erinnern, die er mir für Sie zuſagte. Soviel ich ihm abgemerkt, iſt er jedoch der Anſicht, es ſey beſſer, an der fraglichen Scene nicht weiter zu markten, da ſie einmal mit dem Ideengange des ganzen Stückes zu ſehr verwebt ſey, als ſeinen früheren Aeußerungen ein noch weiteres Genüge zu thun. Auch eine gewiſſe Keckheit gefalle öfters nur um ſo mehr. Sie möchten das Schiff nur immerhin vom Stappel laufen laſſen, es werde ſich ſchon flott erhalten.

Weimar, 6. Januar 1827.

Nr. XII.

Goethe an Elsholtz.

Ew. Hochwohlgeb.

verlieren bey unſern Communicationen ja den Hauptpunkt nicht aus den Augen, daß meine Vorſchläge blos conſultativ ſind und daß dem Dichter immer die Freyheit bleibt, zu entſcheiden was ihn am ſicherſten zum Zweck führt. Können Sie auf irgend eine Weiſe die Härten austilgen die mir eigentlich in dieſer Scene anſtößig waren, ſo werden Sie gewiß auch meine Zufriedenheit bewirken. Es ſoll mich freuen, eine ſo verdienſtliche Arbeit vom poetiſchen Stapel auf das Theatermeer auslaufen zu ſehen.

Mit vorzüglichſter Hochachtung,

Weimar, 1. November 1826.

gehorſamſt

J. W. v. Goethe.

Nr. XIII.

Elsholtz an Goethe.

Die bei meinem Abſchiede von Euer Excellenz empfangene gnädige Erlaubniß, ferner von mir hören laſſen zu dürfen, ermuthigt mich, den Verſuch der Umarbeitung mitzutheilen, wodurch die in der letzten Scene des erſten Aktes: der Hofdame gerügten Härten zu entfernen geſucht und, wenn auch im Gange der Handlung und den Motiven nichts geändert, doch die Paradoxen-Jagd des fürſtlichen Ehefeindes in ihrem Ausdruck nicht bloß weſentlich gemildert, ſondern auch durch die, ſeinem Vertrauten in den Mund gelegten Einreden ein hinreichendes Gegengewicht ihr ertheilt worden iſt, um jeden Anſtoß, meines Dafürhaltes, vermieden zu ſeh'n.

Wie ſehr aber würd' ich beglückt ſein, wenn hierin ein Merkmal des Beſtrebens von Euer Excellenz erblickt würde, welches als Richtſchnur und Bedingung des poetiſchen Schaffens anzuſeh'n Ihr edler Mund mich gelehrt hat, — des Beſtrebens, dem Milden, Gefälligen, Verſöhnenden überall, — namentlich auch in der Form, Raum zu geben, worauf denn in der Zukunft meine ganze Sorgfalt ſich hinrichten und dergeſtalt

an der Fortpflanzung des Geiſtes, in meinem Kreiſe, mitzuarbeiten auch mir vergönnt ſein wird, welcher, von dem erhabenen Meiſter ausſtrömend, ſeinen Namen heiligt und unſterblich macht.

Um ſo lebhafter jedoch fühl' ich nunmehr von dem Wunſche mich erfüllt, mein geringes Werk, Hoch-Ihre Billigung vorausgeſetzt, dem hieſigen Hoftheater zur Benützung zu übergeben, deſſen Lenker, Graf Karl von Brühl, ſeiner Aeußerung nach, jedes Ihrer Worte als ein Geſetz verehrt, ein ſolches mir günſtiges Wort demnach jene ſchwerzugänglichen Pforten vielleicht mir eröffnen und ſomit ein neues Geſchenk durch Hoch-Ihre Huld mir zufallen würde, — ein Geſchenk, welches, ähnlich den Gaben der Götter, durch Verdienſt nicht gewonnen, durch den rechten Gebrauch aber verdient wird.

Mit tiefſter Verehrung ꝛc. ꝛc.

Berlin, 6. Dezember 1826.

Franz von Elsholtz.

Nr. XIV.

Fr. v. Müller an Elsholtz.

Ich werde Goethen, der durch Miniſter Humboldt's vierzehntägige Anweſenheit ſehr erfreut, aber auch ſehr beſetzt war, wieder an die Antwort erinnern, die er mir für Sie zuſagte. Soviel ich ihm abgemerkt, iſt er jedoch der Anſicht, es ſey beſſer, an der fraglichen Scene nicht weiter zu markten, da ſie einmal mit dem Ideengange des ganzen Stückes zu ſehr verwebt ſey, als ſeinen früheren Aeußerungen ein noch weiteres Genüge zu thun. Auch eine gewiſſe Keckheit gefalle öfters nur um ſo mehr. Sie möchten das Schiff nur immerhin vom Stappel laufen laſſen, es werde ſich ſchon flott erhalten.

Weimar, 6. Januar 1827.

Nr. XV.

Fr. v. Müller an Elsholtz.

Freundlichen Dank für ihre liebe Zuschrift zuvor!

Leider muß ich aber sogleich äußern, daß Goethe durchaus nicht wünscht, seine Briefe an Sie oder einen Auszug davon abgedruckt zu sehen. Er führt an, seine Mittheilungen seyen rein vertrauliche gewesen und er habe ähnliche Bitte anderer werther Freunde neuerdings stets entschieden abgelehnt.

Es war mir nicht möglich, Ihn auf andre Entschließung zu lenken, wie sehr es Ihn auch übrigens freuen wird, wenn Ihre „Hofdame“ günstigste Aufnahme erhält.

Ergeben Sie sich also immerhin darin, diese artige Dame ohne ein — auch wohl ohne sie überflüßiges — Weimarisches Geleit in die Welt zu senden; sie wird sich sicher schon selbst durchhelfen ja um so eher Liebhaber finden, je jungfräulich unbefangener sie auftritt.

Weimar, 13. März 1829.

Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz.

Von Dr. Paul Arndt, Dozent an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M.

Die Handelsbeziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten von Amerika haben sich seit einigen Jahren in einer höchst auffälligen Weise entwickelt. Die Ausfuhr Deutschlands nach den Vereinigten Staaten hat nur wenig zugenommen. Dagegen ist die Einfuhr Deutschlands aus den Vereinigten Staaten gewaltig angeschwollen; in fünf Jahren hat sie sich nahezu verdoppelt. Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz erscheint uns dementsprechend, wie die irreführenden Ausdrücke lauten, als stark „passiv" oder sehr „ungünstig". Die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten von Amerika schließt übrigens nicht nur gegenüber Deutschland, sondern gegenüber dem ganzen Auslande mit einem bedeutenden „Aktiv-Saldo" ab. Der Überschuß der Ausfuhr der nordamerikanischen Union über die Einfuhr betrug im Kalenderjahre 1900 fast 650 Millionen Dollar.

Diese Tatsachen erscheinen vielen Wirtschaftspolitikern vom europäischen Standpunkte als wahrhaft erschreckend. Im deutschen Reichstage z. B. vergeht kaum eine handelspolitische Debatte, ohne daß hervorragende Parlamentarier auf die „Ungunst" der deutsch-amerikanischen Handelsbilanz hinweisen und unsere Regierung ermahnen, auf der Hut zu sein.

So sagte noch kürzlich (am 11. Dezember 1901) Graf v. Kanitz im Reichstage folgendes: „Nach der amerikanischen Handelsstatistik haben die Vereinigten Staaten im Fiskaljahr vom 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901 am Gesamtaußenhandel 2826 Millionen Mark, fast 3000 Mill. Mark, bar verdient; um so viel war die amerikanische Ausfuhr mehr wert als die Einfuhr, und von diesem Verdienst entfallen 665 Millionen auf Deutschland. ... Daß Amerika sich ungebührlich bereichert

bei seiner Handelspolitik, und daß andererseits das geduldige Europa geradezu ausgeplündert werden muß, darüber besteht wohl kein Zweifel."

Über dasselbe Thema verbreitete sich am 12. Dezember 1901 im Reichstage der Abgeordnete Münch-Ferber. Er schloß seine statistischen Darlegungen mit den Worten: „Demnach gingen in den letzten drei Jahren mehr als 1½ Milliarden Mark deutschen Geldes auf Nimmerwiedersehen in die Vereinigten Staaten." [1])

Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz ist auch in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern vielfach erörtert worden. Es läßt sich nicht verkennen, daß es sich bei der Beurteilung der Frage um eine Reihe schwieriger Probleme handelt. Es scheint mir indessen, daß die Angelegenheit noch von keiner Seite gründlich genug untersucht und hinreichend geklärt worden ist. Viele Einzelheiten, die bei der Prüfung der Frage in Betracht zu ziehen wären, sind uns nur unvollkommen bekannt.

Jedoch läßt sich wenigstens die allgemeine Frage, ob die Gestaltung der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen besorgniserregend sei, schon jetzt in der Hauptsache beantworten. [2])

Ich beabsichtige, im folgenden auf eine Reihe wichtiger Tatsachen, die bei der Beurteilung des Problems zu berücksichtigen sind, hinzuweisen, und einige Argumente, die von den Pessimisten zur Begründung ihrer Befürchtungen angeführt zu werden pflegen, kritisch zu betrachten. Eine erschöpfende Darlegung ist — schon aus äußeren Gründen — ausgeschlossen.

---

[1]) Es scheint mir überflüssig, hier genauer darzulegen, daß die Behauptung, die Amerikaner „verdienten" am Außenhandel die genannten Summen, völlig haltlos ist. Leider können im jetzigen deutschen Reichstage Abgeordnete, die Verdienst und Umsatz verwechseln und überhaupt die einfachsten wirtschaftlichen Vorgänge gröblich mißverstehen, als Autoritäten in volkswirtschaftlichen Dingen gelten. Die Beurteilung der angeführten Äußerungen ergiebt sich aus den Darlegungen im zweiten und dritten Teil dieser Abhandlung.

[2]) Kurze Erörterungen des Problems — von etwas anderen Gesichtspunkten aus — finden sich in meinen Aufsätzen in der „Nation" vom 24. Mai und 30. August 1902: „Meistbegünstigung und nordamerikanische Konkurrenz" und „Die amerikanische Gefahr".

I.

Zunächst einige handelsstatistische Tatsachen:[1])

Die Vereinigten Staaten haben sich nicht immer einer „günstigen" Handelsbilanz, um die sie jetzt so beneidet werden, erfreut. Vom Anfange des 19. Jahrhunderts an war ihre Handelsbilanz bis zum Jahre 1873 überwiegend passiv; in der Zeit von 1821—73 war sie nur in 6 Jahren aktiv, und zwar waren die Überschüsse nur geringfügig. In den 40 Jahren vor dem Bürgerkriege 1821—61 betrug der Import 6626 Millionen Dollar und der Export 5633 Millionen Dollar (einschl. Edelmetall). Die Passivität der Handelsbilanz der Vereinigten Staaten während dieser Zeit läßt auf eine starke Anlage europäischen Kapitals in Amerika schließen. Die Amerikaner schuldeten schon zu dieser Zeit den Europäern große Beträge an Zinsen, Unternehmergewinnen, Vergütungen für Transport- und Vermittlerdienste u. s. w. Die Bilanz hätte daher aktiv sein müssen, wenn sie nicht durch eine sehr bedeutende Kapitaleinfuhr (Eisenbahnmaterialien u. s. w.) passiv gestaltet worden wäre. Von 1874 an wurde die Handelsbilanz (mit Ausnahme von vier Jahren) dauernd aktiv. In der Zeit von 1874—1897 wurden Waren im Werte von 2645 Mill. Dollar mehr exportiert als importiert, dazu noch 148 Mill. Doll. in Gold und 370 Mill. Doll. in Silber. Die Mehrausfuhr betrug also in dieser Periode jährlich etwa 130 Mill. Dollar. Es scheint mir, daß dieser Betrag nicht ausreichte, die Zinsen, Dividenden, Frachten u. s. w. zu decken, welche die Amerikaner regelmäßig an Europa zu zahlen hatten. Es muß also die Verschuldung der Vereinigten Staaten Europa gegenüber in dieser Zeit noch zugenommen haben. Wenn während dieser Periode die amerikanischen Staatspapiere zu einem großen Teile aus Europa wieder nach Amerika zurückgebracht wurden,[4]) so muß eine beträchtliche Vermehrung der Anlage europäischen

[3]) Nach Sartorius von Waltershausen, Die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten von Amerika (Berlin 1901), S. 41 ff., und G. M. Fisk, Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika (Stuttgart 1897), S. 186, f.

[4]) Sartorius v. Waltershausen, a. a. O. S. 47.

Kapitals in amerikanischen gewerblichen Unternehmungen (z. B. Eisenbahnen) stattgefunden haben. Im Jahre 1897/98 begann eine neue Periode im Außenhandel der Vereinigten Staaten. Die Ausfuhr überragte die Einfuhr ganz gewaltig. In den vier Fiskaljahren 1897/98 bis 1900/1901 führte die Union durchschnittlich fast 600 Mill. Dollar mehr aus als ein. Um wie kolossale Summen es sich hierbei handelt, ergibt sich aus der Erwägung, daß der Überschuß von fast 2400 Mill. Dollar das $2^1/_2$ fache der nach 1870/71 von Frankreich an Deutschland gezahlten Kriegsentschädigung beträgt.[5]) Dies war nur möglich auf Grund riesenhafter Kapitalverschiebungen, die weiter unten genauer zu besprechen sind.

Über die Entwicklung der Handelsbeziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten ist folgendes zu berichten: Zwischen 1821 und 1894 übertraf, wie Fisk[6]) mitteilt, die amerikanische Ausfuhr nach Deutschland in 38 Jahren die Einfuhr aus Deutschland, während umgekehrt die Einfuhr aus Deutschland in 36 Jahren die Ausfuhr dahin überragte. In der genannten Zeit haben die Vereinigten Staaten Waren und Edelmetalle im Gesamtwerte von 1942 Mill. Dollar nach Deutschland ausgeführt, und zwar 1805 Mill. Dollar Waren und 137 Mill. Dollar Edelmetalle, dagegen im ganzen 1812 Mill. Dollar eingeführt, und zwar 1705 Mill. Dollar Waren und 107 Mill. Dollar Edelmetalle. Jährlich haben also die Vereinigten Staaten im Durchschnitt beinahe 2 Mill. Dollar mehr nach Deutschland exportiert als aus Deutschland importiert.

Genauere Angaben über die Entwicklung der letzten Jahre enthält die nachstehende Tabelle.

Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz gestaltete sich folgendermaßen:

I. nach der deutschen Statistik (die angeführten Jahre sind Kalenderjahre),

II. nach der amerikanischen Statistik (die angeführten Jahre sind Fiskaljahre, je vom 1. Juli bis zum 30. Juni).

---

[5]) Vgl. Sartorius von Waltershausen a. a. O. S. 50.

[6]) A. a. O. S. 186 f.

	Jahre	Einfuhr Deutschlands aus den Vereinigten Staaten (ohne Edelmetalle)	Ausfuhr Deutschlands nach den Vereinigten Staaten (ohne Edelmetalle)	Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr
		Mill. Mark	Mill. Mark	Mill. Mark
I.	1894	449,8	270,3	179,5
	1895	482,8	368,4	114,4
	1896	528,3	383,2	145,1
	1897	652,1	397,4	254,7
	1894—97	2113,0	1419,3	693,7
	Durchschnittlich	528,2	354,8	173,4
	1898	876,1	332,9	543,2
	1899	893,8	377,5	516,3
	1900	1003,6	439,6	564,0
	1901	985,8	384,7	601,1
	1898—1901	3759,3	1534,7	2224,6
	Durchschnittlich	939,8	383,7	556,2
		Mill. Doll.	Mill. Doll.	Mill. Doll.
II.	1894/95	92,1	81,0	11,1
	1895/96	97,9	94,2	3,7
	1896/97	125,2	111,2	14,0
	1897/98	155,0	69,7	85,3
	1894/95-1897/98	470,2	356,1	114,1
	Durchschnittlich	117,5	89,0	28,5
	1898/99	155,8	84,2	71,6
	1899/1900	187,3	97,4	89,9
	1900/01	191,8	100,4	91,4
	1901/02	173,1	102,0	71,1
	1898/99-1901/02	708,0	384,0	324,0
	Durchschnittlich	177,0	96,0	81,0

hausen[8]) und andere eine größere Bedeutung beimessen, soll, wie mir von Sachverständigen versichert wird, nur wenig umfangreich gewesen sein; die deutschen Staats- und Stadtanleihen, von denen in der Literatur immer die Rede ist, sollen nur vorübergehend in amerikanischem Besitz gewesen und sehr bald nach Deutschland zurückgewandert sein.

Zu 3: Im Jahre 1899 wurde auf Grund von Erhebungen deutscher Konsuln[9]) das in den Vereinigten Staaten von Amerika tätige kaufmännische und industrielle deutsche Kapital auf zwei Milliarden Mark veranschlagt; bei einer 5 prozentigen Verzinsung würde sich hieraus für die Vereinigten Staaten die Verpflichtung ergeben, jährlich 100 Millionen Mark an Deutschland zu zahlen. Diese Summe dürfte aber für die Jahre der günstigen Konjunktur viel zu niedrig gegriffen sein. Dazu kommen noch die Zinsen für in deutschem Besitz befindliche amerikanische Staatsanleihen und sonstige Effekten (mit Ausnahme von Eisenbahn- und Minenpapieren, die bei den obigen zwei Milliarden Mark eingerechnet sind). Infolge des Rückkaufs amerikanischer, im Auslande befindlicher Effekten durch die Amerikaner hat sich der Betrag der an Deutsche zu zahlenden Zinsen und Dividenden in der letzten Zeit wahrscheinlich nicht unerheblich vermindert. — Die Summe der von Deutschen an Amerikaner zu zahlenden Zinsen und dergl. dürfte nur gering sein.

Zu 4: Die Rückwanderung amerikanischer Effekten aus Europa, insbesondere auch aus Deutschland, soll in den Jahren 1898 bis 1900, wie aus Bankierskreisen einstimmig berichtet wird, sehr beträchtlich gewesen sein; nach dem Umschlagen der Konjunktur in Deutschland ist diese Bewegung stark verlangsamt, wenn nicht in ihr Gegenteil verkehrt worden. Genauere Aufzeichnungen über diese Kapitalverschiebungen sind nicht bekannt geworden; und die Schätzungen sind sehr unsicher. Daß 60—80 Prozent der in Deutschland befindlichen amerikanischen Wertpapiere wieder in amerikanischen Besitz übergegangen seien, wie Sartorius von Waltershausen[10]) berichtet, ist kaum an-

[8]) A. a. O. S. 52.
[9]) Volkswirtschaftliche Chronik für 1900 (Jena 1901) S. 70.
[10]) A. a. O. S. 51.

1. Die Bewohner des einen Landes wünschen Erzeugnisse des anderen zu konsumieren; sie müssen für dieselben eine entsprechende Menge eigener Erzeugnisse hingeben.

2. Die Bewohner des einen Landes legen im anderen Kapital an; sie investieren es entweder in kaufmännischen, gewerblichen oder landwirtschaftlichen Unternehmungen oder in öffentlichen Anleihen.

3. Die Bewohner des einen Landes müssen an die des anderen, von denen sie Kapital empfangen haben, Zinsen, Dividenden u. s. w. bezahlen.

4. Die Bewohner des einen Landes zahlen die von den Bewohnern des anderen Landes empfangenen Kapitalien zurück.

5. Die Bewohner des einen Landes haben, falls der Transport ihrer Waren nach auswärts von Bewohnern des anderen Landes besorgt wird, an letztere Frachten zu bezahlen.

6. Die Bewohner des einen Landes müssen, falls sie von Bewohnern des anderen Landes sonstige Dienstleistungen (Kommission, Versicherung, wissenschaftliche Arbeit u. s. w.) empfangen, für diese bezahlen.

7. Die Bewohner des einen Landes müssen für die Kosten des Aufenthalts ihrer Angehörigen im anderen Lande bezahlen.

Fast alle diese Zahlungen werden nicht durch Übersendung von Geld, sondern — mit Hilfe des Wechselverkehrs — durch Warenlieferungen vollzogen.

Zu 1.: Die Größe des direkten deutsch-amerikanischen Güteraustausches dürfte in den letzten Jahren ungefähr nach der Größe der deutschen Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten zu berechnen sein; die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten besteht fast nur aus Konsumgütern, nicht aus Kapitalgütern. Aus anderen Gründen als dem erstgenannten haben, wie sogleich zu erörtern ist, die Amerikaner in der letzten Zeit wohl nur wenig deutsche Waren erhalten. Der Wert der direkt ausgetauschten Waren mag in den letzten fünf Jahren auf beiden Seiten durchschnittlich 350 Mill. Mark betragen haben.

Zu 2.: Die Neuanlage deutschen Kapitals in amerikanischen Werten dürfte in den letzten Jahren, in denen in Deutschland selbst eine so rege Emissionstätigkeit herrschte, nur gering gewesen sein. — Auch die Anlage amerikanischen Kapitals in deutschen Werten, welcher Sartorius v. Walters-

hausen[8]) und andere eine größere Bedeutung beimessen, soll, wie mir von Sachverständigen versichert wird, nur wenig umfangreich gewesen sein; die deutschen Staats- und Stadtanleihen, von denen in der Literatur immer die Rede ist, sollen nur vorübergehend in amerikanischem Besitz gewesen und sehr bald nach Deutschland zurückgewandert sein.

Zu 3: Im Jahre 1899 wurde auf Grund von Erhebungen deutscher Konsuln[9]) das in den Vereinigten Staaten von Amerika tätige kaufmännische und industrielle deutsche Kapital auf zwei Milliarden Mark veranschlagt; bei einer 5 prozentigen Verzinsung würde sich hieraus für die Vereinigten Staaten die Verpflichtung ergeben, jährlich 100 Millionen Mark an Deutschland zu zahlen. Diese Summe dürfte aber für die Jahre der günstigen Konjunktur viel zu niedrig gegriffen sein. Dazu kommen noch die Zinsen für in deutschem Besitz befindliche amerikanische Staatsanleihen und sonstige Effekten (mit Ausnahme von Eisenbahn- und Minenpapieren, die bei den obigen zwei Milliarden Mark eingerechnet sind). Infolge des Rückkaufs amerikanischer, im Auslande befindlicher Effekten durch die Amerikaner hat sich der Betrag der an Deutsche zu zahlenden Zinsen und Dividenden in der letzten Zeit wahrscheinlich nicht unerheblich vermindert. — Die Summe der von Deutschen an Amerikaner zu zahlenden Zinsen und dergl. dürfte nur gering sein.

Zu 4: Die Rückwanderung amerikanischer Effekten aus Europa, insbesondere auch aus Deutschland, soll in den Jahren 1898 bis 1900, wie aus Bankierskreisen einstimmig berichtet wird, sehr beträchtlich gewesen sein; nach dem Umschlagen der Konjunktur in Deutschland ist diese Bewegung stark verlangsamt, wenn nicht in ihr Gegenteil verkehrt worden. Genauere Aufzeichnungen über diese Kapitalverschiebungen sind nicht bekannt geworden; und die Schätzungen sind sehr unsicher. Daß 60—80 Prozent der in Deutschland befindlichen amerikanischen Wertpapiere wieder in amerikanischen Besitz übergegangen seien, wie Sartorius von Waltershausen[10]) berichtet, ist kaum an-

[8]) A. a. O. S. 52.
[9]) Volkswirtschaftliche Chronik für 1900 (Jena 1901) S. 70.
[10]) A. a. O. S. 51.

zunehmen. Nach Prager[11]) schätzen „gute Sachkenner" den Betrag der in den Jahren 1898—1900 aus Europa nach der Union zurückgewanderten Effekten nur auf etwa 10 Prozent derselben, etwa 850 Millionen Mark; diese Werte dürften zum größten Teil aus England, das während des südafrikanischen Krieges viel flüssiges Kapital brauchte, nach Amerika gegangen sein. Eine genauere Untersuchung des Umfangs dieser Kapitalverschiebungen, über die noch große Unklarheit besteht, wäre sehr zu wünschen. — Von einer Rückwanderung amerikanischen, in Deutschland angelegten Kapitals nach Amerika dürfte, abgesehen von der oben erwähnten kurzen Übernahme deutscher Staats- und Stadtanleihen seitens der Amerikaner, kaum die Rede sein.

Zu 5: Die Transportdienste im deutsch-amerikanischen Verkehr verrichten fast ausschließlich die Deutschen. Die Gewinne der deutschen Rhederei werden in den letzten Jahren auf jährlich 300 Millionen Mark veranschlagt. Hiervon dürften mindestens 50 Millionen Mark aus den Vereinigten Staaten stammen.

Zu 6: Auch beim Austausch sonstiger Dienstleistungen ergibt sich im deutsch-amerikanischen Verkehr wahrscheinlich für die Deutschen ein Gewinnüberschuß. Zahlenmäßige Unterlagen zu Schätzungen fehlen.

Zu 7: Die Zahl der Amerikaner, die alljährlich zu ihrer Belehrung, ihrem Vergnügen u. s. w. nach Deutschland kommen, ist beträchtlich; die Kosten ihrer Reisen, ihres Aufenthalts u. s. w. beziffern sich nach Millionen. Jedenfalls sind sie viel bedeutender als die Kosten von ähnlichen Reisen Deutscher nach Amerika.

Aus dieser Untersuchung ergibt sich, daß die Amerikaner ganz normaler Weise in jedem Jahre den Deutschen für mehrere hundert Millionen Mark Waren zu liefern haben, für welche sie keinen Gegenwert in Waren empfangen; die Gegenwerte bestehen eben in der Benutzung des ihnen geliehenen Kapitals, in den Transportdiensten, in den den amerikanischen Reisenden gelieferten Produkten u. s. w. Deshalb ist auch die Handelsbilanz Deutschlands gegenüber den Vereinigten Staaten normaler Weise passiv. Die Passivität war früher nicht so bedeutend,

[11]) Die amerikanische Gefahr, Berlin 1902, S. 14.

weil noch beständig viel deutsches Kapital in Amerika angelegt wurde; sie war in den letzten Jahren bedeutender, weil die Amerikaner viel deutsches Kapital zurückgezahlt haben.

Noch ein anderer Umstand hat dazu beigetragen, die Passivität der Bilanz zu verstärken. Deutschland, wie überhaupt das industrielle Europa, spielt gewissermaßen eine Vermittlerrolle zwischen den Vereinigten Staaten einerseits und Ostindien und China andererseits. Die Union konnte bisher die Waren (Thee u. s. w.), die sie in großen Mengen aus Ostindien und China bezog, nicht mit eigenen Produkten bezahlen. Die Gegenwerte für die Bezüge der Union aus Asien wurden den Indern und Chinesen aus Europa geliefert; dafür entschädigten die Amerikaner die Europäer, u. a. auch die Deutschen, durch Sendungen von amerikanischen Waren.[12])

Das Anschwellen der Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Deutschland ist, wie sich teilweise schon aus Vorstehendem ergiebt, hauptsächlich auf die Gunst der wirtschaftlichen Konjunktur zurückzuführen. Im einzelnen ist dies folgendermaßen zu erläutern:

1. Die Geschäftslage in den Vereinigten Staaten hängt wesentlich vom Ausfall der Ernten ab. In den letzten Jahren fielen die amerikanischen Ernten besonders gut aus. „Schier fabelhafte Mengen Weizen und Baumwolle, beträchtlichen Ertrag an Mais lieferte der amerikanische Boden."[13]) Während die Weizenernte in den Jahren 1893 bis 1896 durchschnittlich 154 Mill. Hektoliter betrug, belief sie sich 1897 auf 186, 1898 sogar auf 243 Mill. Hektoliter; ähnlich hoch waren die Zahlen der folgenden Jahre, 1899: 192, 1900: 183, 1901: 262 Mill. Hektoliter. Die Maisernte hatte in den Jahren 1890 bis 1894 durchschnittlich 564 Mill. Hektoliter betragen; in den Jahren 1895 und 1896 stieg sie auf 753 und 799 Mill.; auch in den folgenden vier Jahren waren die Maisernten sehr gut; sie beliefen sich auf durchschnittlich 701 Mill. Hektoliter. Um so fühlbarer war dann die schlechte Ernte des Jahres 1901, die nur 533 Mill. Hektoliter Mais lieferte. Die Baumwollernte hatte in den Jahren 1891 bis 1895 durchschnittlich

[12]) Vgl. hierzu meine Besprechung der deutsch-russischen Handelsbilanz in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 92, S. [illegible]

[13]) Vgl. H. Dietzels Artikel in der „Nation" vom 24. November [illegible]

8,2 Mill. Ballen ergeben; 1896 war ein schlechtes Jahr, das nur 7,2 Mill. Ballen hervorbrachte; 1897 erntete man dagegen 8,8 Mill. Ballen Baumwolle, 1898 sogar 10,9 und 1899 wiederum 11,1 Mill. Ballen; 1900 sank das Ergebnis auf 9,1, um 1901 wieder auf 10,2 Mill. Ballen zu steigen. Auch die Ernte von 1902 war gut; man schätzt sie auf 9,7 Mill. Ballen.

Die Marktlage war derart, daß die Amerikaner für die in solcher Fülle produzierten Waren auch gute Preise erzielen konnten.[14])

Der gute Ertrag der landwirtschaftlichen Produktion, verbunden mit rasch fortschreitender erfolgreicher Erschließung der reichen im amerikanischen Boden enthaltenen Schätze von Brennstoffen und Mineralien, förderte die Ansammlung von Kapital, das nach weiterer Verwertung suchte und teilweise zum Rückkauf im Auslande befindlicher amerikanischer Effekten benutzt werden konnte.

2. Die günstige wirtschaftliche Konjunktur in Deutschland förderte die Einfuhr aus Amerika folgendermaßen:

a) Das deutsche Publikum war kaufkräftiger, also konsumfähiger; in Betracht kommt hier namentlich der Konsum von Getreide, Fleisch, Speck, Schmalz, Obst, Petroleum.

b) Die deutschen Industriellen brauchten dringend größere Mengen wichtiger Rohstoffe (wie Baumwolle, Kupfer, gewisse Öle), für deren Bezug man in wesentlichem auf Amerika angewiesen ist.

c) Die deutsche Industrie konnte teilweise nicht rasch genug den Bedarf des Inlandes decken; es mußten also zur Ergänzung Waren aus dem Auslande bezogen werden. Dies gilt namentlich von der Einfuhr von Metallen aus Amerika. Die deutsche Bleieinfuhr aus Amerika, die in den Jahren 1894 bis 1897 durchschnittlich nur 2 Mill. Mark betragen hatte, stieg 1898 auf 4,6 Mill. Mark, 1899 auf 5,6 und 1900 sogar auf 9,9 Mill. Mark, um 1901 wieder auf 4,5 Mill. Mark zu sinken. Amerikanisches Roheisen war vor 1897 überhaupt nicht nach Deutschland gelangt; die Einfuhrwerte betrugen 1897: 0,8 Mill. Mark; 1898: 1,0; 1899: 1,7;

[14]) Vgl. Dietzel a. a. O.

1900: 2,1 Mill. Mark; 1901 sank die Roheiseneinfuhr wieder auf 0,7 Mill. Mark. Die auch an dieser Stelle zu nennende Kupfereinfuhr Deutschlands aus Amerika, die erst von 1894 an Bedeutung gewann, betrug in den Jahren 1894 bis 1897 durchschnittlich 35 Mill. Mark; sie stieg 1898 auf 57, 1899 auf 71 und 1900 auf 101 Mill. Mark, um 1901 wieder auf 62 Mill. Mark zu sinken.

d) Die große Unternehmungslust in Deutschland hemmte die Abgabe deutschen Kapitals ans Ausland und führte sogar zum Abstoßen fremder Wertpapiere, auch amerikanischer Effekten. Nach dem „Deutschen Ökonomist" wurden in den Jahren 1893—1896 in Deutschland nur 530 Aktiengesellschaften mit 685 Millionen Mark Kapital neu gegründet, 1897—1900 dagegen 1208 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 1729 Millionen Mark. Die Emissionstätigkeit war in der letzten Periode sehr rege; unter den emittierten Werten waren aber nur wenige ausländische.[15])

e) Das Steigen des Zinsfußes auf den deutschen Märkten lockte fremdes Kapital nach Deutschland. Der Diskontsatz der deutschen Reichsbank stieg bekanntlich zur Zeit der Hochkonjunktur bis auf 7 Prozent, während er sich z. B. in den Jahren 1894 bis 1897 zwischen 3 und 4 Prozent halten konnte.

Das Zurückbleiben der amerikanischen Einfuhr- hinter den Ausfuhrziffern ist selbstverständlich nicht nur diesen allgemeinen wirtschaftlichen Ereignissen, sondern auch der hochschutzzöllnerischen Politik der Vereinigten Staaten zuzuschreiben, welche die Einfuhr künstlich erschwerte und die Trusts anreizte, auf Kosten der amerikanischen Konsumenten durch Preisschleuderei im Auslande den Export künstlich zu forciren.

III.

Ist die Passivität der deutsch-amerikanischen Handelsbilanz für Deutschland bedenklich?

Hier sind zunächst drei Fragen zu berühren:

1. die Frage der Goldentziehung,
2. die Frage der industriellen Konkurrenz,
3. die Frage der wechselseitigen Verschuldung.

[15]) Vergl. Volkswirtschaftliche Chronik für 1901 (Jena 1902), S. 543.

1. Den Befürchtungen, welche mit Bezug auf die Entwickelung des deutsch-amerikaniſchen Handelsverkehrs geäußert werden, liegt oft eine etwas naive Vorſtellung zu Grunde. Man glaubt, die Amerikaner könnten uns einmal durch ihre rieſige Wareneinfuhr unſeren ganzen Vorrat an Edelmetall entziehen. Von einer ſolchen Tendenz iſt allerdings in Deutſchland nichts zu bemerken. Unſer Reichtum an Gold und Silber nimmt trotz unſerer „ungünſtigen" Handelsbilanz beſtändig zu: in den letzten 10 Jahren (1892—1901) hat Deutſchland nach der Reichsſtatiſtik durchſchnittlich 95 Mill. Mark Edelmetall mehr ein- als ausgeführt. Übrigens macht man ſich häufig übertriebene Vorſtellungen von unſeren verfügbaren Gold- und Silbervorräten; die deutſchen Notenbanken, die Hauptreſervoire für Gold und Silber, halten durchſchnittlich nur 900—950 Mill. Mark Edelmetall in ihren Kellern, darunter viel entwertetes Silber. Wenn wir unſere Einfuhr aus Amerika mit Geld bezahlten, ſo könnten uns die Amerikaner unſere ganzen Metallreſerven in einem Jahre abnehmen. Das iſt aber ganz ausgeſchloſſen. — Außerdem, was ſollten die Amerikaner mit dem Gold und Silber tun, das ſie anderen Staaten abnehmen? Gold und Silber dienen entweder als Umlaufsmittel (in Münzform), oder ſie werden zu Geräten, Schmuckſachen und dergl. verarbeitet. Nehmen wir einmal das Abſurde an, daß die Amerikaner alles Gold und Silber der Erde durch eine rieſenhafte Ausfuhr an ſich gerafft hätten und das Edelmetall nun, ſoweit ſie es nicht als Umlaufsmittel gebrauchten, in Schmuckſachen und dergl. verwandelten. Wenn ſie dann noch weiter Waren ausführen wollten, ſo bliebe ihnen nicht anderes übrig als das Schreckliche: ſie müßten ſich zur Einfuhr von Waren bequemen. Verſchenken wollen ſie ihre Produkte nicht; das Kreditieren würde die Gegenleiſtung, die Einfuhr von Waren, nur hinausſchieben. Sie könnten dann nur Waren gegen Waren austauſchen. In Wirklichkeit würden die Amerikaner das ganze aufgehäufte Gold und Silber nicht in Gold- und Silberwaren verwandeln wollen, ſondern ſie würden verſuchen, aus dem Beſitz der Edelmetalle in anderer Weiſe Nutzen zu ziehen. Der einzige Weg zur Verwertung der Edelmetalle, der ſich darbietet, iſt die Wiederausfuhr derſelben ins Ausland, d. h. alſo wieder-

um die Einfuhr der für dieselben gekauften Waren. Auf die Dauer kann sich auch der überzeugteste Schutzzöllner, der ausführen will, vor der Einfuhr nicht retten. Es geht dem Staate ebenso wie dem Privatmann, der immer nur verkaufen, niemals einkaufen möchte. Das eingenommene Geld kann er nur verwerten, wenn er es wieder ausgibt und sich dadurch in den Besitz der Güter setzt, die er zu konsumieren wünscht. „Wir müssen uns nicht auf die eingebildete Sicherheit verlassen," sagte Mac Kinley [16]) am 5. September 1901 in Buffalo, „daß wir für immer alles verkaufen, wenig oder gar nichts kaufen können. Wir sollten von unseren Kunden diejenigen Produkte nehmen, die wir, ohne unsere Industrie und Arbeit zu schädigen, benutzen können." Es gibt Mittel genug, den Abfluß des Edelmetalls aus einem wirtschaftlich gesunden Lande zu verhindern; dieser Aufgabe dient bekanntlich teilweise die Diskontopolitik der großen Nationalbanken. Auf umfangreiche Verschiebungen der Edelmetallmengen aus einem Lande ins andere würden bald die Warenpreise reagieren. In dem Lande, in welchem das Gold infolge starker Ausfuhr knapp wird, erhält es dadurch einen höheren Wert; da aber die Preise der Waren im Goldwerte ausgedrückt werden, so bedeutet ein Steigen des Goldwertes ein Sinken der Warenpreise. Dagegen wird in dem Lande, das den Goldstrom auf sich gelenkt hat, der Goldwert sinken; das bedeutet ein Steigen der Warenpreise. Hohe Warenpreise erschweren die Warenausfuhr, niedrige erleichtern sie. Die Goldausfuhr aus dem ersten Lande in das zweite hat also die Tendenz, auch eine Warenausfuhr aus dem ersten Lande in das zweite hervorzurufen und damit das Gold aus dem zweiten wieder in das erste zurückzuziehen.

Kurz es gibt vielerlei Erwägungen, die ich hier nur kurz erwähnen konnte, welche die Gefahr, daß die Vereinigten Staaten alles Gold an sich reißen könnten, als gegenstandslos erkennen lassen.

2. Die Konkurrenzfähigkeit der Amerikaner auf industriellem Gebiete wird vielfach überschätzt. Zur Beurteilung dieser Frage ist hier auf folgende Tatsachen zu verweisen.

Die Ausfuhr amerikanischer Industrieprodukte nach Deutsch-

[16]) Volkswirtschaftliche Chronik für 1901 (Jena 1902), S. 378.

land ist verhältnismäßig gering. Deutschland erhält aus den Vereinigten Staaten fast nur Lebensmittel und Rohstoffe. Unter den in der amtlichen Außenhandelsstatistik Deutschlands für 1901 (Neue Folge, Bd. 142, XIX, S. 21) genannten „hervorragendsten Einfuhrartikeln" aus den Vereinigten Staaten im Gesamtbetrage von 961,1 Mill. Mark befinden sich nur zwei Posten Fabrikate, nämlich Maschinen und Maschinenteile im Werte von 19,2 Mill. Mark (darunter für 16,2 Mill. Mark landwirtschaftliche Maschinen) und Nähmaschinen ohne Gestell im Werte von 3,0 Mill. Mark.

Der Absatz deutscher Industrieprodukte auf neutralen Märkten hat trotz der amerikanischen Konkurrenz beständig zugenommen. In den Jahren 1892—1896 führte Deutschland nach der deutschen Statistik „Fabrikate" im Werte von durchschnittlich 2062 Mill. Mark aus, in den Jahren 1897—1901 solche im Werte von durchschnittlich 2658 Mill. Mark.

Die Waren, welche Deutschland nach den Vereinigten Staaten ausführt, sind überwiegend Industrieprodukte: Textilwaren, baumwollene, wollene, leinene und halbseidene, Porzellanwaren, Spielzeug, Bücher, Karten, Musikalien, Farbendruckbilder, Kupferstiche u. dgl., Farbstoffe und andere Chemikalien, Leder- und Lederwaren, feine Metallwaren, Papier u. s. w. Die deutsche Industrie konkurriert also erfolgreich in diesen Branchen mit der amerikanischen in den Vereinigten Staaten selbst, trotz der hohen Zölle.

Bemerkenswert ist auch, daß die Fabrikateausfuhr der Vereinigten Staaten von 412 Mill. Dollar im Jahre 1900/01 auf 404 Mill. Dollar im Jahre 1901/02 zurückging, während sich die Einfuhr von Fabrikaten gleichzeitig von 210 auf 242 Mill. Dollar hob.

3. Die Frage der wechselseitigen Verschuldung Deutschlands und der Vereinigten Staaten ist einerseits noch zu wenig geklärt, andererseits zu verwickelt, als daß sie an dieser Stelle mit Nutzen erörtert werden könnte. Daß die von Sartorius von Waltershausen[17]) summarisch geschilderten traurigen Er-

[17]) A. a. O., S. 59: „Schwächung der Steuerkraft, Fortsetzung der unproduktiven Verschuldung, vielleicht Papiergeldemission, ungenügende Ausdehnung der Produktivkräfte wegen Mangel an Kapital und wegen unzureichender Nachfrage im Innern, Auswanderung von Unternehmern

eignisse infolge der Rückzahlung deutschen Kapitals von Amerika und der Investierung amerikanischen Kapitals in Deutschland eintreten würden, will mir nicht einleuchten. Namentlich ist mir unverständlich, wie bei diesem Einströmen von Kapital aus Amerika in Deutschland gleichzeitig ein „Mangel an Kapital“ mit seinen schlimmen Folgen entstehen kann. Vorläufig scheint es mir durchaus unbedenklich zu sein, daß die nordamerikanische Union sich anschickt, ihre kolossalen Schulden zurückzuzahlen und allmählich selbst in die Reihe der Gläubigerländer einzutreten. Allerdings wird die gewaltige Zunahme der Kapitalbildung in Amerika den Zinsfuß herabdrücken, zunächst in Amerika, später auch in Europa. Das Sinken des Zinsfußes ist aber vom volkswirtschaftlichen Standpunkte mit Freuden zu begrüßen. Die Klagen der Rentner und allgemein der Gläubiger über einen niedrigen Zinsfuß dürfen uns nicht irre machen. Es kommt auf diejenigen an, welche sich des Kapitals zur Produktion bedienen wollen; diese haben ein Interesse daran, es möglichst billig zu erhalten. Das Sinken des Zinsfußes ist im allgemeinen ein Zeichen von Wohlstand und Sicherheit; nur wo Armut und Unsicherheit herrscht, ist der Zinsfuß dauernd hoch.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten sich dem ganzen Auslande, insbesondere auch Deutschland gegenüber dauernd so stark aktiv erhalten wird wie in den Jahren 1897—1901. Auf die fetten Erntejahre werden in Amerika auch wieder magere folgen. Auch wird die günstige Konjunktur auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und des Verkehrs in Amerika nicht ewig anhalten; daß bei der Überkapitalisierung vieler gigantischer Unternehmungen in Amerika, bei der Mangelhaftigkeit des amerikanischen Geld- und Kreditwesens, bei der Goldgier und Gewissenlosigkeit vieler amerikanischer Spekulanten u. s. w. furchtbare Rückschläge kommen müssen, scheint mir unzweifelhaft zu sein. Die Kapitalverschiebungen zwischen Amerika und Europa werden sich den wechselnden Konjunkturen an-

und Arbeitern, Übersiedelung von Fabriken in andere Länder, Arbeitslosigkeit, Stockung der sozialen Reform, Schwächung der Wehrkraft.“ Ich halte die schlimmen Prophezeiungen nicht nur für unbewiesen, sondern auch für unbegründet; zu einer eingehenden Kritik derselben fehlt hier der Raum.

passen; wenn in Europa der Zinsfuß niedrig ist, wird wenig amerikanisches Kapital über den atlantischen Ozean wandern wollen. Endlich ist auch eine Änderung der Handelspolitik der Vereinigten Staaten wahrscheinlich; schon jetzt empfiehlt man in der Union gegenüber dem System des Hochschutzes immer mehr das der „Gegenseitigkeit"; ein Wahlsieg der amerikanischen Demokraten würde sicher erhebliche Zoll-Ermäßigungen zur Folge haben.

Sehr charakteristisch ist, daß sich infolge des Umschlags der wirtschaftlichen Konjunktur in Europa, infolge des schlechten Ausfalls der amerikanischen Maisernte u. s. w. die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten sofort um 185 Mill. Dollar „verschlechtert" hat. Die Einfuhr der Vereinigten Staaten betrug nämlich 1901/02 rund 80 Millionen Dollar mehr als 1900/01, die Ausfuhr dagegen rund 105 Millionen Dollar weniger.

Auf die Dauer können sich ja die Einfuhr und die Ausfuhr, da sie sich gegenseitig bedingen, nicht in entgegengesetzter Richtung bewegen. Aller Außenhandel beruht in letzter Linie auf dem Austausch von wirtschaftlichen Gütern; der Leistung entspricht immer eine Gegenleistung, mag diese nun früher oder später erfolgen. Der „Satz des notwendigen Parallelismus von Import und Export, welcher leider den Dilettanten der handelspolitischen Theorie so schwer ins Gehirn eingeht" (Dietzel), wird sich auch mit Bezug auf den Außenhandel der Vereinigten Staaten Anerkennung verschaffen.

III.

Festvorträge.

Zur Feier von Schillers Geburtstage.

Schiller als Dramatiker.

Von Prof. Dr. Heinrich Bulthaupt aus Bremen.

(10. November 1901)

Aus einem Mittelpunkt heraus entwickelt der Epiker, der Erzähler, den Stoff seines Kunstwerks, und nach einer Richtung zwingt er ihn, um ein Goethesches Wort aus dem Vorspiel zum „Faust“ zu gebrauchen, auf die Spindel. Zwiespältig aber ist das Schaffen des Dramatikers; mit der Kraft, die er aus sich herausstellt, schafft er auch bereits die Gegenkraft, die sie bekämpft und zerstört. Der Epiker leitet den künstlerischen Stoff durch sein Ich, und nie täuscht er uns und nie kann er uns darüber hinwegtäuschen, daß er es ist, der ihn zusammenhält und aus dem Spiegel seiner Persönlichkeit zurückstrahlt. Der Dramatiker aber verschwindet äußerlich völlig hinter seinem Werk. Er entzweit sich mit seinem Stoff, so sehr, daß die Gestalten sich von ihm loszulösen scheinen, wie sie ja leibhaft auf dem Theater ihr Dasein außer ihm führen. So ruht der Epiker still in sich, auf sich, der Dramatiker aber ist eine geborene Kampfnatur.

„Mit dem Genius ist die Natur im ewigen Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andere gewiß,“

meint der große Dichter, dem diese Betrachtungen gelten. So liebt es das Schicksal auch, den großen Geistern die Pfade so zu bereiten, wie es ihnen und ihrer Eigenart am Besten frommt. So groß, so allumfassend der Genius Goethes war — das eigentlich Dramatische war ihm (und er wußte das wohl) ein fremdes Element, so Herrliches er auch auf diesem Gebiet

geſchaffen. Dem Lyriker aber und Epiker Goethe, der nicht ſeines Gleichen hat, ward ein Leben, ſo recht geeignet alle Keime zur höchſten Blüte zu entfalten, alle Kräfte zu der wundervollſten Harmonie auszugleichen. Wenn wir ſein ſchönes Haupt ſehen, die herrlich gerundete Wölbung ſeines Kopfes, ſo iſt es, als ſpräche ſich die vollkommene Einheit ſeiner Natur auch darin aus. Und ſtellen wir nun die mächtige Stirn Schillers daneben: das iſt das Haupt eines Dramatikers. Antithetiſch wie das Weſen des Dramas ſelbſt, in zwei ſtolzen Höhen ſpringt dieſe breite, kühne, trotzige Kämpferſtirn vor. Denn Kampf und abermals Kampf war Schillern in den Sternen vorgezeichnet. Abhängig von der Gunſt eines Fürſten, eingeengt und erbittert durch pedantiſche Zucht, mit dem Mangel kämpfend, und, als dieſer gewichen, wider den Feind in der eigenen Bruſt, den körperlichen Feind, die ſchleichende Krankheit, die ihn ſo früh dahinraffte — ſo kämpfte und kämpfte und ſo ſiegte er, raſtlos weiter und aufwärts ſchreitend, bis er auf der höchſten Höhe der Kunſt, bis er neben Goethe ſtand, und, ein Sieger auch noch in der letzten Stunde, ſanft und klaglos verſchied. Und rieſenhaft wuchs dieſer große Kämpfer, dem nach einem Wort Goethes die Chriſtustendenz eingeboren war, wuchs dieſer „heilige Mann", wie Hebbel, der einſt ſo heftig mit ſeinem Geiſt gerungen, ihn in ſeinen letzten Jahren nannte, wuchs er im Bewußtſein unſres Volkes zu einem Symbol nationalen Weſens empor, zur Verkörperung alles deſſen, was von Sehnſucht zum Guten und Großen, von reinem, edlen Willen in uns lebt, der ſittlichen, der religiöſen und politiſchen Freiheit, und immer noch iſt er, bis auf den heutigen Tag, das Gewiſſen Deutſchlands geblieben.

Wille, Freiheit, Ideal — wie oft ſind ſie zu bequemen Schlagwörtern geworden, wenn es die Wirkung der Schillerſchen Kunſt zu charakteriſieren gilt! Aber auch die verehrungswürdigſte Geſinnung und ihre makelloſeſte Verkörperung in Fleiſch und Bein macht noch nicht den Dichter. Und wenn wir in Schiller vor Allem den Dramatiker bewundern, den größten, den Deutſchland beſitzt, und den einzigen, der das Drama in beſtändiger Berührung mit der Bühne der Vollendung zuzuführen gedachte — wie kommt es, daß er gerade auf dieſem Gebiete ſo groß wurde? Die Eigenſchaften ſeines

Charakters, seine Überzeugungen, sein Leben — sie konnten doch seine künstlerischen Kräfte höchstens steigern, aber sie konnten sie nicht schaffen. Und mußte anderseits die schrankenlose Subjektivität des Dichters für den Dramatiker nicht geradezu zum Hemmnis werden? Wenn Schiller das sittliche vom ästhetischen Ideal nicht zu trennen vermochte, wenn er erziehen wollte, indem er schuf, wenn ihm auch in der Geschichte weniger die tatsächliche Wahrheit galt als die Spiegelung des Geistes der Geschichte in großen Epochen und Gestalten, wenn somit seine Phantasie auch in ihr frei waltete und nicht nur aus dem Posa, aus der Jungfrau von Orleans, dem Wallenstein, dem Tell, immer noch er selbst redet — wie stimmt das wieder mit dem Beruf des Dramatikers, der die Außendinge klar, fest, objektiv sieht und darstellt, charakteristisch, wie sie allen erscheinen, und nicht in der besonderen Färbung einer Poetenseele? Sehen wir zu. Wir werden dann vielleicht finden, daß alles, was man von der Freiheit, der Gesinnung, dem Idealismus Schillers redet, zwar sehr schön, sehr wahr und für den Dichter bezeichnend, daß es für das Kunstwerk aber doch nicht mehr als der leuchtende Nebel um den festen Strahlenkern ist. Seine künstlerischen Eigenschaften, sein gestaltender Genius müssen seine dramatischen Siege erklären. Der Wille zur Freiheit und der höchste Schwung der Gesinnung allein schaffen noch immer kein Kunstwerk.

Was war es nun, was der Menschheit in den Werken dieses großen Mannes künstlerisch Neues und Bezwingendes entgegentrat? was gewann ihm in unsrem Vaterland alle Herzen? was war so merkwürdig daran, daß sich auch die widerwillige Kritik ihm endlich wohl oder übel gefangen gab? Denken Sie sich den Dichter, als er seine Räuber schrieb. Ein zwanzigjähriger Jüngling, in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsen, dem strengen Zwang der Karlsschule untertan, ohne Gelegenheit viel zu lesen, was ihm zum Vorbild hätte dienen können, mit der Bühne ebenso unbekannt wie mit dem Leben — und dieser unerfahrene, wenig gebildete Jüngling schleudert plötzlich eine Brandfackel in die Welt, die noch brennt und aus der noch etwas anders hervorschimmert als das heiße revolutionäre Blut der Jugend. Bei allen Übertreibungen und Roheiten eine Sprache, die

auf Sturmfittigen einherfuhr, von einer Größe und einem Ernſt und dabei von einer Melodie der Rede, wie ſie gleich faszinierend von der deutſchen Bühne herab noch nicht erklungen war. Und derſelbe idealiſtiſche Jüngling, der mit den großen Entſchlüſſen und dem prachtvollen Pomp der Worte ſeines Carl Moor völlig eins zu ſein ſchien, war zugleich künſtleriſch und menſchlich beſonnen genug, ſeinen Helden an dem feſten Staatsbegriff untergehen und das zügelloſeſte Freiheitsideal, das des Räubers, vor dem Geſetz ſich beugen zu laſſen. Derſelbe Jüngling ſchafft zugleich in ſeinem Franz das gerade Gegenteil des himmelſtürmenden Schwärmers, die Inkarnation des Egoismus und Materialismus ſelbſt, ſcharf, oft unerträglich grell, aber doch von einer unerbittlichen Logik und ganz ſo möglich, ja weit möglicher als der ſchlimmſte aller Theaterböſewichter, als Shakeſpeares furchtbarer Jago. Und da hätten wir denn eine Selbſtentäußerung, eine Entzweiung des Dichters mit dem eignen Ich, eine Objektivierung, die ganz erſtaunlich iſt und die allein ſchon den geborenen Dramatiker kennzeichnen würde, wenn es nicht andere Züge noch nachdrücklicher täten. Denn derſelbe Feuergeiſt, der keine Überlegung zu kennen ſcheint, gibt ſich gleich in ſeinem dramatiſchen Erſtlingswerk als ein Beherrſcher der Form, des Aufbaus, oder wie wir zu ſagen pflegen der Kompoſition, daß man, je länger man prüft, des Staunens kein Ende findet. Aus dem Inſtitut des adligen Majorats, das den älteſten begünſtigten Sohn allen Lockungen eines zügelloſen Lebens ausſetzt und den jüngeren, benachteiligten der Unzufriedenheit, dem Neid, der Bosheit von ſelbſt in die Arme treibt — aus dieſem einfachen Keim erwächſt, ohne daß noch ein drittes Moment hinzukäme, die Fabel des Stücks; aber den anſcheinend ſo winzigen Stoff treibt die Kunſt des Dichters in die größten tragiſchen Dimenſionen. Und wie feſt geſchloſſen der Ring der Begebenheiten iſt! Szeniſch wie anſpruchslos, immer im Einklang mit den Erforderniſſen der Bühne, deren Geheimniſſe Schiller hellſeheriſch fand. Und bei ſo manchen pſychologiſchen Riſſen und Sprüngen, welche Tiefen doch auch! Karls unſäglich ſchönen wehmutvollen Worte im Donautal angeſichts der untergehenden Sonne! Die Szene am Turm, von der der engliſche Dichter Coleridge

meinte, alle Shakeſpeareſchen Geiſter müßten vor dem Klang der ſchaurigen Stimme des Alten erblaſſen, die aus der Tiefe hervor in die Nacht hinaus klingt. So weit gehe ich nicht. Aber wenn der unſelige Franz ſeine Viſion vom jüngſten Gericht erzählt und es ungewollt, wie aus einem Werkzeug, das ſich die Gottheit zu Dienſten zwingt, aus ihm ſelbſt hervorbricht mit dem Ton der letzten Poſaune — ja, wem tobte dann nicht auch heute noch das Blut? wer blickte nicht mit ſtaunender Erſchütterung auf dieſe geniale Selbſtzerſtörung des Verbrechers? Genial — das iſt es eben. Man gebraucht das Wort ſo oft zur Unzeit. Hier iſt es, das Unerklärliche. Woher kamen dieſe Offenbarungen dem zwanzigjährigen Karlsſchüler? Das iſt das Genie. Daß aber dieſer Zwang der Inſpiration mit der planvollſten Feſtſtellung der Linien, die die Handlung einhalten mußte um nicht zu entarten, einher gehen konnte — das iſt es, was Schiller zum Meſſias des Theaters gemacht hat. Das Architektoniſche im Dichteriſchen rein aufgehen zu laſſen, das war ihm verliehen, das gab ihm auf dem Felde des Dramas die überragende Größe. Und nie tritt der Plan bei ihm nach der Art kalt raffinierender Theaterpraktiker aus der Umhüllung der Handlung hervor, wie ein Knochengerüſt durch einen mageren Körper ſchimmert. Beides iſt innig, blühend verwachſen. Schiller iſt der größte dramatiſche Baumeiſter, den es je gegeben, und in dieſem Sinne nicht nur Leſſing und vor allem Goethe, ſondern ſelbſt dem gewaltigen Shakeſpeare überlegen. Niemals verliert er den Mittelpunkt aus dem Auge. Jeder, auch der kleinſte Teil der Handlung, die beſcheidenſte Epiſode, die untergeordneteſte Figur deutet und führt geradeswegs auf die Hauptſache hin.

Nun ſchien dem Dichter zwar in ſeinem zweiten Drama, dem „Fiesco“, dieſes genial gewonnene Wiſſen wieder verloren gegangen zu ſein, denn das Szenengefüge geht hier reicher und mannigfaltiger als in den „Räubern“ auseinander, aber es wird ſich noch zeigen, daß Schiller bei dem eigentlich hiſtoriſchen Drama die Grenzen dehnen zu müſſen glaubte, und daß er weiſe damit verfuhr — und jedenfalls zeigte er in dem dritten ſeiner gewaltigen Jugendwerke, in „Kabale und Liebe“, daß er der Form mehr als je Herr war. Gerade von ihm kann man darum lernen, worin das Weſen des Dramatiſchen

noch eine melodiſche Woge von Schönheit, die uns den Staub vom Herzen ſpült und die Laſt von ihm fortwälzt. Nicht die harten Knochenfinger der troſtloſen Wirklichkeit, die Hand eines Dichters führt uns weich und mild auch durch die Reihe des Grauens, und in der Wohlgeſtalt der Kunſt, ein ſchöner Jüngling, ſenkt der Tod ſeine Fackel.

Und was tat nun der Dichter, der ſich mit ſeinen drei großen packenden Dramen alle Bühnen erobert, dem die Jugend zujauchzte und mit dem alle ernſthaften Geiſter in Deutſchland ſich bald zuſtimmend, bald kritiſch zu beſchäftigen begannen? Er hätte ſeine früh und gleichſam myſtiſch gewonnene Bühnentechnik und ſeine Popularität nützen, auf dem eingeſchlagenen Wege beharren und ein halbes Dutzend Tragödien im Stil der „Räuber“ ſchreiben können. Aber er unterließ es — und hier zeigt ſich, wahrhaft verehrungswürdig, ſein idealer, nicht auf den Beifall der Maſſen, nur auf die Vollendung des Künſtleriſchen gerichteter Sinn. Er ſchrieb den „Carlos“ und brach damit jäh mit dem Sturm und Drang ſeiner Jünglingsjahre; den Kraftſtil ſeiner Proſa verleugnete er und mit dem Vers hob er den Stoff in eine geläutertere Sphäre, ein deutliches Manifeſt, daß er im Drama und auf dem Theater etwas anders wollte als die Nachahmung der Wirklichkeit, mit der einige enge Köpfe, genau wie wir es vor ein paar Jahren wieder erlebt, die Natur verwechſelten. Ein gefährlicher Schritt immerhin, und daß das Bühnendrama im engeren Sinn von dieſer Erweiterung und Läuterung der Form und des Stils zunächſt keinen Vorteil hatte, iſt zuzugeben. Für Schiller aber war der Schritt unerläßlich, und er unternahm ihn in der ſchönen Hoffnung, die ihn nicht getrogen, das Theater über den Dunſt des täglichen Lebens hinauszuheben und die Hörer ſeine Wege zu führen. Nicht zu ihnen hinabſteigen wollte er — ihm ſollten ſie folgen, wie einem Herold, einem Propheten, ins Reich ſeines Ideals ſollten ſie emporſteigen. Und ſie folgten, folgten ihm wirklich, und der Dichter durfte ſich ſagen, daß ſein heißes Mühen um die Vervollkommnung der Bühne kein vergebenes war. Der Zug der Zeit, ein ſchwärmeriſch-idealiſtiſcher Drang im Bürgertum kam ihm halbwegs entgegen, und wenn die Schauſpieler ſich auch gegen den Vers ſträubten, der ihnen fremd und unbequem

war, und den ſie, um ihn beſſer lernen zu können, in Proſa umſchrieben — das Publikum fand ſich in ſeiner geſteigerten Welt bald zurecht, und die Schauſpieler in Weimar, die fortan das Glück hatten, faſt alle Schillerſchen Tragödien zuerſt zur Aufführung zu bringen, fühlten ſich in ihm ſo wohl, daß ſie auch im Verkehr des Tages improviſierend in fünffüßigen Jamben ſprechen lernten.

Es war ſelbſtverſtändlich, daß die dauernde Einführung des Verſes im Drama großen Stils auch ſeinen Geiſt beeinfluſſen mußte, und das gerade war es, was Schiller gewollt. Zwar war „Don Carlos“ nicht die erſte deutſche Tragödie in fünffüßigen Jamben. Der Brutus von Brawe und Leſſings Nathan waren ihm voraufgegangen. Aber das erſte dieſer Dramen hinterließ keine Spuren, und dem großen Schöpfer des Nathan hatte ſich das letzte Geheimnis der Rhythmik noch nicht enthüllt. Auch taugte für ſein mildes, menſchenfreundliches, immer auf die einfachſte Darlegung der Geſinnung bedachtes Gedicht ein großtönender Vers kaum, wie ihn Schiller für ſeine Stoffe, ſeine Empfindung und ſeinen Gedankenflug bedurfte. Denn das war klar: ein bloßes Gewand durfte die gebundene Rede nicht ſein, ein Gewand, das ebenſo gut hätte fern bleiben und der Proſa wieder Platz machen können. Der Stoff mußte dieſe höhere Abwendung von der Wirklichkeit bedingen, und tat er das nicht, dann war der Vers vom Übel, wie er das in ſo vielen Tragödien iſt, deren Inhalt im Widerſpruch mit dem gehobenen Ausdruck die platteſte, philiſtröſeſte Nüchternheit darſtellt. Barg er aber die Gefahr der Unwahrheit in ſich und hatten die Stimmen, die damals ſchon laut wurden, Recht, wenn ſie fürchteten, es würde im Wohlklang der ſchönen Rede das charakteriſtiſche Leben untergehen? Man könnte ſie, ſofern ſie ſich auch heute noch regen, mit dem einzigen Namen Shakeſpeare zum Schweigen bringen, denn auch dieſer große Kenner der Natur und des Menſchenherzens redet durch den Vers zu uns, ohne ſeinen Geſchöpfen den Stempel der Wahrheit zu rauben, den er ihnen aufgeprägt hat wie kaum ein anderer. Den Stempel der künſtleriſchen Wahrheit! Denn gelte es nur die Sprache der Wirklichkeit zu reden, dann ſage man lieber gleich aller Poeſie Valet. Der lächerliche Einwurf der Werktagsſeelen, daß die Menſchen

im täglichen Leben ja auch nicht in Verſen ſprechen, iſt allerdings von einer großartigen Wahrheit. Allerdings! Aber wir reden im Leben auch nicht in der Proſa unſerer wahrhaften Dichter, und kein Menſch würde vor dem Einſchlafen wie Egmont im Kerker ſagen: „Süßer Schlaf, du kommſt wie ein reines Glück, unerbeten, unerfleht am willigſten; du löſeſt die Knoten der ſtrengen Gedanken, vermiſcheſt alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonie, und eingehüllt in gefälligen Wahnſinn verſinken wir und hören auf zu ſein.“ Aber darauf kommt es auch gar nicht an. Der Künſtler, der Poet gibt uns eben unendlich mehr als der arme, in der Enge des Lebens gebundene Menſch, der unſere Sprache oft nur handhabt wie ein Kind die Laute, ſtammelnd, ungefüg. Der Herzenskündiger ſeiner Geſchöpfe wird er, und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt, gab ihm wie Goethes Taſſo ein Gott zu ſagen, was er leidet. Alſo nicht was die dramatiſchen Geſtalten im Leben der Wirklichkeit geſagt — was ſie empfunden haben würden, darauf kommt es an. Ein Seufzer, eine Träne, ein Schmerzens- oder Freudenſchrei wird in der Poeſie zum Wort, zum Dichterwort, und ſo gibt uns die Kunſt weit, weit mehr als uns die Proſa des Daſeins zu geben vermöchte. Das haben Gott ſei dank auch die beſten unſerer modernen Schriftſteller wieder begriffen, die noch vor einigen Jahren der Wirklichkeit hartnäckig nachzulallen ſich bemühten. Jetzt reden ſie in Verſen. Noch vor zehn Jahren war das berliniſche Ick und Det die Blüte der Wortkunſt, und ohne Dialekt gab es kein Drama. Jetzt hat eine Berliner Zeitung in Deutſchland Umfrage darüber gehalten, wie weit der Dialekt in der Literatur Berechtigung habe. So ändern ſich die Zeiten und die Kunſt behält wieder einmal das Feld. Iſt die Empfindung nur echt und wahr, dann mag der Dichter, je nachdem der Stoff es fordert oder geſtattet, in gebundener oder ungebundener Rede ſprechen. Und leſen wir Schiller ſo, dann werden wir unter dem Glanz der ſogenannten ſchönen Sprache einen charakteriſtiſchen Kern finden, der nur ſelten unter einer falſchen Worthülle verſchwindet. So gewiß ein Neger nicht in den Vorſtellungen des Nordpols reden darf oder ein Eskimo in den Bildern der Tropen, die er nie geſehen, ſo gewiß reden Schillers Könige anders als

ſeine Bauern, ſeine Hofleute anders als ſeine Diener, und denken wir an den „Carlos“ insbeſondere, dann iſt gerade der Ton der Etikette darin mit einer ſo eigentümlichen Grandeza angeſchlagen wie in keinem anderen der Schillerſchen Dramen, und in ganz anderem Tonfall bewegt ſich die prachtvolle geſchmeidige Erzählung „Zwei edle Häuſer in Mirandola“ als die begeiſterte Schilderung, die Marquis Poſa dem König von Spanien von dem heranblühenden Völkerfrühling gibt, und die mit den allbekannten Worten abſchließt: „Gehn Sie Europens Königen voran. Ein Federzug von dieſer Hand, und neu geſchaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit.“

Im Übrigen dürfen wir nicht vergeſſen, wenn uns der „Carlos“ ab und an doch zu wortreich, die Charakteriſierung in dem neuen Gewande nicht überall ſo gleichmäßig klar wie in den wundervollen Geſtalten des Königs und der Königin erſcheinen will, daß es der erſte Verſuch des jugendlichen Dichters und ein Bruch mit ſeinen naturaliſtiſchen Regungen war, der ihn naturgemäß zu dem geraden Gegenteil einer möglichſt ſtoffloſen unrealiſtiſchen Ausdrucksweiſe führte. Er war ein anderer, als er zehn Jahre ſpäter ſeinen „Wallenſtein“ vollendete. Kritiſche Studien hatten ſeine Einſichten geklärt und gefeſtigt, die Beſchäftigung mit der Geſchichte hatte ſeinen genialen Inſtinkt für das Verſtändnis großer hiſtoriſcher Epochen und Perſönlichkeiten geſtärkt, ſeine Lebensbeobachtung war mit ſeinen Jahren feſter, ſicherer, mannhafter geworden und die nahe Berührung mit Goethe half dieſe Entwickelung vollenden. Schon bei ſeiner Beſchäftigung mit der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges hatte er den Gedanken zum Wallenſtein gefaßt, aber abgelenkt durch ſeine Lehrtätigkeit, an ſeiner eigenen Dichtergabe durch die Vergleichung mit Goethe irre geworden, zauderte er ihn feſtzuhalten, und es bedurfte einiger Zeit, bis er den Poeten in ſich wieder fühlte und das, was ihm auch dem großen Genoſſen gegenüber ſeine Berechtigung verlieh, ſicher erkannte. In den Jahren 1797 bis 1799 war aber ſein ganzes Dichten und Trachten auf das große Werk gerichtet, das für ſein dramatiſches Selbſtbewußtſein entſcheidend werden ſollte und in dem ſeine Freunde etwas Unendliches vorahnten. Und wieder ging es nur langſam zögernd vorwärts, und mehr

als einmal verzweifelte er an der Vollendung. Eine krankhafte Nervosität kam über ihn, ihn mied der Schlaf, und, ruft er aus, „könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr als andere in ähnlichen Fällen, so würde ich jetzt ganz und gar pausieren können.“ Endlich, am 17. März 1799 sandte er aus Jena den letzten Teil an den Freund in Weimar, froh, die Last abgeworfen zu haben und sich nun als ein ganz neuer Mensch zu fühlen. Und was war nun unter seinen Händen aus dem Plan geworden? Vergessen wir einmal, daß es die monumentalste Tragödie ist, die Deutschland besitzt, eine Dichtung, in der Verstand und Wille mit dem Genie das wunderwürdigste Abkommen getroffen, eine Dichtung, in der die große Persönlichkeit ihres Schöpfers zuzeiten so ganz im Stoff aufgeht wie nie wieder, ein Denkmal historischer Dramatik überdies, wie es kein Volk in dieser Rundung und Abgeschlossenheit besitzt — vergessen wir das! Denken wir, das Werk sei noch ungeschaffen. Richten wir den Blick nur einmal auf die einfache Tatsache, daß sich dem Meister das Werk unter seinen Händen dehnte und dehnte, bis aus dem einzelnen Drama ein dreigeteiltes wurde, dessen Schluß wiederum fast zwei Tragödien in sich begriff. Und diesen ungewöhnlichen Koloß sandte der idealistische Dichter in die Welt hinaus, im festen Glauben, das Volk, sein deutsches Volk werde ihm auch diesmal auf dem seltenen Wege folgen. Und das Volk kam wirklich. Zwar als die erste Aufführung des ganzen Wallenstein in Weimar vorüber war, da zuckten die Kritiker die Achseln und hielten das Unternehmen für ein interessantes Experiment zwar, aber doch für ein Experiment, das man sich aus Verehrung für den Dichter wohl einmal ansehen könne, das aber auf der Bühne nun und nimmer das Bürgerrecht erlangen werde. Nun, es ist anders gekommen. Der große Dichter hat mit der Macht des Genies den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, und heutzutage wallfahrten diejenigen, die zu der Kunst wie zu einer hohen und heiligen Göttin beten, zu den Aufführungen des Riesenwerks wie zu einem olympischen Fest. Das Genie hatte nicht umsonst auf sein Volk gezählt. Und wiederum war es ein geheimes Ahnen, das ihn das Richtige treffen ließ. Schiller fühlte, daß der germanische Geist allzu enge Fesseln für seine künstlerische Phantasie auf die Länge

nicht ertrage — und so führte er seine Deutschen mit dem Wallenstein wieder in die Weite, und wir scharen uns im Theater um den dämonischen Führer, wie wir es um den Faust, Wagners Nibelungen und den Parsifal tun. Aber nur als der Meister durfte er die Form erweitern und zerbrechen. Was er im „Fiesco" in jungen Jahren nicht immer zum Vorteil der Wirkung getan, das tat er jetzt mit sicherer Hand — und nie verliert er auch in diesem reichgegliederten Gefüge den Mittelpunkt, den Helden, auch nur mit einem Zucken der Wimper aus dem Auge. Ein Schaffen, so recht um Gottes und der Kunst willen, wie es verehrungswürdiger gar nicht gedacht werden kann. Und wie steht der allgebietende Held nun da, wie seine Generale, der rohe Illo, der leichtsinnige Isolani! mit welcher Meisterschaft ist die kluge energische Terzky entworfen, die geistig bedeutendste der gebietenden Frauen, in deren Schilderung Schiller ungleich mehr als in den Reichen der Liebe Meister ist. Und wie berührt sich vollends im Lager die höchste dichterische Idealität mit dem vollen frischen Leben in demselben Vers, dem deutschen Knittelvers, dem Goethe im Faust das höchste und tiefste zu entlocken wußte, Gassenhauer und Sphärenklänge. Alles greifbar, ein Stück dreißigjährigen Krieges so leibhaft wie man es nur wünschen kann und doch von der Glorie einer Poesie bestrahlt, die auch den Sumpf noch verklärt. Erscheint uns doch das kecke Reiterlied, dieser übermütige Hymnus auf den wilden Genuß des Augenblicks, das Leiblied einer Soldateska, die in den Händen des gewaltigen Führers zur Geißel der Völker geworden, fast wie ein Dithyrambus auf das höchste und herrlichste des Kriegertums, die Lust, die teuersten Güter mit dem eigenen Leib zu schützen. Warum? Weil er durch die Seele eines reinen und großen Dichters gegangen. Denn eine schlechtweg objektive Darstellung gibt es nicht. Ein jeder Poet, auch der objektivste Dramatiker, sieht die Welt schließlich doch mit *seinen* Augen und leiht seinen Gestalten seine Worte, Shakespeare andere als Goethe, Goethe andere als Schiller. Und erscheint uns ja einmal in den Gestalten des Max und der Thekla das Empfinden des Dichters subjektiver und sentimentalischer als es für den Dramatiker taugt — was verschlägt es viel? Danken wir dem Dichter, der aus seinem eigenen glühenden Herzen heraus die

ſchöne Geſtalt des jungen Piccolomini geſchaffen und um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröte gewoben hat. Nicht immer geht die Poeſie in der Charakteriſtik rein auf, und verſagt dieſe einmal — wohl uns, daß ſolche Poeſie uns tröſten kann!

Jetzt ſtand Schiller auf der Höhe ſeines Könnens, von der Liebe und der Bewunderung der Deutſchen getragen, gefeiert wie kein Dichter vor ihm. Zwar fehlte es nicht an Stimmen, die ſeinen Wallenſtein geradeſo und faſt mit denſelben Worten anzweifelten wie im Jahre 1876 einige Neidpropheten das Unternehmen von Bayreuth, aber ſeine Stellung als des Führers unſeres Dramas war doch entſchieden. Ein Jubel ging durch die Reihen der Empfänglichen und Tiefblickenden. Und Schiller trog ihre Hoffnungen nicht. Im Vollgefühl der Herrſchaft über die dramatiſchen Mittel griff er jetzt raſch und kühn nach all den Stoffen, die ihn einmal bald flüchtig, bald dauernder beſchäftigt hatten, in ſteter Sorge um die Bühne, die er zu einem heiligen Bezirk umſchaffen wollte, und immer nach der Form ausſchauend, in welcher die ſittliche Wirkung, die von ihr ausgehen ſollte, am Beſten errungen werden könnte. Jetzt kam für ihn die Zeit, wo er glaubte, bei friſcher Kraft mit Leichtigkeit zwei Dramen im Jahre liefern zu können — dem jungen Felix Mendelsſohn erſchien das einmal verletzend und handwerksmäßig, bis es ihm plötzlich aufging, welch' eine ſtolze üppigzeugende Kraft, welch' eine Gewißheit des Beſitzes es ſein mußte, die Meiſterſchöpfungen wie dieſe ſo leicht ins Leben rufen konnte wie eine Fabrikware, weil der Stoff den Meiſter nicht mehr band und zwang, weil das Kunſtgebild nicht mehr der Maſſe qualvoll abgerungen werden mußte, ſondern ſchlank und leicht wie aus dem Nichts entſprang. Nun hatte Schiller ſich in ſeinem Studium der griechiſchen Tragiker ein Ideal der Vermiſchung der antiken Schickſalsidee mit dem modernen Bewußtſein von Zurechnung und Schuld gebildet und dasſelbe ſchon im „Wallenſtein" erprobt, ohne daß es rein darin aufgegangen wäre. Liegt doch auch das moderne Schickſal in der Natur des Menſchen und ſeiner inneren Geſetze begründet, in dem praktiſchen Gefühl des freien Willens, der doch im letzten Grunde an einer ehernen Notwendigkeit feſtgekettet liegt

— während das Schickſal der Griechen als eine äußere Macht, als ein abſolutes göttliches Wollen erſcheint, das im goldenen Wagen über die Häupter der Menſchen dahinraſſelt. So finden wir denn im Wallenſtein den eigentümlichen Widerſpruch von jener Hingabe an das dunkle Walten verborgener tückiſcher Mächte, die keines Menſchen Kunſt vertraulich macht, und Worten, die das gerade Gegenteil zu beſagen ſcheinen, wie Wallenſteins:

Recht ſtets behält das Schickſal, denn das Herz
In uns iſt ſein gebiet'riſcher Vollſtrecker."

oder Illos Wort:

„In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne"

oder Theklas vielzitierte Sentenz:

„Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme."

Dem Dichter entging der Zwieſpalt nicht, und überwältigt von der Tragik der Sophokleiſchen Dramen, der „Antigone" insbeſondere und des „König Oedipus" glaubte er dem Problem auf anderem Wege näher kommen zu können, ſo zwar, daß die dramatiſchen Perſonen völlig frei handeln, während die Tragik ihrer Geſchicke eben darin beſteht, daß ſie unwiſſend alles vollbringen, was in den Sternen vorgezeichnet iſt. Nicht das, was ſie wollen — das, was ſie nicht wollen, ſtürzt ſie ins Verderben, und die Gottheit iſt es, die ſich auf Koſten der Menſchen ein tragiſches Feſt bereitet. Die Frucht dieſes Wollens und Erwägens war die Braut von Meſſina. Ungewohnt in jeder Beziehung. Undeutſch durch die Einführung des antiken Chors, undeutſch im Grundgedanken, aber von einer ſolchen Erhabenheit des Tons, von einer ſo unvergleichlichen Sprachgewalt und im Schlußakt von einer ſo furchtbaren Größe, daß Schiller frohlockt, die Tragödie von der wirklichen Welt rein abgeſchloſſen zu haben und ausruft, nun habe er zum erſtenmale von der Bühne herab einen tragiſchen Eindruck empfangen. Begeiſtert fällt Goethe ihm bei und fügt hinzu, das Theater ſei durch dieſes Werk zu etwas Höherem geweiht. Die Stimmung begreift ſich für einen jeden, der auch nur ein einziges Mal unter dem theatraliſchen Eindruck des letzten

Aktes gestanden. Dann besonders, wenn Schlag auf Schlag die stolzen Häupter des fürstlichen Hauses getroffen und der Chor nun, selbst erschüttert, in tiefster Wehmut mit den herrlichen Worten einsetzt:

„Wohl dem, selig muß ich ihn preisen" u. s. w.

Theater, Kritik und Publikum wollten dem Dichter jedoch auf diese einsame, dem deutschen Empfinden unzugängliche Höhe nicht folgen, und die Geschichte, der Schiller mit dem Wallenstein glaubte Valet gesagt zu haben, verlangte ihre Macht und ihr Recht zurück. Das bewiesen die Dramen, die der „Braut von Messina" unmittelbar voraufgingen und die ihr folgten: die Stuart und die Jungfrau, Tell und Demetrius, von dem den Dichter der Tod allzu früh abrief. Welch' ein Reichtum der Gestaltung, welch' verschiedene Welten! Und wie sehr alle aus ihren eigenen Existenzbedingungen verstanden und dargestellt! Kein blindes Vorurteil, keine bestimmte Tendenz führt ihn zu diesen Stoffen — mit großartig freiem Blick findet er sie in jedem Gewande, überall da, wo sich ein starker Wille gegen eine Übermacht auflehnt oder wo ein glühender Idealismus die ärmliche Klugheit des Pöbels zu Schanden macht. Seine Räuber spielten in Böhmen, der Fiesco in Genua, Kabale und Liebe in einem deutschen Kleinstaat, Don Carlos vertritt die Rechte der gedrückten Spanier und Niederländer, Wallenstein spiegelt die zerrütteten politischen Verhältnisse Deutschlands und Österreichs während des dreißigjährigen Krieges wieder, mit Maria Stuart verficht der Dichter die Sache des Katholizismus, mit der Jungfrau die Befreiung Frankreichs vom britischen Druck, Wilhelm Tell spielt in der Schweiz, Demetrius in Rußland und Polen. Also auf dem ganzen Erdboden hat der Dichter Umschau gehalten und weil er, obwohl im innersten Herzen deutsch, doch von jeder politischen und religiösen Fessel frei war, konnte er auf die Seite jedes großen Menschen treten, kämpfe er nun unter den Lilien Frankreichs oder dem Doppeladler, bete er zur Madonna oder lehne er jeden kirchlichen Kultus mit dem stolzen Wort des Posa ab:

„Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze.

Die ſieht der Freigeiſt, doch nicht ihn. „Wozu
Ein Gott?“ ſagt er, „Die Welt iſt mir genug“.
Und keines Chriſten Andacht hat ihn mehr,
Als dieſes Freigeiſts Läſterung geprieſen!“

Und mit welchem Seherblick waltet er ſeines Amtes, die Gewiſſen zu wägen und den hiſtoriſchen Perſönlichkeiten den Platz anzuweiſen, den ſie verdienen! Wie iſt z. B. der oft gehörte Vorwurf, er habe die ſchottiſche Königin „idealiſiert“, wie der Ausdruck lautet, vor den neueſten Forſchungen zu Schanden geworden. Zunächſt iſt es ja nicht einmal wahr, daß er ihr alle Sympathieen habe zuwenden und von jeder Schuld mit ſentimentaliſcher Schönfärberei habe freiſprechen wollen. Im Gegenteil. Er macht ſeine Maria für den Mord ihres Gemahls verantwortlich, er bewehrt ſie mit allen Mitteln der Klugheit, der Liſt und Verführung, er unterläßt nichts, uns ihr bemakeltes Leben vor dem Kerkerelend zu ſchildern; aber er tritt allerdings für die widerrechtlich gefangen gehaltene Fürſtin gegen die Gewalt, für die Leidenſchaft gegen die Bosheit mit dem Rechte der Dichter ein, die immer und überall auf der Seite des Gefühls, der Freiheit, der Natur ſtehen. Und darauf kam es ihm in dieſem Drama ganz allein an. Nun ſtellt ſich ja aber mehr und mehr heraus, daß Maria Stuart allerdings ein ſchreiendes Unrecht erlitten, daß ſie an Darnleys Tod unſchuldig, daß die Briefe, die ſie zu verurteilen ſchienen, gefälſcht ſind — daß ſie demnach auch von ſolchen Vorwürfen, mit denen Schiller ſie nach dem allgemeinen Vorurteil noch belaſten zu müſſen glaubte, frei iſt. Alſo! Das klingt ganz anders, und im letzten Grunde hatte ihn das Gefühl darum doch recht geleitet, als er das tragiſche Mitleid um das ſchöne gekrönte Weib ſammelte, das unter dem Henkerbeil, ein Opfer der politiſchen Klugheit Englands und des Haſſes ihrer Rivalin fiel. Und derſelbe Zug hellſehenden Wiſſens führte ihn ſichrer noch und bewunderungswürdiger, als er das Geſchick des armen Hirtenmädchens von Dom Remy verklärte, das ihr brünſtig geliebtes Land von der engliſchen Geißel befreite. Alle Welt kannte damals Voltaires cyniſches Epos La Pucelle d'Orléans, und keinen gab es, der nicht bereit geweſen wäre, die reine fromme Seele

in den Staub der Gemeinheit herabzuziehen: das arme Kind, das neunzehnjährig auf dem Marktplatz von Rouen fest und gottergeben zu dem Lichtquell zurückflammte, aus dem sie gekommen. Fragen wir uns selber ehrlich, ob wir aus einer erklärbaren Scheu vor dem Mystischen viel anders gehandelt haben würden? Und Schiller irrte doch nicht, als er, auf einen dürftigen Bericht gestützt, die schönsten Strahlen seiner Poesie um sie breitete; denn hier hatte sich wirklich einmal eine Seele aus dem Dienst des Irdischen rein zurückgezogen, nachdem sie in ekstatischer Verzückung Taten vollbracht, die dem Verstande zu deuten schwer fällt; hier war, wie man diese Taten nun auch erklären möge, der makelloseste Idealismus in religiöser Erhebung Fleisch geworden. Das ist aus den Prozessen der Jungfrau festgestellt, aktenmäßig, zweifellos. Die Glorie der Poesie war die Wahrheit. Der Dichter hatte vorgeschaut, was die Wissenschaft nachhinkend mühsam zusammentrug, und sein stolzes Wort „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben" beschämt die Zweifelsucht und den Materialismus gründlich.

Und wie er in die fernsten Zeiten wanderte und mit einem Scharfblick, wie ihn annähernd kein anderer Dramatiker besessen, die Vergangenheit durchdrang, so wanderte er auch in entlegene Räume, im Geist, und derselbe Mann, der Deutschland nie verlassen und dessen einzige Erholungsreise eine Fahrt von Weimar nach Stuttgart war, wohin ihn die Kindheits-Erinnerung zog, ließ die Bergriesen der Schweiz sich vor uns türmen, als hätte er sie mit leiblichen Augen gesehen, und der Kuhreihen tönt, die Herdenglocken läuten, das Frührot spielt um die Firnen, daß es uns wie eine Sehnsucht nach den Alpen anwandelt: so köstlich stimmt der landschaftliche Hintergrund zu dem Tun der dreiunddreißig, die sich auf dem Rütli wider die Fremdherrschaft verbinden, zu dem schlichten Wesen des treuen Mannes, der die entscheidende Tat vollbringt, die das Land von seinem furchtbarsten Unterdrücker befreit. Eine erstaunliche Fähigkeit der Objektivierung. Und wenn wir bei der Maria Stuart nun auch das Bedenken nicht unterdrücken können, daß die Königin von England mehr als ästhetisch erträglich ihrer politischen Größe entkleidet ist und das Wirrsal kleinlicher Intriguen die Charaktere und die Poesie

ſchädigt, wenn wir es in der Jungfrau von Orleans beklagen müſſen, daß der Dichter dem tragiſchen Untergang der Heldin in Rouen ausgewichen iſt, daß der König und ſein Hof blaß und farblos erſcheinen und Johannas Widerſpiel, der gewaltige Talbot ſich zu einer ihr gefährlichen Hoheit emporreckt; wenn wir im Tell bei aller Beglückung, mit der uns das friſche kernhafte Leben des teuren Werkes erfüllt, die Form doch loſer und lockrer nennen müſſen, als es dem Drama und dem Theater taugt — was bedeuten dieſe Bedenken an der Fülle von Poeſie gemeſſen, die der Vers mit ſich führt, an der Größe der Konflikte, an der charakteriſtiſchen Sprachgeſtaltung, die gerade da, wo der Dichter eine gleichmäßig nivellierende Diktion gefunden zu haben ſchien, ihre höchſten Triumphe feiert. Denn es iſt nicht nachdrücklich genug darauf hinzuweiſen, worin ſie ſich in jedem einzelnen Werke unterſcheidet. In der diplomatiſchen Unterredung, die Maria Stuart mit ihrem gefährlichſten Widerſacher, Lord Burleigh, führt, würde jeder bildneriſche Wortſchmuck vom Übel ſein, weil die Empfindung, die für den poetiſchen Ausdruck das Entſcheidende iſt, in der Sprache des grünen Tiſches, bei der Erörterung von Prozeßakten und Gerichtsverhandlungen überhaupt ruht. Daher nun in dieſer Szene eine ganz einfache, bildloſe, ſachlich-ſcharfe Rede, wie ſie hier einzig am Platze iſt:

Burleigh.

Ich komme als Geſandter des Gerichts.

Maria.

Lord Burleigh leiht dienſtfertig dem Gerichte,
Dem er den Geiſt geliehn, nun auch den Mund.

Paulet.

Ihr ſprecht, als wüßtet ihr bereits das Urtheil.

Maria.

Da es Lord Burleigh bringt, ſo weiß ich es.
Zur Sache, Sir.

Burleigh.

Ihr habt euch dem Gericht
Der zweiundvierzig unterworfen, Lady —

Maria.

Verzeiht, Milord, daß ich euch gleich zu Anfang
Ins Wort muß fallen — Unterworfen hätt' ich mich
Dem Richterſpruch der zweiundvierzig, ſagt ihr?
Ich habe keineswegs mich unterworfen.
Nie konnt' ich das — ich konnte meinem Rang,
Der Würde meines Volks und meines Sohnes
Und aller Fürſten nicht ſo viel vergeben.
Verordnet iſt im engliſchen Geſetz,
Daß jeder Angeklagte durch Geſchworne
Von ſeines Gleichen ſoll gerichtet werden.
Wer in der Kommittee iſt meines Gleichen?
Nur Könige ſind meine Peers.

Burleigh.

Ihr hörtet
Die Klagartikel an, ließt euch darüber
Vernehmen vor Gerichte —

Maria.

Ja, ich habe mich
Durch Hattons arge Liſt verleiten laſſen,
Bloß meiner Ehre wegen, und im Glauben
An meiner Gründe ſiegende Gewalt,
Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten
Und ihren Ungrund darzuthun — Das that ich
Aus Achtung für die würdigen Perſonen
Der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe.

Burleigh.

Ob ihr ſie anerkennt, ob nicht, Milady,
Das iſt nur eine leere Förmlichkeit,
Die des Gerichtes Lauf nicht hemmen kann.
Ihr athmet Englands Luft, genießt den Schutz,
Die Wohlthat des Geſetzes, und ſo ſeid ihr
Auch ſeiner Herrſchaft Unterthan!

Maria.

Ich athme
Die Luft in einem engliſchen Gefängnis.
Heißt das in England leben, der Geſetze
Wohlthat genießen? Kenn' ich ſie doch kaum.

Nie hab' ich eingewilligt, sie zu halten.
Ich bin nicht dieses Reiches Bürgerin,
Bin eine freie Königin des Auslands.

Da ist kein Wort zu viel, alles knapp, sicher, korrekt. In der „Jungfrau von Orleans" aber, die ganz erfüllt ist von dem Glanz des französischen Rittertums, von Wundern, Visionen und Weissagungen, fahren die Worte wie mit wallenden Federbüschen daher oder sie leuchten, als trügen sie einen Heiligenschein. Die Aufrichtung des Reichs, die Krönung des Dauphins verkündet Johanna mit den prachtvollen Worten:

Johanna.

Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwinden — der den heil'gen Pflug beschützt
Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron —
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er ist der Größte,
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindsel'gen Erde. — Denn der Thron
Der Könige, der von Golde schimmert, ist
Das Obdach der Verlassenen — hier steht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht sich der Gerechte,
Und scherzet mit den Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?

Dagegen der ehrenfeste Stauffacher, ein Volksredner, aber doch trotz seines Ansehens bei den Schweizern ein einfacher Mann, in wie ganz anderem Stil, chronikenhaft, altertümlich-anmutend erstattet er den Eidgenossen auf dem Rütli den Bericht von der Geschichte ihres Volkes:

Stauffacher.

Hört, was die alten Hirten ſich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von ſchwerer Theurung.
In dieſer Noth beſchloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlaſſe — das geſchah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagſonne,
Mit dem Schwert ſich ſchlagend durch das deutſche Land,
Bis an das Hochland dieſer Waldgebirge.
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß ſie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwiſchen Wieſen rinnt —
Nicht Menſchenſpuren waren hier zu ſehen,
Nur eine Hütte ſtand am Ufer einſam,
Da ſaß ein Mann, und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da beſahen ſie das Land
Sich näher und gewahrten ſchöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, ſich im lieben Vaterland
Zu finden. — Da beſchloſſen ſie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken Schwyz,
Und hatten manchen ſauren Tag den Wald
Mit weitverſchlungnen Wurzeln auszuroden. —
Drauf als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen ſie hinüber
Zum ſchwarzen Berg, ja bis an's Weißland hin,
Wo hinter ewgem Eiſeswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen ſpricht.
Den Flecken Stanz erbauten ſie am Kernwald,
Den Flecken Altorf in dem Thal der Reuß —
Doch blieben ſie des Urſprungs ſtets gedenk,
Aus all den fremden Stämmen, die ſeitdem
In Mitte ihres Lands ſich angeſiedelt,
Finden die Schwyzer Männer ſich heraus,
Es giebt das Herz, das Blut ſich zu erkennen.

Wie ganz anders klingt das! Wie kenntlich unterſchieden von der Sprache des Diplomaten Burleigh und der begeiſterten Retterin Frankreichs. Das iſt poetiſch und charakteriſtiſch zugleich. Nicht eine einzige Wendung, die der Empfindungs- und Vorſtellungswelt der redenden Perſonen nicht entſpräche. So ſetzt ein großer Dichter das, was ſich in der innerſten Bruſt ſeiner Geſtalten regt, in ſeine dramatiſch-poetiſche Sprache um. Weiſen wir darum den albernen Glauben proſaiſcher Menſchen, die den Vers aus dem Drama verbannen möchten, und den Vorwurf der ſogenannten ſchönen Sprache, die bei Schiller, wie es heißt, die charakteriſtiſchen Unterſchiede verwiſche, durch den Hinweis auf dieſe Beiſpiele zurück.

Am 5. Mai 1805 ſchloß der Dichter ſeine Augen für immer, erſchreckend früh, zum ſchwerſten Verluſt für unſer Land. Schon hatte ſein Geiſt ſich mit einem neuen gewaltigen Stoff getragen, dem Demetrius, und von keinem geringeren Ziel träumte der nie Raſtende als der Verſchmelzung des reinen Sophokleiſchen Ausdrucks mit dem Realismus Shakeſpeares. Ganz ſollte das Materielle des Stoffes in der Darſtellung untergehen, und doch ſollte Alles mit den einfachſten Mitteln, dichteriſch knapp, zur Rede und Erſcheinung kommen. Es war ihm zu vollenden nicht beſchieden. Aber aus dem gewaltigen Torſo, den er hinterlaſſen, ſpricht in Wahrheit ein neuer dichteriſcher Geiſt, deſſen Größe uns erſt recht offenbar wird, wenn man die Ergänzungen ſeiner ſchwächlichen Epigonen daneben hält.

Auch Goethe trug ſich einſt mit dem Gedanken den Demetrius zu vollenden, dem Freunde zum ewigen Andenken, ſich zum Troſt, damit er ſich ganz und für immer eins mit ihm wiſſe. Umſonſt. Er mußte davon abſehen, zum eignen tiefen Schmerz. Er fühlte, daß der große Tote ſich ein Eigentum in dichteriſchen Landen erobert, das ihm allein gehörte, und mit dem es keine Verſchmelzung gab. Da ſang er ihm jenen wunderbaren Nachruf, den Epilog zur Glocke, durch den es neben dem Gefühl der Trauer fort und fort wie eine Siegesfanfare klingt „Denn er war unſer“. Ja wohl. Wie ganz empfindet es das Herz täglich aufs Neue, wenn wir uns in ſeine Schöpfungen verſenken. Und wo ja einmal die Schwäche des Sterblichen ihren Zoll fordert, wo ſich ja

ein künſtleriſcher Mangel, ein Spalt findet, den wir nicht füllen können — wie tritt er dann mit ſeiner erhabenen Perſönlichkeit in die Lücke und nimmt uns zu guter Letzt immer wieder durch das gefangen, was zwar kein Kunſtwerk ſchafft, was aber die Wirkung ſeiner Dichtungen ins Unermeßliche geſteigert hat und immer noch ſteigert: ſein reiner ſittlicher Wille, ſeine hohe Geſinnung, ſein Freiheitsdrang, die Chriſtustendenz, die Goethe ihm zuſchrieb, da ſeine Hand nichts berühren konnte, was ſie nicht adelte. „Denn er war unſer."

Und uns allen iſt das Wort des Epilogs geläufig:

„Und hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Schließen wir mit einem anderen, auch einem Goetheſchen Wort. Es ſind nur zwei Zeilen; ſie gehören dem Entwurf einer ſzeniſchen Totenfeier zu Schillers Ehren an, die dem großen Dichter zu vollenden nicht beſchieden war. Aber ſchon dieſe zwei Zeilen dringen ins Herz. Die Jünger ſingen ſie dem geſchiedenen Meiſter nach:

„Seine durchgewachten Nächte
Haben unſren Tag erhellt."

Wer ſo gewirkt hat und ſo beſungen worden iſt, von Goethe beſungen, der iſt unſterblich. Und wohl uns, daß wir dieſen Unſterblichen beſeſſen haben und noch beſitzen!

Zu Klingers 150jähriger Geburtstagsfeier.

Friedrich Maximilian Klinger.

Von Professor Dr. Otto Heuer in Frankfurt a. M.

(16. Februar 1902.)

Vor wenigen Jahren haben wir den Gedenktag eines Fürsten im Reiche des Geistes gefeiert, der von hier auszog die Welt zu erobern. Ganz Deutschland, ja die ganze Kulturmenschheit feierte mit uns. Heute wollen wir das Andenken an einen Mitstreiter in dem Geisteskampfe erneuern, der als Jüngling jenem Großen tapfer zur Seite focht, und der auch, zum Manne gereift, die Waffen nimmer ruhen ließ, getreu den Idealen seiner Jugend und getreu dem großen Freunde: Das Andenken an Friedrich Maximilian Klinger.

Diese Feier findet keinen so weiten Widerhall wie die Goethefeier des Jahres 1899.

Klinger hat sich keinen Platz unter den Klassikern unserer Nation errungen. Die höchste künstlerische Vollendung, die einem Dichterwerk Dauer in der Zeiten Flut verleiht, war ihm versagt, und zu den Modeschriftstellern, die nach der Gunst der Menge haschen und von ihr getragen werden, hat er nie gehören wollen.

So ist denn für die heutige Generation Klinger ein Name, den man mit Achtung nennt, weil in jeder Literaturgeschichte seiner nicht unrühmlich gedacht wird. Von seinen Werken kennt man wenig mehr als einige Titel: „Sturm und Drang", „Faust", vielleicht noch „die Zwillinge". Es ist das wohl verständlich, wenn man bedenkt, daß selbst Goethe und Schiller nur in einer kleinen Auswahl ihrer Dichtungen wirklich gelesen werden, wirklich einen unmittelbaren Einfluß auf die Nachwelt ausüben.

Die Hauptwirksamkeit aller der Geisteshelden vergangener Tage ist eine mittelbare. Sie ziehen einzelne verwandte Geister

unter den Nachlebenden in ihren Bann, erfüllen sie mit ihren Gedanken, mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit. Diese vermitteln dann den Gewinn ihren Zeitgenossen.

In dieser Weise wirkt auch Klinger heute noch im Stillen fort. Dafür ist das schöne Bekenntnis eines Mannes, wie des Grafen Schack, der beste Beleg. „Wer in den Irrungen der Welt in Gefahr kommt, an der Tugend zu verzweifeln und allen seinen Idealen untreu zu werden, der lese Klinger, besonders seine Geschichte eines Deutschen neuerer Zeit, oder seinen Rafael von Aquillas, um sich an ihnen wieder aufzurichten. Mich haben die genannten Bücher in manchen bangen Stunden des Zweifels erhoben und gestärkt, sie sind mir Leitsterne geworden, die mich aus den Labyrinthen der Skepsis retteten."

So gibt es in unserem Vaterlande noch gar manchen ernsten, denkenden Mann, der Klingers Wert in den Kämpfen des Gemüts empfunden hat und den heutigen Tag im Herzen mit uns begeht.

Vor allem aber ist Klingers Vaterstadt berufen, heute ehrenvoll des Toten zu gedenken, den sie zu ihren besten Söhnen zählt, und dem sie im Leben so wenig zu geben hatte.

Eine solche Feier, die nur in langen Zeiträumen sich wiederholt, soll nicht ein pflichtgemäß abgetaner formeller Akt sein, sie soll auch für uns selbst einen Augenblick der Erhebung über das Alltagstreiben bilden. Wenn wir das verblaßte Bild des Edlen wieder in frischeren Farben vor unserem geistigen Auge erstehen, dieses Menschenleben mit seinem gluterfüllten Dichten, seinem heißen Ringen, seiner eisernen Festigkeit und seiner sittlichen Kraft an uns vorüberziehen lassen, so werden wir uns des Gefühls einer gewissen Ehrfurcht nicht erwehren können, der Ehrfurcht, die eine geschlossene, in sich gefestigte Persönlichkeit erweckt. Und diese ganze Persönlichkeit haben wir ins Auge zu fassen, wenn wir von Klinger sprechen. Seine Werke sind ihr getreues Spiegelbild. Daher kann die einseitig ästhetische Betrachtung, die das Kunstwerk abgelöst von seinem Schöpfer faßt, ihm nie gerecht werden.

Wer Klinger, den Menschen und den Dichter, kennen lernen will, der greife nach den Schriften Max Riegers: „Klinger in der Sturm- und Drangperiode" und „Klinger in

seiner Reife." In seinem eigenen Großneffen ist Klinger ein Biograph erstanden, der, selbst eine feinsinnige Dichternatur, sein Denken und Fühlen nachzuempfinden vermochte und seinen innern und äußern Lebensgang mit hingebendem Eifer ergründet und mit kritischer Objektivität meisterlich dargestellt hat.

In dieser kurzen Stunde muß ich mich auf eine mit flüchtigen Strichen umrissene Skizze beschränken.

Wie eine Ironie des Schicksals erscheint es, daß dieser im besten Sinne aristokratische Mensch, mit der wahrhaft vornehmen Gesinnung aus niedrer Dürftigkeit sich emporarbeiten mußte zu den Höhen des Lebens. Niemand weiß mit Sicherheit die Stätte anzugeben, wo am 18. Februar 1752 der Sohn des armen Frankfurter Constabels das Licht der Welt erblickte. Nach dem frühen Tode des Vaters fiel der Mutter allein die schwere Aufgabe zu ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren und zu erziehen. In der alten behaglichen Reichsstadt war der Fleißige und Geschickte nicht leicht verloren. Die mutige und tüchtige Frau zog ihre Kinder unter Entbehrungen, aber in Ehren groß, ja sie machte es sogar möglich, daß der talentvolle Maximilian das Gymnasium besuchen konnte. Er blieb dessen Schüler, bis er Ostern 1774 die Universität Gießen bezog. In den letzten Jahren finden wir ihn als calefactor chori majoris — eine Art Famulus und Geschäftsführer des Sängerchors der armen Schüler. — Hierdurch und durch Lehrstunden bestritt er seinen Unterhalt und suchte auch wohl noch ein Sümmchen für das Universitätsstudium zu erübrigen.

Ein enges, hartes Los, diese entbehrungsreichen Lehrjahre, und doch die schönste Zeit seines Lebens. Denn schon 1770 wurde ihm Goethes Freundschaft zu teil. Zwar müssen sich beide bereits früher als Knaben gekannt haben, wie Goethes dem Jugendfreunde 1823 gewidmeter Vers „An diesem Brunnen hast auch Du gespielt . . ." beweist, doch näher getreten sind sich erst die Jünglinge. Dann aber haben sie sich auch sogleich ganz gefunden. „Ich ward Klingers Freund, sobald ich ihn kennen lernte", erklärt Goethe. Im 14. Buche seiner Selbstbiographie hat er eine eingehende Charakteristik des Jugendfreundes gegeben. Sie enthält nur Wahrheit ohne Dichtung, und zugleich das Feinste und Treffendste was sich

über Klinger sagen läßt. Wir sehen ihn vor uns, die große schlanke, wohlgebaute Gestalt mit den regelmäßigen Gesichtszügen, dem ernsten Wesen und der edeln Haltung. Ein reines Gemüt, reiche Anlagen, leichte Fassungskraft, vor allem aber die Festigkeit des Charakters und ein stolzes Unabhängigkeitsgefühl gewinnen ihm Achtung und Vertrauen.

Für ihn war Goethes Freundschaft die Leuchte seines Lebens, und er hat dem neidlos Verehrten bis zur letzten Stunde stete Treue bewahrt.

Er verdankte ihm unendlich viel. Der arme, unfertige Gymnasiast wurde durch den älteren, überlegenen Freund hineingeführt in die große Bewegung der Geister, deren Führer jener war. In sein dunkeles Dasein auf der Schattenseite des Lebens brach es plötzlich herein wie heller Sonnenglanz, an dem das Feuer seines Geistes sich entzündete. Im ungezwungensten Verkehr, in vertrauten Gesprächen enthüllte sich ihm Goethes Genius. Er durfte teilnehmen an all' den Gedanken, die diese große Seele durchwogten, an all' seinen dichterischen Plänen und Entwürfen. Aus dem tiefsten Innern kommen ihm die prophetischen Worte: „Den könnt ihr nun wieder alle nicht fassen. Der trägt Sachen in seinem Busen. Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war."

Der Einfluß Goethes hat in Klingers Jugenddramen überall unverwischbare Spuren hinterlassen.

Aber man darf auch wohl die Frage aufwerfen, war denn Klinger ausschließlich der Empfangende, oder hat auch er dem Freunde etwas geben können?

Goethe, der unendlich Mitteilungsbedürftige, fand in Klinger nicht nur begeistertes Verständnis für seine Ideen, sondern er sah sich zugleich einer völlig selbständigen Persönlichkeit gegenüber, deren Wesen grundverschieden von dem seinen war. Der junge Mensch da, der so frei und stolz einherschritt, niemanden neidete und vor niemand sich beugte, hatte das wohlige Behagen, in dem der Sohn des Herrn Rat aufwuchs, nie gekannt, das Leben war ihm von früh an ein ernstes Ding gewesen, nicht wie so oft dem jungen Goethe ein tändelndes Spiel. Seine Lebensauffassung war daher beim Beginne ihrer Freundschaft die klarere und ernstere. Sie machte auf Goethe, der nach seiner Rückkehr aus Leipzig nach einem

innern Halte rang, einen so tiefen Eindruck, daß er meinen konnte, Klinger habe nur nach außen, nicht in sich zu kämpfen.

In dem kleinen Familienkreise, in dem neben der Mutter die brave und schöne Schwester Agnes waltete, fühlte sich Goethe wohl, die reine, gesunde Luft, die darin wehte, erquickte den von der schwülen Atmosphäre der „Mitschuldigen" fast Erstickten. Gern kehrte er auch nach den Straßburger und Wetzlarer Zeiten wieder zurück zu diesen geraden, einfachen Menschen.

Das Frühjahr 1774 führte Klinger aus der Heimat fort. Auf der Hochschule in Gießen begann sein, das Studium der Rechtswissenschaft völlig in den Hintergrund drängendes dichterisches Schaffen. In rascher Folge entstand Drama auf Drama. Seltsame Stücke, vielfach unreif, von Vorbildern abhängig und doch von ausgeprägtester Eigenart.

Seine Anfänge fallen in die Zeit einer literarischen Revolution, die, rasch vorüberbrausend, doch ein wichtiges Glied in der Kette der geistigen Umwälzungen bildet.

Aus der Verrohung des 30jährigen Krieges hatte der moderne Mensch sich erhoben. Die Alleinherrschaft der religiösen Ideen war gebrochen. Der Verstand hatte sich auf den leer gewordnen Thron gesetzt. Aufklärung hieß die Losung. Mit der ganzen Einseitigkeit, mit der jeder große Fortschritt sich zu vollziehen pflegt, erwartete man nun alles Heil von der Ausbildung des Intellekts. Alles übrige trat daneben in den Hintergrund.

Die natürliche Reaktion gegen diesen neuen Absolutismus fand in Rousseau ihren Vorkämpfer. Er rief es am lautesten und vernehmlichsten, das Zauberwort: Natur und Gefühl. Das menschliche Herz wurde wieder entdeckt, Hamann und Herder traten für sein heiliges Recht in die Schranken und die deutsche Jugend jubelte ihnen zu, maßlos, wie es das schöne Vorrecht der Jugend ist. Hier liegt die Geburtsstunde des deutschen Idealismus, der geklärt und gereift die schönste Zierde und die innerste Kraft unseres Volkstums bildet. Während im Norden der Göttinger Hain seiner sanften Leier gefühlvolle Töne entlockte, sammelte sich in Straßburg und Frankfurt jene Schar oberrheinischer Gesellen, die jungen Genies, unter Goethes Führung.

Dieſer kampfesluſtigen Schar gehörte Klinger zu, ja er ſtand mit Lenz an Goethes Seite im Vordertreffen. Goethe, Zartheit und Kraft des Gefühls vereinend, Götz und Werther zugleich, Lenz weich, lyriſch und haltlos, den Härten des Lebens nicht gewachſen, Klinger früh durch ſie geſtählt, von ungebändigter Kraft an Körper und Geiſt. Gemeinſam iſt allen die Verachtung alles herkömmlichen Regelzwanges, der den freien Ausdruck des Gefühls beengt, denn nur dieſer iſt wahre Poeſie; nicht erdachtes und erklügeltes ſoll der Dichter bieten, ſondern erlebtes, aus der Tiefe der eigenen Bruſt ſoll ſeine Dichtung geſchöpft ſein. Gemeinſam iſt die Begeiſterung für unverdorbene Natur, die Verehrung Rouſſeaus und Shakeſpeares. Außer dieſen Vorbildern aber erkannte man nur den eigenen Genius als Leitſtern an.

Dieſer Abſchnitt unſerer Literaturentwickelung iſt unter dem Namen der Genieperiode bekannt. Man bezeichnet ihn wohl auch als Sturm- und Drangzeit. Es iſt nicht zufällig, daß dieſe Benennung dem Titel eines Klingerſchen Dramas entnommen iſt. Auch Goethes Seele glich dem ſtürmiſch bewegten, wogenden Meere, aber ſein Dichtergenius fand in den ewigen Geſetzen der Schönheit unbewußt ſtets das rechte Maß. In Klingers Jugendwerken dagegen raſt und tobt der Sturm der Leidenſchaft faſt ohne Unterbrechung, es kracht und wettert, Blitze zucken, alle Elemente ſind in Aufruhr. Die Geſtalten des Dichters ſind Weſen wie aus Glut und Feuer, die ungezügelte Phantaſie ſchreckt vor dem Gewaltſamſten, dem Gräßlichſten nicht zurück. Regelloſigkeit wird zur Regel, Maßloſigkeit zum Geſetz. Den „tollgewordenen Shakeſpeare“ hat man den Dichter dieſer Dramen genannt. Gewiß hat der unreife Jüngling hauptſächlich die Äußerlichkeiten ſeines großen Vorbildes erfaßt und übertreibend nachgebildet. Aber bitter Unrecht tut man ihm, wenn man ſein kraftgenialiſches Gebahren als Unnatur und Maniertheit bezeichnet, in den wilden, leidenſchaftlichen Ausbrüchen ſeiner Helden nur leere Tiraden ſehen will. Zwar ſcheint ſeine Maßloſigkeit mit ſeinem beſonnenen Ernſte im Widerſpruch zu ſtehen, aber dieſe Gegenſätze waren in ſeiner Natur vereinigt. Goethe deutet das mit den Worten an: „Sein Betragen war, wenn es nicht innerlich ſtürmte, gemäßigt.“

Dieſe inneren Stürme wollten jetzt in Klinger nicht zur Ruhe kommen, denn, wie Goethe weiter ſagt, er mußte ſich „durchſtürmen und durchdrängen“ im harten Kampfe mit der ihn einengenden „Welt des Herkommens“, der er ſich nicht mehr einfügen konnte. Der Verkehr mit Goethe, der Eintritt in den Kreis der Genies hatte ihn aus den einfachen aber klaren Verhältniſſen, in denen er ſich mit eiſernem Fleiß ſein Wiſſen erarbeitet hatte, herausgeriſſen. Das früher feſt ins Auge gefaßte Ziel, eine geachtete bürgerliche Stellung zu erringen, die es ihm ermöglichen ſollte, den Seinen eine ſichere Stütze zu werden, hatte jeden Reiz für ihn verloren, ſeit ihm die Dichterkrone winkte. Mit ſeinen „Zwillingen“, der Tragödie des Brudermords, errang er gegen Leiſewitz' „Julius von Tarent“ den von Schröder ausgeſetzten Preis. Aber im Leben ſtand er da, ohne Beruf und Erwerb, ohne Ausſichten. Er fühlte die Kraft in ſich, das Höchſte zu vollbringen, er ſehnte ſich nach großen Aufgaben, die ſich nirgends darbieten wollten. Und ſeine Helden ſind ebenſo geartet wie er. Feuerſeelen, denen die Erde zu eng, die Welt zu klein iſt, die ihre Kraft in unerhörten Taten ausraſen laſſen möchten. Wenn Wild im Sturm und Drang ausruft: „Nirgends Ruh, nirgends Raſt, ſo ſtrotz ich voll Kraft und Geſundheit und kann mich nicht aufreiben. Ich will hier die Campagne mitmachen, da kann meine Seele ſich ausrecken, und tun ſie mir den Gefallen und ſchießen mich nieder, gut dann,“ oder „Ich will mich über eine Trommel ſpannen laſſen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir iſt ſo weh wieder, oh könnte ich in dem Raum einer Piſtole exiſtieren, bis mich eine Hand in die Luft knallte,“ ſo iſt das ganz der Klinger, der an ſeinen Freund Kayſer ſchreibt: „Hilf ewiger Himmel, es ſchlägt in mir mit tauſend Flammen, und ich meine, ich brenne und ſtürze zuſammen“, und „Ich laß das all' werden vom wilden ungefähr, und baue in mir fort, und reiß' hinauf, der Sonne an. Sturz oder Gipfel.“

Klingers Jugenddramen ſind Exploſionen ſeines wildbewegten Innern. In ihnen verkörpert ſich am reinſten jene Seite des Genieweſens, die wir mit dem Worte „Sturm und Drang“ zu charakteriſieren pflegen, und bei allen äſthetiſchen Bedenken wird man ihnen ein großes Verdienſt nicht abſprechen können.

Der einseitige Kultus des Gefühls, dem die Prinzen aus Genieland huldigten, barg die Gefahr der Verzärtelung und Verweichlichung in sich. Eine schwächliche und weinerliche Sentimentalität breitete sich wie eine Seuche aus. Das liebe Herzchen wurde gestreichelt und gehätschelt und in Tränenströmen gebadet. Man denke nur an das Wertherfieber, an Millers Siegwart und seine Nachbeter, an die weiche Liebesluft, die in dem Clavigo, der Stella, selbst eines Goethe, weht.

Gegen diese wimmernde, winselnde Gefühlsseligkeit waren Klingers Kraftdramen das wirksamste Gegengift. Zwar zogen auch die Männer der nüchternen Aufklärung, wie Nicolai, mit Gründen des gesunden Menschenverstandes dagegen zu Felde. Doch sie ließen die Jugend kalt. Klinger aber warf ihr ein Idol hin; Kraft, Mannhaftigkeit, Größe. Und er predigte mit Feuerzungen. Er warf den Funken in die jugendlichen Gemüter, den ein Größerer bald zu heller Flamme anfachte. Schillers Räuber mit ihrer mächtigen Wirkung auf die Volksseele sind unter dem unmittelbaren Einfluß von Klingers „Otto“ und den „Zwillingen“ entstanden.

Schiller selbst bezeugte diesen Einfluß, in dem 1803 an seinen Schwager Wolzogen nach Petersburg gerichteten Schreiben: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, die vor 25 Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist eingewirkt haben. Und diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschbar.“

So sind Klingers Jugenddramen in eine Reihe zu stellen mit dem „Goetz“ und den „Räubern“. Sie alle geben dem Drange nach der Tat frischen, stürmischen Ausdruck, der geweckt werden mußte, wenn unser Volk die Kraft zu nationaler Erhebung finden sollte. Zu mannhafter Tat aber bedarf es der innern gesammelten Kraft. Das spricht Klingers Lehre aus, die Kayser in den Worten zusammenfaßt:

„Sei stark und männlich, halt dich auf,
Sei ruhig, laß der Dinge Lauf,
Und beug' Dich nur nicht nieder.“

Als Vorbild männlicher Kraft konnte Klinger schon damals gelten, die gefaßte Ruhe, deren Notwendigkeit er erkannt, fand er freilich erst später wieder. Vorläufig folgten auf die Lehrjahre, die

mit dem verfehlten Verſuch des juriſtiſchen Studiums abſchloſſen, tolle Wanderjahre. Die Hoffnung, durch Goethe in Weimar ſich eine Laufbahn zu eröffnen, ſchlug fehl, ebenſo die auf Militärdienſte. Goethe war in Weimar doch ſchon ein Beſonnenerer geworden, der Ton des geiſtvollen Hofes doch ein anderer, als der, in dem die jungen Genies in Frankfurt zu verkehren pflegten. Klinger aber befand ſich noch in voller Gährung. Klatſchereien Kaufmanns, des falſchen Genieapoſtels, kamen dazu. Die Freunde trennten ſich, Klinger in tiefem Schmerze, aber ohne in ſeiner treuen Verehrung für Goethe zu wanken. Als Dramaturg der Seilerſchen Schauſpielergeſellſchaft führte er nun eine zeitlang ein unſtätes Wanderleben, um dann als Leutnant eines öſterreichiſchen Freikorps Gelegenheit zu heldenhafter Tat zu ſuchen. Doch es kam im bayriſchen Erbfolgekrieg nicht zum Schlagen. Es war eine Epoche wilden Genußlebens für den ſchönen, in allen ritterlichen Künſten gewandten Mann, dem die Frauenherzen zuflogen.

Einen Ruhepunkt gewährte erſt der Aufenthalt bei ſeinem Landsmann, Johann Georg Schloſſer, dem Amtmanne in Emmendingen, der dem Fahrenden Gaſtfreundſchaft bot. Goethes Schwager Schloſſer gehört auch zu den Männern, die hervorgebracht zu haben Frankfurt ſtolz ſein darf. Auch ſeine empfängliche Seele glühte für alles Edle und Hohe, aber er erblickte dabei in unabläſſiger treuer Pflichterfüllung, in aufopfernder Tätigkeit für die ſeiner Pflege Befohlenen die Aufgabe des Lebens. Hier kam der Ruheloſe zur Einkehr und Sammlung. Im „Plimplamplasko“, einer derben Satire auf die Auswüchſe des Genieweſens — nicht ohne Selbſtironie — nahm er vom Sturm und Drange Abſchied. Als ein Reiferer zog er 1780 nach Rußland, wo ihm auf Schloſſers Empfehlung der Herzog von Württemberg-Mömpelgard die Stellung eines Vorleſers, mit dem militäriſchen Range eines Marineleutnants, bei ſeinem Schwiegerſohne, dem Großfürſten und nachmaligen Kaiſer Paul verſchafft hatte. Hier, in der Fremde ganz allein auf ſich geſtellt, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, an dem verderbteſten Hofe Europas hat er das gehalten, was ſeine Jugend verſprach. Rechtſchaffen und makellos, einfach und ſchlicht, ſtolz und unabhängig, ſo iſt

er seinen Weg gegangen inmitten der feilen Sklavenseelen, eine Gestalt, wie aus Erz gegossen. Den Kaisern Paul, Alexander und Nicolaus hat er treu gedient. Er ist von Würde zu Würde emporgestiegen. Er wurde Gouverneur des Kadettenkorps, Kurator der Universität Dorpat und Generalleutnant. Adel und Orden schmückten ihn. Eigenes Verdienst und Glück haben ihn das erreichen lassen, wozu er geboren schien, und dabei ist er der gerade deutsche Mann geblieben, dem die Selbstachtung als das höchste galt, aber auch ein einsamer Mann. In seinen „Betrachtungen" hat er gezeigt, wie man so seinen Weg gehen könne. Man dürfe gar nicht daran denken sein Glück machen zu wollen, ohne Furcht und Rücksicht auf sich selbst müsse man seine Pflicht tun, so rein an Sinn und Geist, daß kein Flecken des Eigennutzes hafte. Frei müsse man sich halten von der Sucht zu glänzen, von schaler Eitelkeit, von Ruhm- und Herrschbegierde. Dann auf dem Theater der Welt nur dann erscheinen, wenn die Pflicht es erfordert, sonst aber als Eremit in seiner Familie, mit wenigen Freunden, mit seinen Büchern, im Reiche des Geistes leben, von der großen Welt nichts fordern. „Wer diese innere Freiheit hat, wem das gelingt, dem gelingt gar vieles, sogar das zu erreichen, was nicht sein Zweck ist, was die Menschen im groben Sinne Glück nennen."

In seiner Vereinsamung, unter einem Volke, dem er immer ein Fremder blieb, weil er es nicht achten konnte, war die Dichtkunst seine Erholung, sein Trost. Er schuf Lustspiele, die mit rücksichtslosem Naturalismus die Verderbtheit der höheren Stände schildern, edel ruhige Trauerspiele, wie „Konradin", politische Dramen, wie „Damokles". Sein „Oriantes" behandelt einen russischen Stoff in fremder Einkleidung, die Geschichte Peters des Großen und seines unglücklichen Sohnes Alexis.

Goethe nennt Klinger den reinsten Jünger Rousseaus, weil er, selbst ein Kind der Natur, das, was andere erst wegwerfen mußten, die Unnatur und Verweichlichung, nie gekannt habe. Auch im „Oriantes" finden wir die Anknüpfung an Rousseaus Ideen, aber seine Kulturfeindschaft ist hier auf die Aufdeckung der Schäden eingeschränkt, die eine überhastete,

tyranniſch aufgezwungene Kultur im Gefolge hat. Klinger hatte ja genug Gelegenheit gehabt zu ſehen, wie dünn dieſer Kulturfirniß auf dem Ruſſen lag, wie er nicht veredlend, ſondern demoraliſierend wirkte. Fruchtbringende Kultur muß durch eigene Arbeit eines Volkes erkämpft werden, ſo lautet das Ergebnis, aller Fortſchritt in der Verfeinerung der Lebensformen, in Wiſſenſchaft und Kunſt iſt nutzlos, ja verderblich, wenn nicht die ſittliche Erhebung damit gleichen Schritt hält. Wir ſehen Rouſſeaus paradoxe Einſeitigkeit hier zu einer geſunden hiſtoriſchen Auffaſſung fortgebildet. Und dieſes Beiſpiel iſt lehrreich für die Beantwortung der Frage nach der Entwickelungsfähigkeit Klingers.

Goethe hebt hervor, daß Klinger, der ſich aus ſich ſelbſt heraus, aus dem eigenen Gemüte und Verſtand heraus, zur Welt gebildet habe, und dem Biegſamkeit von Haus aus nicht eigen geweſen ſei, in ſeinen ſpäteren Jahren neuen Ideen und Zeitſtrömungen ſich wenig zugänglich gezeigt habe. Man fühlt aus ſeinen Worten heraus, daß er der ſtets ſich Fortentwickelnde in dieſem Feſthalten am Alten zugleich einen Vorzug und einen Mangel erblickt, den er zu erklären und zu entſchuldigen ſucht. Ein ſolches Beharren eines tüchtigen Charakters werde um ſo würdiger, wenn es ſich durch Welt- und Geſchäftsleben hindurch erhalte, und wenn Klingers Art auch manchem ſchroff und gewaltſam erſcheine, ſo habe er ſich doch um ſo tüchtiger, feſter und redlicher im Leben bewährt. Gewiß iſt, daß Klinger, abgeſchnitten von dem lebendigen Strome deutſchen Geiſteslebens, in ſeiner Iſolierung darauf angewieſen, Anregung vornehmlich aus ſich ſelbſt und ſeinen Büchern zu ſchöpfen, die Ideen, in derem Banne ſeine Jugend geſtanden hatte, niemals ſo völlig zu überwinden vermochte, wie Goethes ſouveräner Geiſt.

Aber er bleibt nicht ſklaviſch von ihnen abhängig, er prüft ihren Wert für die Wirklichkeit und entwickelt ſie ſelbſtſtändig in ſich weiter, er ſucht nach einer eigenen Löſung der in ihnen liegenden Probleme.

Er dichtet eine „Medea in Korinth“. Die ſtolze Sonnentochter hat in ihrer Liebe zu Jaſon ſich mit ſchwerer Schuld beladen, um den Geliebten zu retten. Ihre Größe hat ſie ihrer Liebe geopfert und iſt hinabgeſtiegen zu dem kleinen

Menſchengeſchlecht, das ſie nicht verſteht, dem ſie Furcht einflößt. Aber ihr Opfer wird mit Undank belohnt. Jaſon wendet ſein Herz der lieblichen Kreuſa zu und ſtößt die Verlaſſene hinaus ins Elend. Alles erduldet ſie, aber als man ihr auch ihre Kinder nehmen will, da erhebt ſie ſich in ihrer ganzen furchtbaren Größe und zerſchmettert die Treuloſen.

Hier, wie im Sturm und Drang ſehen wir den Übermenſchen im Kampfe mit der Erbärmlichkeit der Welt. Aber Klinger läßt dieſer Medea eine andere folgen, die „Medea auf dem Kaukaſus". In die weltferne Einſamkeit der Berge hat ſie ſich mit ihrem Haß geflüchtet, aber ihr Herz iſt wund für alle Zeit und allmählich erwacht wieder die Sehnſucht nach den Menſchen. Sie will ihre Schuld durch Wohltun ſühnen, ſie will die wilde Horde, die am Fuße ihres Berges hauſt, aus ihrer Dumpfheit retten, ſie mildere Sitten lehren. In dieſem Beſtreben findet ſie tragiſch groß ihren Untergang.

Waren ſchon dieſe letzten Dramen, die Szenen von höchſter poetiſcher Schönheit enthalten, eigentlich nicht mehr für die Bühne berechnet, ſo macht ſich Klinger in der Folge ganz von dieſer Form los, um in der des Romans ſeinen Gedanken freieſten Flug zu geſtatten. Er hat ſeine Romane philoſophiſche genannt. Sie ſind es nicht in der Weiſe, daß ſie ein philoſophiſches Syſtem zum Ausdruck bringen, ſondern inſofern als ſie ſein Streben nach Erkenntnis, nach Löſung des Welträtſels widerſpiegeln.

Der Zyklus dieſer innerlich zuſammenhängenden Romane beginnt mit dem „Fauſt". Über ihn, und damit über ſeine Romane überhaupt, ſpricht ſich Klinger in dem wunderbaren Briefe an Goethe vom 20. Mai 1814 eingehend aus. Er ſchildert den düſtern Eindruck, den ſchon früh die ſeinem innern Sinn widerſprechenden Erſcheinungen der moraliſchen und politiſchen Welt auf ihn gemacht. Er ſah die Menſchheit geiſtig und phyſiſch von Druck, Not, Wahn und ihrer eigenen Natur geplagt, die innere Unruhe habe ihn gewaltſam darauf geſtoßen. Aber ſein kräftiger Sinn ſagte ihm, daß er erſt die moraliſche Abrechnung mit ſich ſelbſt abzuſchließen, die Harmonie in ſich zu gewinnen ſtreben müſſe, ehe er den Blick auf das Weltganze zu richten ſich erkühnen dürfe. „Um zur völligen Ruhe des Geiſtes zu kommen mußte ich alles von

mir Empfundene und Gedachte, Erfahrene und Erprobte aus mir heraus durch Charaktere im Kampfe mit der Welt und den Menschen, wie ich es selbst gewesen war, mir darstellen."

Diese Kämpfe der starken Mannesseele waren schwer und ernst, und ihre Darstellung in den erschütternden gedankentiefen Gemälden seiner Romane ist nicht für schwache Gemüter geschrieben. Die blutenden Wunden der Menschheit werden erbarmungslos aufgerissen. Des Dichters Blick durchdringt die Schleier, mit denen wir so gern die Bilder menschlichen Elends und menschlicher Niedrigkeit feige verhüllen, damit sie unser Behagen nicht stören. Wie mit eiserner Faust hält er uns fest vor diesen Bildern und zwingt uns sie unverwandt ins Auge zu fassen. Und immer wieder tönt uns die Frage ins Ohr: wo ist Gerechtigkeit auf Erden? warum müssen tausende unverdient leiden? warum geht der Edle unter Qualen zu grunde, während der Schlechte triumphiert? Denn höher als Humanität stand Klinger die Gerechtigkeit.

Am grellsten wirken die drei Romane der ersten Gruppe „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt", „Geschichte Giafars des Barmeciden" und der „Raphael de Aquillas". Hier sind die Gegensätze noch unvermittelt, das Böse ist unüberwindlich im Menschen und in der Welt, alles ideale Ringen endet in dumpfer Verzweiflung oder in hoffnungsloser Entsagung.

Voltaires »je ne sais que souffrir, et non pas murmurer«, das ist hier der Weisheit letzter Schluß.

Versöhnender klingt die zweite Gruppe aus im „Faust der Morgenländer". Die Nacht des Pessimismus wird durch einen Strahl der Hoffnung erhellt. Der Idealismus des Herzens ist unvertilgbar und unbesiegbar. Er schafft die rettende Tat. Verstand, Güte und Weisheit mit ihm im Bunde geben dem Menschen die Festigkeit, sich zu behaupten. Die „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" zeigt uns den Helden im Kampfe mit den politischen Mächten seiner Zeit, mit Despotie und Revolution. Aus tiefster Verzweiflung rettet der Glaube an die Ewigkeit der Tugend, der dem Sterblichen die Kraft zu tätigem Leben verleiht.

Die reifsten und schönsten Werke Klingers sind seine beiden letzten Schöpfungen, „Der Weltmann und der Dichter"

und die „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur". „Weltmann und Dichter" ist eine in Form des Gesprächs gehaltene Auseinandersetzung zwischen dem weltabgewandten Idealisten und dem welterfahrenen Realisten. In dem fein durchgeführten Dialog werden die entgegengesetzten Standpunkte mit aller Entschiedenheit vertreten, aber zum Schluß vereinigen sie sich doch in der Erkenntnis, daß der Mensch, der die Aufgabe des Lebens treu und fest erfüllen will, beides braucht, die Glut des Herzens und den kühlen Verstand.

Die „Betrachtungen" sind eine Aphorismensammlung, die eine Fülle reifer, für alle Zeiten giltiger Lebenserfahrungen enthält. In wenig Worten kann man kein Bild von ihnen geben, man muß sie lesen, und man wird Hermann Hettners Worten zustimmen: „Wie kann der Deutsche solche Schätze der Literatur übersehen und vergessen. Nur die „Maximen und Reflexionen" Goethes sind vergleichbar."

Mit dem ewigen Rätsel des Lebens muß jeder Sterbliche nach seiner Art sich abfinden. Unsere Dichter haben uns verschiedene Wege gezeigt. Schiller hielt der Glaube an die veredelnde Macht des Schönen aufrecht, bei Goethe löst sich jeder Gegensatz in reine Harmonie, Klinger verweist den Menschen auf sich selbst.

Wie er seinen Meister Rousseau an Stärke und Reinheit des Charakters weit überragt, so fehlt ihm auch völlig dessen tiefes Glaubens- und Anlehnungsbedürfnis.

Er stellt an sich die höchste Anforderung, den Kampf des Lebens zu kämpfen nur aus eigener Kraft, ohne nach einer übersinnlichen Stütze zu greifen. Durch Bändigung der Leidenschaften, Veredelung der natürlichen Triebe, durch Selbsterziehung zu strengster Ausübung der Pflicht und Gerechtigkeit, zu unbeugsamer Standhaftigkeit bei allen Schicksalsschlägen kann der Mensch sich dazu fähig machen. Das übrige soll er der Gottheit überlassen. Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Es liegt etwas von dem alten Titanentrotz der Stürmer und Dränger in dieser Lebensauffassung. Bei den meisten der Jugendgenossen war er nur Phrase gewesen, bei Goethe hat er sich zu hoher weisheitsvoller Milde verklärt, bei Klinger wurde er zu selbstbewußter, ruhiger Kraft.

Dieſe hat ſich auch in den ſchweren Prüfungen bewährt, die ſein Lebensabend brachte. Der einzige Sohn wurde ihm durch die Schlacht bei Borodino geraubt, die verzweifelnde Mutter verfiel unheilbarem Siechtum, er ſelbſt wurde von ſchmerzvollen Leiden gepeinigt. Er brachte der Gattin ſeinen ſehnſüchtigen Lieblingswunſch der Rückkehr in die nie vergeſſene Heimat zum Opfer, und er, der Harte mit dem weichen Herzen, pflegte die Leidende mit unermüdlicher zarter Sorge, wie eine Mutter ihr krankes Kind. Seine letzten Jahre waren ein Martyrium. Bei alledem hat er die ruhige Heiterkeit des Gemütes ſich bewahrt. Ein Jüngling noch mit weißen Haaren konnte er von ſich ſagen: „Mir iſt die Morgenröte der Jugend noch nicht untergegangen, und iſt ihre Farbe auch nicht mehr ſo glühend, ſo iſt ſie um ſo ſanfter und milder und der Geiſt ſieht leichter die Bilder, die hinter dem dämmernden Dufte ſchweben."

Am 25. Februar 1831 iſt er geſtorben. Goethe ſagte bei der Nachricht von ſeinem Tode: „Das war ein treuer, derber, feſter Kerl wie Keiner."

Auf Klingers Grabe in der fremden Erde erhebt ſich ein hoher Obelisk aus Granit mit der Inſchrift: Ingenio magnus, probitate major, vir priscus. Groß an Geiſt, doch größer durch Rechtſchaffenheit, ein Mann von alter Art. In der Heimat, an der ſein Herz hing, hat er noch kein Denkmal gefunden. Seine Vaterſtadt, der er noch in ſeinen Betrachtungen liebevoll und mit anerkennender Gerechtigkeit gedenkt, hat ihren treuen Sohn nicht durch ein Standbild geehrt, und ſelbſt im Frankfurter Goethemuſeum iſt der Klinger gebührende Platz, wo ſeine Büſte neben der des Jugendfreundes ſtehen ſollte, noch leer.

Wollen wir die Summe ſeines Lebens und Schaffens ziehen, ſo bietet ſich ein Wort uns dar, das er ſelbſt von ſeinen „Betrachtungen" gebraucht hat: „Was ich will — Kraft erwecken!" Kraft wollte er in ſeinem Volke wecken, Kraft des Herzens und des Charakters, damit es Schwächlichkeit und Niedrigkeit überwindend, zu nationaler Größe ſich erhebe. Klinger hat nie, wie ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen, in dem Glanze deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt vollen Erſatz dafür ſehen können, daß ſein Volk die Beute eigener Zerriſſenheit

und fremder Herrschsucht war. Er fand darin nur den so nötigen Trost, um nicht in Scham und Gram zu vergehen, „welcher Deutsche könnte nur den Frieden überleben, der uns jetzt in Regensburg zugeschnitten wird“. Seine Dichtungen sind Heroldsrufe zum Kampf und daher oft grell und wild. Aber in allen lebt der reine Wille. Heute, in der Fülle der Kultur, bedürfen wir jener Kraft mehr als je, um das Erbe der Väter zu dauerndem Besitze zu erwerben und wir wollen dem Mahnrufe des treuen, festen Mannes unser Ohr nicht verschließen, von dem das Wort gilt, das Goethe einst Schiller nachrief:

Hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Zur Feier von Goethes Geburtstage.

Goethes Lyrik.

Von Dr. Eduard von der Hellen aus Stuttgart.[1])

(31. August 1902)

In Eckermanns „Gesprächen mit Goethe“, dieser unerschöpflichen Fundgrube tiefster und feinster Gedanken, ist gar viel die Rede vom Wesen des Poetischen, der Poesie und des Poeten. Manche der hierauf bezüglichen Unterhaltungen hat uns der treue Eckermann ausführlich überliefert, von anderen hat er uns nur wenige Worte aufbewahrt; aber gerade der kürzeste dieser Berichte bietet uns den besten Ausgangspunkt zur Beantwortung der Frage: Was hielt Goethe für das Allgemeine und Wesentliche der Kunst, die ihm die höchste war, und als deren größten Meister wir ihn lieben?

Von Ästhetikern hatten sie gesprochen, die das Wesen der Poesie und des Dichters durch abstrakte Definitionen auszudrücken sich abmühen, ohne jedoch zu einem klaren Resultat zu kommen. Goethe schloß das Gespräch ab, indem er ausrief:

„Was ist da viel zu definieren! Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten.“

Dieser scheinbar lässig hingeworfene Satz enthält eine Definition, wie sie der schärfste Logiker kaum schärfer hätte ausfeilen können.

Als seelische Kraft erscheint das Gefühl, und zwar das lebendige, intensiv erfassende, nicht der Verstand, der beobachtende, zerlegende, ordnende. Und um Zustände handelt es sich, nicht um Begebenheiten, Vorgänge. Aber Zustände überhaupt, nicht nur bestimmte Arten, sondern alle Zustände bilden das Reich des Poeten, insofern sie irgendwie das Gefühl

---

[1]) Dieser Vortrag bildet die Grundlage der Einleitung zu Goethes Gedichten im ersten Band der Cottaschen Jubiläumsausgabe von Goethes Sämtlichen Werken.

in Schwingung verſetzen können: alſo eigne und fremde, gegenwärtige und vergangene, innere und äußere. Mit dem lebendigen Gefühl der Zuſtände jedoch iſt der Poet noch nicht „gemacht". Solches beſitzen viele Menſchen, ohne darum Dichter zu ſein, und ebenſo in verſchiedener Stärke das Bedürfnis, es auszudrücken. Den Poeten unterſcheidet die Fähigkeit, es ausdrücken, einerlei in welcher Form und mit welchen Mitteln ſeiner Kunſt. Selbſtverſtändlich aber und darum unausgeſprochen iſt, daß der unmittelbare, rein natürliche, rohe Ausdruck des Gefühls hier nicht in Betracht kommt, daß irgendwelche künſtleriſche Formen und Mittel des Ausdrucks vorausgeſetzt werden.

So bezeichnet die angeführte Definition in all ihrer Weite doch mit klarer Abgrenzung das, „was den Poeten macht", das heißt den Begriff des Dichters.

Zugleich aber verleugnet ſie nicht ihren Urſprung aus Goethes Geiſt, ſie enthält bei aller Ausdehnung des Begriffes doch einen einſchränkenden Zug, den ſie der dichteriſchen Individualität Goethes verdankt. Ich hob ihn ſchon hervor: nicht Begebenheiten oder Vorgänge, nicht Geſchehnis oder Handlung bezeichnet Goethe als das Gebiet des Dichters, ſondern lediglich Zuſtände. Und dies hat keine andere Urſache als die, daß Goethe in ſeinem eigenen Dichten überall im Zuſtand das Weſentliche empfand, daß es ihm auf die Folge und Verkettung von Zuſtänden erſt in zweiter Linie ankam. Darum war der Dichter Goethe ſein ganzes Leben lang im tiefſten Grunde Lyriker, und ſo erhaben, gewaltig und hinreißend auch viele ſeiner epiſchen und dramatiſchen Schöpfungen ſind: die Kernſchönheiten auch dieſer Dichtungen ſind weſentlich lyriſcher Natur, in der poetiſchen Darſtellung der Zuſtände, der ſeeliſchen vor allen, liegt auch ihr höchſter künſtleriſcher Reiz und Wert.

Enthielt nun die Definition, von der wir ausgingen, alles unbedingt Erforderliche, ohne das ein Menſch nicht Poet ſein kann, ſo fehlt ihr doch ein Moment, das gerade Goethe zum Poeten machte. Wenn er dieſes trotzdem in die Begriffsbeſtimmung nicht aufnahm, ſo erfüllte er damit nur die Forderung, daß eine ſolche allgemein gültig ſein muß, daß ſie nichts enthalten darf, was nicht auf jeden Fall zutrifft. Daher beſchränkte er ſich auf die Forderung der Fähigkeit, das lebendige Gefühl der Zuſtände auszudrücken, ohne das für ſeine Dichter-

natur entscheidende Moment, die Notwendigkeit, hinzuzufügen. Er ließ somit gerechter Weise auch demjenigen den Charakter des Poeten, der von seiner dichterischen Fähigkeit nach seinem Willen Gebrauch macht, der einen zu poetischer Gestaltung geeignet scheinenden Stoff ergreift und nach den Gesetzen, die ihm richtig dünken, künstlerisch behandelt. Dichter dieser Art, als deren typischen Vertreter im edelsten Sinne wir Schiller nennen dürfen, würde Goethe aus seiner Definition ausgeschlossen haben, wenn er in sie außer der Fähigkeit auch die Notwendigkeit aufgenommen hätte. Gewiß gehorchten auch solche Dichter „der gebietenden Stunde", gewiß folgten auch sie, „des Gottes voll", in ihren höchsten Schöpfungen einem entschiedenen Trieb ihres Innern, der sie begeisterte, hinriß, der die poetische Gestaltung von ihnen forderte und ihre Reflexion zurückdrängte; sie aber hätten die gleiche poetische Kunst auch an anderen Stoffen ausüben, durch andere in den gleichen schöpferischen Rausch versetzt werden können.

Dies war bei Goethe nicht der Fall. Die Notwendigkeit, die ihn zum Dichten zwang, war eine strengere, vollkommen unerbittliche: ihm fehlte das seelische Gleichgewicht, bis er eben den Zuständen, in die sein lebendiges Gefühl ihn versetzt hatte, poetischen Ausdruck gegeben, und er konnte nicht bestehen ohne dieses Gleichgewicht. Sein ganzes Leben war ein Ringen nach innerer Harmonie, aus immer neuen Erschütterungen sie wiederherzustellen war der Kampf seines Daseins, und sein Kampfmittel, seine Waffe war die Poesie.

Alle großen und bedeutenden poetischen wie prosaischen Kunstwerke Goethes, insbesondere aber die große Masse seiner lyrischen Erzeugnisse haben in diesem zwingenden Bedürfnis seiner Natur ihre Quelle; nur ein sehr geringer Teil verdankt seine Entstehung dem virtuosen Spieltrieb, der Anwendung durch Übung gesteigerter Fähigkeit um ihrer selbst willen, oder, wie in den ersten Jahren der Freundschaft mit Schiller, dem wetteifernden Fleiße und, wie in der Verbindung mit Zelter, den Zwecken eines Komponisten.

Durch solche Betrachtungen tragen wir nichts in Goethes Dichtung hinein, was nicht in ihr war und wirkte. Viele Äußerungen des Dichters über sich selbst haben dazu geführt. Auch das oft mißverstandene Wort gehört hierher, daß alle

ſeine Gedichte „Gelegenheitsgedichte“ ſeien, das heißt „nicht aus der Luft gegriffen“, ſondern „durch die Wirklichkeit angeregt“, welche „die Veranlaſſung und den Stoff dazu“ hergab; daher er denn auch von „Gelegenheits- und Zuſtands-Gedichten“ ſpricht, „wozu jedes Beſondere irgend eines Zuſtands ihn unwiderſtehlich aufgeregt“ habe. Und was er ſo als ſeine Eigenart erkannte, das drückte er als eine allgemeine Forderung aus in den Verſen:

„Willſt du dich als Dichter beweiſen,
So mußt du nicht Helden noch Hirten preiſen.
Hier iſt Rhodus! Tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit ſchaff' ein Gedicht!“

Am klarſten aber, und ohne daraus ein Geſetz für andere abzuleiten, beſchreibt er ſeine eigene Dichternatur im ſiebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit“. Schon in den Leipziger Studienjahren, ſagt er hier, „begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den ſeine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von mir bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Konfeſſion.“

Alſo: „was mich erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte“ — das ſcheint nun freilich eine Unendlichkeit! Denn was hat Goethe nicht beſchäftigt? Und doch ſagt dieſer Satz nicht zu viel.

Die Pſychologie teilt alle Gefühle in zwei Hauptarten ein, in ſolche der Luſt und ſolche der Unluſt. Nicht nur die letzteren ſtören das ſeeliſche Gleichgewicht, — und nicht nur Unluſtgefühlen gegenüber wehrte ſich Goethe, indem er ihnen eine poetiſche Geſtaltung oder Einkleidung gab. Nein, auch die Luſtgefühle erſchüttern die Harmonie der Seele, verſetzen ſie in einen Überſchwang, den Goethe nicht ertragen konnte, den er aufheben mußte, indem er ihn, ebenſo wie den

Mißklang der Unluſt, rhythmiſch bändigend in Wohlklang auflöſte.

Aber nicht nur das, was wir gemeinhin Gefühl heißen, nicht nur Freude und Schmerz in all ihren unendlichen Arten, Abſtufungen und Miſchungen wurden ſo zum Inhalt ſeiner Lyrik. Wir nennen ihn gern unſeren größten Dichter und Denker, aber wir tun ihm als Dichter Unrecht, wenn wir ihn als Denker überſchätzen. Das Fühlen herrſchte durchaus in ihm vor, es war ſtärker als ſein Denken. Rein durch den Verſtand wurde er mit keinem Zuſtand fertig, durch bloßes Denken kam er über nichts Wichtiges zu einem ihn voll befriedigenden Schluß, ſo ſcharf im Beobachten, ſo klar im Bilden und Durchbilden logiſcher Urteile er auch war. Immer blieb ihm ein Reſt, mit dem ſein Gefühl ſich auseinanderſetzen mußte. Es gilt für ſein ganzes Leben, was Keſtner über den dreiundzwanzigjährigen Jüngling ſchrieb: „Er ſtrebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derſelben als von ihrer Demonſtration.“ In der Tat, das Gefühl blieb ihm allezeit die höchſte Inſtanz, und darum wurden, ebenſo wie die freudigen und ſchmerzlichen Erregungen aller Art, auch ſeine Verhältniſſe zur perſönlichen und ſachlichen Umwelt, beſonders aber die unendliche Kette der ſinnlichen und überſinnlichen Probleme notwendiger Gegenſtand ſeiner Poeſie, vor allem ſeiner Lyrik. Auch hier dürfen wir einen Gegenſatz zu Schillers Natur kurz andeuten: Schiller gab in ſeiner Ideen-Lyrik ſeinen Gedanken ſtatt des proſaiſchen einen poetiſchen Ausdruck, er verklärte ſie und erhöhte ihre Wirkung durch dichteriſche Kunſtmittel; Goethe dagegen drückte in ſeiner Ideen-Lyrik ſein letztes inneres Verhältnis zu den Problemen aus, deren verſtandesmäßige, proſaiſche Behandlung ihn auf keine Weiſe befriedigen konnte, er fand in der künſtleriſchen Form, ja oft im bloßen Wohlklang, das einzige Mittel, die großen Probleme von Gott und Welt ſo zu geſtalten, daß ſie ihm Ruhe ließen.

Auch hier alſo die Poeſie als Waffe, als befreiendes Mittel im Kampf gegen das Gefühl, zur Wiederherſtellung des durch das Denken ebenſo wie durch die Leidenſchaften erſchütterten inneren Gleichgewichts.

Nun ſcheint zwar in dieſen weiten Kreis alles zu fallen,

[illegible] gefunden hat, denn selbst die [illegible] Gedichte schließen sich hier ein, [illegible] zu einzelnen Personen poetische [illegible] aus oft nur ein leichtes, zierliches [illegible] größtenteils dem tiefgefühlten [illegible] durch eine künstlerische Formel [illegible] in das Reich des Wohlklangs [illegible] Verhältnis zu ihnen in rhythmisches [illegible]

[illegible] zwei Gruppen der lyrischen Poesie [illegible] nicht etwa weil sie außerhalb [illegible] stünden oder, psychologisch angesehen, [illegible] einnähmen, auch nicht um ihrer Masse [illegible] Goethes dichterische Individualität [illegible] daß sie für sich hervorgehoben werden [illegible] satirischen, überhaupt die in mannig- [illegible] Gedichte einerseits, und andererseits [illegible] Erscheinungen, die ich unter dem Begriff [illegible] zusammenfassen möchte.

[illegible] vor allem durch die „Xenien" vertreten, [illegible] denen Goethe sich Schiller als Kampf- [illegible] die „zahmen", in denen er allein focht. [illegible] viel Einzelnes, in andere Abteilungen [illegible] besonders auch ein großer Teil [illegible] venezianischen wie der übrigen. In all [illegible] Goethe mit solchen Anschauungen, [illegible] Personen auseinander, mit denen [illegible] er nicht hoffen konnte. Abneigung, [illegible] er darin zu spitzigen Pfeilen. Wo [illegible] war, mußte der Krieg scharf erklärt [illegible] das Mittel der Poesie nicht heilen [illegible] Gegner mit derselben Waffe tötlich [illegible] daß sie für ihn tot waren, daß ihre [illegible] nichts mehr anhaben konnte. Außer [illegible] ihr Wesen forttreiben und ihn nach [illegible] das wollte er ihnen damit nicht [illegible]

[illegible] dieser Produktionen, die ja in der [illegible] Bedeutung nicht durchaus besitzen,

ſchätzte Goethe nicht höher ein, als ſie es um ihrer künſtleriſchen, formalen Vollendung willen verdienen. Er fand es ſogar nötig, ſich öffentlich ihretwegen zu entſchuldigen, indem er in die Annalen von 1821, gelegentlich der „zahmen Xenien", den Satz einflocht: „Ob man gleich ſeine Dichtungen nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entſtellen ſoll, ſo wird man ſich doch im einzelnen manchmal Luft machen." Deutlich bekundet dieſe Wendung, daß auch die offenſive Lyrik Goethes dem gleichen ſeeliſchen Bedürfnis entſprungen iſt wie alle übrige: Das innerlich Störende in künſtleriſcher Form außer ſich zu ſtellen, das Innere durch dieſe Entäußerung zu entlaſten, iſt auch hier das eigentlich treibende, zwingende Motiv.

Die zweite Gruppe, die ich geſondert hervorheben wollte, nannte ich die der produktiven Kritik.

Es bildet einen eigentümlichen Zug in Goethes Dichtercharakter, daß er poetiſche Schöpfungen anderer, die beſtimmte Saiten ſeiner Seele ſympathiſch in Mitſchwingung verſetzten, in Harmonie mit dem ganzen Inſtrument bringen, ſie ſo umformen mußte, daß er ſie völlig wie Klänge ſeiner eigenen Leyer empfinden, ſie als ſein Eigentum betrachten konnte. Auch hierin zeigt ſich keine willkürliche Anwendung poetiſcher Fähigkeit, ſondern eine notwendige Betätigung derſelben aus zwingendem Bedürfnis. Denn ohne dieſe Umformung, dieſe Aſſimilierung, blieb das nur teilweis in ihm mitklingende Fremde ihm eine quälende Diſſonanz, von der er ſich auf keine andere Weiſe zu befreien vermochte.

Eine große Zahl Goethiſcher Gedichte iſt ſo entſtanden, und da die hierhergehörigen Erſcheinungen bisher in ihrem Zuſammenhange nirgends richtig gewürdigt worden ſind, ſei es erlaubt, ihre Hauptarten durch einige Beiſpiele zu charakteriſieren.

Der älteſte entſchiedene Fall einer ſolchen Aneignung iſt das „Heidenröslein". Hier hat Goethe ein von Herder nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnetes Volkslied inhaltlich nur in zwei Verszeilen, in wenigen anderen rein ſtiliſtiſch verändert. Bleibt es nun auch nicht ganz unmöglich, daß er ſich dieſes Sachverhaltes nicht mehr genau entſann, als er ein halbes Menſchenalter ſpäter das „Heidenröslein" ohne weiteres in den Kranz ſeiner eigenen Gedichte einflocht, ſo erklärt ſich

dieſe Aneignung doch viel ungezwungener daraus, daß der Begriff des literariſchen Eigentums ſich damals noch nicht zu ſeiner heutigen Schärfe entwickelt hatte. Schienen doch gerade Volkslieder und Volksliedmotive ein herrenloſes, freies Gut zu ſein, — und es war ein Glück für unſere Literatur, daß die Neubelebung der deutſchen Lyrik aus dieſem friſchen, überall ſprudelnden Quell durch kein übertrieben peinliches Rechtsgefühl gehemmt wurde. In ſo weitgehender Weiſe allerdings hat Goethe ſonſt in keinem Falle daraus geſchöpft, ſondern ſich damit begnügt, ihn reizende und in ihm anklingende Töne freier umzugeſtalten und weiterzubilden, wie in der „Kriegserklärung“, dem „Liebhaber in allen Geſtalten“, in „Schäfers Klagelied“, „Troſt in Tränen“ und vielen anderen Liedern.

Keineswegs aber ſah er ſich in ſolchem Aneignungsrechte auf das Volkslied beſchränkt. So hatte die durch Beethoven unſterblich gewordene „Adelaide“ von Matthiſſon deſſen Freundin Friederike Brun zu einem Gedicht „Ich denke dein“ angeregt, das Goethe mächtig ergriff, ihn aber unbefriedigt ließ. Er löſte ſich hiervon, indem er es zur „Nähe des Geliebten“ umſchuf, in engem Anſchluß an die Idee und Stimmung der Vorlage, deren Verſchwommenheit er durch wundervoll plaſtiſche Anſchaulichkeit der einzelnen Bilder erſetzte. Ganz ähnlich entſtand „Ich ging im Walde ſo für mich hin“: ein breites moraliſierendes Gedicht von Pfeffel, „Die Nelke“ betitelt, reizte Goethe zu freier Aſſimilierung an die Gefühle mit denen ihn die fünfundzwanzigſte Wiederkehr des Tages erfüllte, an dem er Chriſtiane gefunden.

Derartige Umdichtungen ſind jedoch nicht mit Parodien zu verwechſeln, obwohl die Grenze nicht immer mit Sicherheit gezogen werden kann. So ſcheint z. B. das friſche Lied „Gewohnt getan“ eine Parodie zu ſein, und Goethe ſelbſt hat es brieflich ſo bezeichnet. Dem „elendeſten aller jammervollen deutſchen Lieder“ iſt es entgegengeſtellt, einer Jeremiade „Ich habe geliebet, nun lieb' ich nicht mehr“, wogegen Goethe mit ſeinem „nun lieb' ich erſt recht“ herzhaft opponiert. Als eine Parodie im eigentlichen, üblichen Sinne ſollte aber dieſes Gedicht dennoch nicht betrachtet werden, denn es beſitzt durchaus ſelbſtändigen poſitiven Wert, zu deſſen dichteriſchem Ausdruck

in dieſer Form Goethe durch jenes Machwerk nur gereizt und genötigt wurde, um den widerwärtigen Nachgeſchmack desſelben loszuwerden.

Andersartig, aber recht eigentlich unter den Begriff der produktiven Kritik fallend iſt dann z. B. die Entſtehungsgeſchichte des „Ergo bibamus!“ Gelegentlich der Mitteilung Goethes, daß der humorvolle und trunkfeſte Pädagoge Baſedow zu behaupten pflegte, die Konkluſion „Ergo bibamus!“ paſſe überallhin, auf jede Situation des Lebens, bemerkte ſein Sekretär Riemer, hierin liege der natürlichſte, ungeſuchteſte Kehrreim zu einem Trinkliede. Von Goethe ermuntert, verfaßte Riemer ein ſolches, das aber dem Meiſter nicht genug tat: dieſer formte es um, bis es ihn völlig befriedigte. Und hätten wir dieſen Hergang zufällig nicht erfahren, ſo müßte es uns äußerſt befremden, unter Goethes Gedichten ein echtes, originelles Zecherlied zu finden; denn bei ſeinen anderen Liedern dieſer Gattung ließen ſich die allgemein zugänglichen Vorbilder aufweiſen, nach denen Goethe ſie, mehr oder minder frei, zu beſtimmten Gelegenheiten dichtete.

Ebenſo wie „Ergo bibamus!“ iſt das Gedicht „Offene Tafel“ weſentlich durch einen Refrain angeregt, und zwar durch den eines franzöſiſchen Liedes:

Va t'en voir s'ils viennent, Jean,
Va t'en voir s'ils viennent!

den Goethe übertrug:

„Hänschen, geh und ſieh dich um!
Sieh mir, ob ſie kommen!“

Das franzöſiſche Gedicht gefiel ihm aber außer dem Refrain nur durch ſeine Idee, die er im einzelnen verfeinerte und durch die Pointe abſchloß, daß keiner der unter ſo ſtrengen Bedingungen Geladenen kommt und daher endlich „jeder, wie er iſt“ gebeten wird. In ſeiner übermäßigen Länge und ohne einen wirklichen Schluß hatte das Vorbild den deutſchen Dichter geärgert.

Oft war es nur die Geſamtſtimmung eines fremden Liedes, bisweilen ſogar nur die Melodie eines ſolchen, was Goethe reizte, anzog, feſſelte, ihm aber keinen vollkommenen

Genuß gab und ihn daher beläſtigte, bis er einen neuen eigenen Text untergeſchoben hatte, der mit dem verdrängten kaum mehr verwandt zu ſein brauchte. Die „Gegenwart“ („Alles kündet dich an“) und andere herrliche Schöpfungen entſprangen dieſem Bedürfnis, und es iſt hierbei ſehr bemerkenswert, daß rein formal-muſikaliſche Elemente den Dichter mit beſtimmten Gefühlsinhalten erfüllen konnten, die dann nach lyriſchem Ausdruck verlangten.

Wie manches Gedicht, für das wir in Goethes bekannten, äußeren wie inneren Lebensverhältniſſen vergeblich nach einem unmittelbaren Anlaß ſuchen, mag in Wahrheit durch ſolche und ähnliche Anregungen intimer Art entſtanden ſein, ohne daß wir es im einzelnen nachweiſen könnten. Ebenſo wie die durch allereigenſte Freuden, Leiden und Gedanken hervorgetriebenen Gedichte erklären ſich auf dieſe Weiſe wahrſcheinlich noch viele andere ſcheinbar nur auf Nachahmung beruhende, ſcheinbar nur gewollte Kunſtproduktionen Goethes als notwendige Ausflüſſe ſeiner innerſten Natur, indem er hier wie dort die harmoniſche Auflöſung einer ihn beunruhigenden Diſſonanz nur auf dieſem Wege finden konnte.

Eben hier liegt aber auch die Erklärung dafür, warum der großen Einheitlichkeit der inneren Entſtehungsgründe Goethiſcher Lyrik eine ſo außerordentlich große Mannigfaltigkeit der äußeren Erſcheinungsformen gegenüberſteht. Goethe war von einer Reizbarkeit, einer Empfänglichkeit ſondergleichen. Wo immer in einer literariſchen Geſamt- oder Einzelerſcheinung, in einer entſchiedenen Perſönlichkeit oder auch nur einem einzelnen merkwürdigen Produkt irgend etwas ſeinem eignen Weſen Verwandtes lag, da zog und ſog er es an ſich, bald bewußt, bald unbewußt, ſich immer bereichernd, immer verändernd.

Er ſelbſt hat in „Dichtung und Wahrheit“ geſchildert, aus welchen Elementen ſich ſein Jugendſtil, der lyriſche insbeſondere, bildete. Darauf kann ich hier nur hindeuten. Obwohl er ſchon als Knabe und Jüngling nicht nach fremden Stoffen griff, ſondern „das, was ihn quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim loszuwerden ſuchte“, ſo war doch das Ergebnis, daß ſeine erſte lyriſche Veröffentlichung, das ſogenannte Leipziger Liederbuch, den Zeitgenoſſen unmöglich als Ausfluß einer neuen dichteriſchen Individualität

erſcheinen konnte. Denn was hier von Eignem ſchon hervorſchaute, blieb jenem Publikum noch völlig verhüllt durch das modiſche Koſtüm der damals beliebten Lyrik, der Schäferpoeſie und Anakreontik insbeſondere. Ja ſo ſehr ſchien der zwanzigjährige Goethe in dieſem Geſchmack aufgehen zu wollen, daß ſeine Lyrik jener Jahre von dem hohen Pathos des doch begeiſtert verehrten Meſſiasdichters nur geringe Spuren aufwies, wie ihr ja überhaupt das eigentlich Pathetiſche, das „Geſchwollene“ allezeit fernblieb. Erſt in Straßburg befreite er ſich durch die von Herder angeregte Vertiefung in das Volkslied aus dem Banne einer Manier, die ihn bisher gehindert hatte, ſeine Gefühle friſch und keck auszudrücken. Aber er brach darum nicht undankbar mit jenem Stil, ſondern er verband nun deſſen graziöſe Leichtigkeit mit der ſchlichten Plaſtik, die er dem Volkslied abgewann, mit der herzlichen Aufrichtigkeit, zu der es ihm den Mut gab. Friederike Brion und Lili Schönemann brauchen hier nur genannt zu werden, um jeden an die ſchönſten Blüten zu erinnern, die aus Goethes Herzen wuchſen, nicht minder aber Charlotte Buff. Denn wenn wir auch außer dem dialogiſchen „Wanderer“ und einigen gereimten Briefen dieſer Liebe Goethes keine eigentlichen Gedichte verdanken, ſo darf doch auch im flüchtigſten Überblick über die Entwicklung ſeiner Lyrik der „Werther“ nicht vergeſſen werden, der ja zwar ein aus Briefen und Berichten gemiſchter Roman iſt, dennoch aber wie eine Folge lyriſcher Gedichte in geſteigerter Proſa wirkt.

Neben dem Volkslied wurden Shakeſpeare, Homer und die Bibel, die Goethe durch Herder mit ganz neuen Augen ſehen lernte, ſeine Befreier aus den Feſſeln der modiſchen Poeſie, dazu Oſſian, ganz beſonders jedoch Pindar. Die ſtrengen ſtrophiſchen Formen dieſes antiken Sängers konnte er nicht gebrauchen, aber den reimloſen Vers von wechſelnder Länge, wechſelndem Tonfall, den kühnen Schwung der Gedanken und die erhabene Prägnanz, die gedrängte Fülle des bilderreichen Ausdrucks lauſchte er ihm ab. Ein ganzes Jahrzehnt hindurch bediente ſich Goethe dieſer freien Rhythmen, zunächſt um darin ſeine noch titaniſch gährende Weltanſchauung auszubrauſen, dann aber auch, um ſein immer mehr geklärtes Gefühl der tiefſten Probleme in ihnen auszuſtrahlen — bis

den Gereiften das Bedürfnis nach ſtrengerer Bindung der Gedanken durch gemeſſene Formen erfaßt. Diſtichen tauchen auf, wiederum durch Herder angeregt. Noch aber ſcheinen ſie dem Dichter zu breiterer Behandlung, über das Epigramm hinaus, nicht geeignet: die von Heinſe und Wieland verdeutſchte italieniſche Stanze reizt ihn zunächſt mehr, und das groß angelegte Fragment der „Geheimniſſe“ gewinnt dieſe Form.

Erſt auf italieniſchem Boden, in Rom, ergreifen ihn die antiken Meiſter des Hexameters und Pentameters mit voller Gewalt, und wiederum etwa ein Jahrzehnt lang ſcheint es, von dem Balladenwetteifer mit Schiller abgeſehen, als wolle keines Zuſtands lebendiges Gefühl in anderen als in dieſen Maßen Ausdruck finden. Die Römiſchen Elegien, die Venezianiſchen Epigramme, die Epiſteln, die Xenien und die Elegien des zweiten Buches folgen einander, neben den formverwandten großen epiſchen Dichtungen, und endlich verſandet dieſer breite Strom in den „Weisſagungen des Bakis“.

Aber es war doch nur ein Arm, der ſich da verlor: der Hauptſtrom flutete weiter, ruhig, ſehr bedächtig, ſelten nur rauſchend und ſchäumend, eine weite Strecke, bis ein neuer ſtarker Zufluß ihn mächtig wieder belebte. Von Oſten kam dieſer, aus dem reichen Quellgebiet des Morgenlandes.

Vereinzelte Anregung hatte Goethe ſchon früher aus jener ſinnig-bunten Welt empfangen, und ſie war nicht unfruchtbar geblieben für ſeine lyriſche Produktion, vor allem für ſeine Balladendichtung, die ja nach dem damaligen Sprachgebrauch noch eine durchaus zugehörige Gattung der Lyrik und noch keinen Gegenſatz zu dieſer bildete. Jetzt, während der gewaltige Äolus Napoleon, ſeiner Inſelhaft entwichen, das Abendland mit ſeinen letzten Stürmen erſchütterte, hauchte der altorientaliſche Sänger des Weines und der Liebe in Goethes Seele einen neuen Liederfrühling wach.

Verſprengten Gedichten des Hafis, die er hier und da in Zeitſchriften gefunden, hatte Goethe nichts abgewinnen können; nun aber trat ihm, wenn auch in höchſt unvollkommener Nachbildung, in Hammers Hafis-Überſetzung die ganze Geſtalt „dieſes herrlichen Poeten“ auf einmal lebendig entgegen. Wir haben vorhin beobachtet, wie ſolche Eindrücke

auf Goethe wirkten, und er ſelbſt hat es in den Annalen von 1815 mit den bezeichnendſten Worten geſagt: „Ich mußte mich dagegen produktiv verhalten, weil ich ſonſt vor der mächtigen Erſcheinung nicht hätte beſtehen können. Die Einwirkung war zu lebhaft ... Alles, was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir ähnliches verwahrt und gehegt worden, tat ſich hervor.“

Wiederum alſo war es „produktive Kritik“, die Goethe zum Dichten zwang, das Bedürfnis, ein mächtig in ihm anklingendes Fremdes ſich völlig zu aſſimilieren und aus dieſer Verbindung ein drittes Neues entſtehen zu laſſen. Und das vermochte er jetzt, ein hoher Sechziger, noch mit derſelben glühenden Jugendkraft zu leiſten, mit der er in wirklich jungen Jahren die eigene Individualität durch Einſchmelzung fremder Elemente bereichert hatte.

Was er auf dieſe Weiſe immerfort gewann, blieb ihm unverloren, jetzt wie damals, und ſo ſind auch in der durch Hafis neubelebten Lyrik ſeines Alters alle die Stilarten gemiſcht, die er in ſeinem langen Dichterleben durchwandelt hatte, am wenigſten die einſt übermächtige antikiſierende.

Greifen wir zurück auf ein ſchon einmal angewandtes Bild, ſo können wir ſagen: Goethes dichteriſche Perſönlichkeit iſt im Laufe ihrer Entwickelung einem Strome vergleichbar, der überallher, von rechts und links, Zuflüſſe aufnimmt; kleinere gehen ſogleich in ihm auf, mit größeren ringt er, und manchmal ſcheint es, als ſei vielmehr er ſelbſt nun eingemündet in einen ſtärkeren, führenden Fluß; bald aber verkündet die Färbung der Elemente ſeinen Sieg, und in ſtolzer Breite flutet er dahin zum ewigen Meere. Wie hätte er auch den weiten Weg in voller Kraft wallen können, ohne ſich durch Zuflüſſe zu ſtärken?

Goethe ſelbſt hat im „Geſang der Geiſter“ des Menſchen Seele dem Waſſer verglichen, wie es vom Himmel kommt, zum Himmel wieder ſteigt und indeſſen die irdiſche Reiſe vollendet. Als er dieſen Geſang dichtete, fühlte er ſeine „dreißig Jahr und Weltweſen“, wie er kurz darnach an Lavater ſchrieb: es war dies auf der Schweizerreiſe des Jahres 1779, während der ihn die Empfindung ergriff, daß er gereift an einem Wendepunkte ſeines Lebens ſtehe — das Ende des „jungen

Goethe". [1]) In sichere Ufer sah er damals seinen Lebenslauf eingeschlossen und mochte sich die Zeit nahe glauben, da er im flachen Bette das Wiesental hin schleichen werde.

Es kam nicht so. Fünfundvierzig Jahre später, als Fünfundsiebenzigjähriger, bald nachdem er eine letzte große Leidenschaft seines ewig-jungen Herzens in der „Marienbader Elegie" überwunden hatte, blickte er zurück und sprach zu Eckermann:

„Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen . . . Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte . . . Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als von innen, waren zu viele. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen."

Nichts wäre verkehrter, als wenn man diese von Eckermann aus der Erinnerung aufgezeichneten Sätze eines langen Gesprächs dahin verstehen wollte: Goethe habe von seiner ungemein vielseitigen, angestrengten und gewissenhaften amtlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit eine glückliche Erholung in poetischer Träumerei gesucht und gefunden. Nein, auch dieses „poetische Sinnen und Schaffen" war Arbeit, der Kranz, der das Haupt des gottbegnadeten Dichters krönte, ließ sich nicht, wie Antonio gegen Tasso spottet, „im Spazierengehen bequem erreichen". Aber es war diejenige Arbeit, die ihn „eigentlich beglückte", die ihn mit der tiefsten sittlichen Befriedigung erfüllte.

Mag der geniale Mensch unsere Bewunderung erregen, — unsere höchste sittliche Verehrung weihen wir der Größe nicht, die nur in der Entfaltung natürlicher Anlagen besteht. Das war die Anschauung nicht erst des greisen Goethe, sondern schon die „Geheimnisse" des Fünfunddreißigjährigen sprechen es aus:

---

[1]) Ich habe daher mit der Rückkehr von dieser Reise den ersten Band meiner kommentierten Auswahl von Goethes Briefen (Stuttgart, Cotta 1901) schließen lassen.

„Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt:
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und ſagen: Das iſt er, das iſt ſein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort.
In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet.“

Goethes Dichtung, ſeine Lyrik insbeſondere, war eine fortwährende Überwindung ſeiner ſelbſt. Was er ein Menſchenalter ſpäter ſeinem größten Freunde in die Gruft nachrief:

„Und hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine“ —

das gilt von ihm ſelber, von all ſeinem Dichten und Trachten. Nie wurde er ein Knecht der Gewalten, die ihn als Menſchen banden, immer befreite er ſich von ihnen, indem er ſie als Künſtler überwand. Keine Luſt hat ihn je unterjocht und kein Schmerz, ſo ſtark ſie mit ihm rangen. Aber nur dadurch konnte er ſie bezwingen, daß er ſich ſelbſt bezwang.

Was ihn erfreute und beglückte, wies er in ſtrenge Grenzen zurück; genuß-bedürftig und -fähig im allerhöchſten Grade, bewahrte er ſich vor jedem rohen Übermaß, indem er den Genuß poetiſch läuterte, ihn zu Gebilden reiner Schönheit veredelnd. Was aber ihn quälte und ſchmerzte, das wies er nicht von ſich in die Vergeſſenheit, das erſtickte er nicht durch feiges Betäuben, ſondern das nährte und ſteigerte er in ſich bis auf den höchſten Grad, um es dann, erſt durch die Notwendigkeit der äußerſten Anſpannung ſeines vollkommenen Sieges gewiß, durch die Macht der Poeſie zu bezwingen.

Das war seines Dichterlebens eigentliches, sittliches Glück: kein tändelndes Spiel mit zierlichen Waffen, sondern ein heißes, unerbittliches Ringen, und darum wollte er an des Paradieses Tor Einlaß fordern mit dem stolzen Worte:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein."

Dieser Kampf, dieses Glück hob ihn über das Irdisch-menschliche, führte ihn hinauf in das Reich des Göttlichen. „Ein Gott, der nur von außen stieße," war ihm, dem reinen Pantheisten, eine niedrige Vorstellung, ein ärmlicher, erbärmlicher Begriff:

„Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen."

Hierin sah Goethe das wahrhaft Göttliche, hierin aber auch sein menschliches Ideal.

„Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß."

Erhabener noch klingt diese scheinbar mystische Vorstellung aus in der „Seligen Sehnsucht" des Westöstlichen Divan:

„Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet . . .

Und solang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."

Wer diese Verse nur auf das wirkliche Sterben bezieht, versteht sie nicht und verkehrt ihren tiefsten Sinn. Nicht durch den einmaligen letzten Tod allein soll der Mensch im All aufgehn zu neuem Werden, sondern den Lebenden, den Gast der Erde, soll das Bewußtsein dieser Einheit aus der Enge des Einzeldaseins erheben.

„Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens."

Zwiſchen dem Entſtehen dieſer Verſe und dem der „Seligen Sehnſucht" liegt mehr als ein Menſchenalter, und doch gehören ſie engſtens zuſammen, nicht nur dadurch, daß der „trübe Gaſt der dunklen Erde" unmittelbar wieder anklingt an den „dunklen Genuß" und die „trüben Schmerzen des augenblicklichen beſchränkten Lebens". Aber im Gegenſatz zu der tief geheimnisvollen Sprache des Altersgedichtes ſpricht jene mächtig dahinrauſchende Ode klar aus, welche Kraft es denn ſei, durch die der Menſch ſich aus der trüben Dunkelheit des beſchränkten Daſeins erhebt und Eins wird mit dem Ganzen der Natur. Der Göttin des Dichters iſt die Ode geweiht,

„Der ewig beweglichen,
Immer neuen
Seltſamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantaſie".

Dieſe, die Phantaſie iſt die Kraft, durch die der Dichter ſein lebendiges Gefühl des Zuſtandes aus der Haft des Individuellen und Momentanen befreit. Denn, ſtatt dieſes gebundene Zuſtandsgefühl ſelbſt als ſolches auszudrücken, ſtellt er eine Beziehung her zwiſchen dieſem und irgend einem anderen Elemente: aus alle dem, was je durch ſeine Sinne Eingang in ſeine Vorſtellungswelt gefunden hat, erweckt ihm die Phantaſie einen Klang, der mit der Schwingung ſeines Gefühles einen Accord bildet. So löſt die innere Diſſonanz ſeiner Seele ſich auf in eine Harmonie: ſein Ohr vernimmt den Einklang der Natur, ſein Gefühl iſt nun kein iſoliertes mehr, die Phantaſie hat ihm die Macht gegeben, im Grenzenloſen ſich zu finden, ſich Eines mit dem Ganzen zu fühlen, Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen.

Die Phantasie ist es, durch die der Mensch sich erhebt über alle die anderen armen Geschlechter der kinderreichen lebendigen Erde, sie ist „des Menschen Kraft, im Dichter offenbart", die im Theater-Vorspiel des „Faust" der Dichter preist als begeisterter Verteidiger seiner Kunst:

„Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt —
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?"

Nicht sich allein beglückt der Dichter, indem er solche Harmonie erschafft, indem er seine Lust bezähmt und sein Leid steigert, um es rhythmisch bändigend in Wohlklang aufzulösen. Ein Kämpfer nicht nur, ein Vorkämpfer ist er, denn die von ihm errungene Harmonie geht nicht zu Grunde mit seinem Leben, sondern fortwirkend kommt sie allen denen zu gute, die nach ihm um sie ringen. Jeder von uns hat diesen Segen der Goethischen Lyrik innerlichst an sich erfahren, uns allen hat er durch seine Dichtung als ein Befreier gelebt, der für uns kämpfte und litt.

War aber Goethe selbst sich dieser Wirkung bewußt? wollte, erstrebte er sie? sah er in ihr seinen Beruf?

Wir fragen die Sonne nicht, warum sie scheine. Wir genießen dankbar, daß ihre Selbstverbrennung, ihr „Flammentod" leuchtend und wärmend uns das Leben gewährt — ob sie die Absicht habe, uns zu beleben, kommt uns nicht in den Sinn. Anders verhalten wir uns zu menschlichem Handeln. Hier knüpfen wir unseren Dank und unsere sittliche Anerkennung an die Bedingung, daß mit bewußter Absicht geschehe, was uns zugute kommt.

Viele Äußerungen Goethes bezeugen, daß er in der Tat

die Mission des Dichters darin sah, durch den poetischen Ausdruck der von ihm selbst lebendig gefühlten Zustände der Menschheit zu dienen. Statt aller Zeugnisse hierfür mögen zwei den Schluß unserer Betrachtungen bilden, ein prosaisches und ein Gedicht. Beide entstammen seinen letzten Lebensjahren.

Zu Eckermann sprach er, über Béranger — und es kommt hier gar nicht darauf an, daß es gerade Béranger war —: „Seine Lieder haben jahraus jahrein Millionen froher Menschen gemacht; sie sind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgange mit diesen anmutigen Gestalten gewöhnt und genötigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?"

Am tiefsten aber, und aus der eigensten Seele Goethes sagt es das Gedicht „Vermächtnis":

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen . . .
Und wie von alters her, im stillen,
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf."

IV.

Aus Museum und Bibliothek.

Heinrich Sebaſtian Hüsgen.

Ein Jugendfreund Goethes (1746—1807).

Das Frankfurter Goethemuſeum muß es ſich zur Aufgabe machen, neben den Bildern des Dichters und ſeiner Familie auch die ſeiner Frankfurter Freunde, deren in Dichtung und Wahrheit gedacht wird, in möglichſter Vollſtändigkeit zu vereinen. Dieſes iſt nur allmählich im Laufe der Zeit zu erreichen. Viele der Bilder befinden ſich noch im Familienbeſitz, manche ſind völlig verſchollen, wie z. B. das von Goethe ſelbſt gezeichnete Porträt des Rat Krespel.

Um ſo erfreulicher iſt es daher, wenn ein derartiges Bild, ſicher erkennbar, ſich wieder findet, wie das des Frankfurter Kunſtfreundes und Schriftſtellers H. S. Hüsgen, deſſen Nachbildung wir am Eingang dieſes Bandes bringen.

Von Hüsgen war überhaupt keine ſicher nachzuweiſende Abbildung bekannt, bis vor etwas mehr als Jahresfriſt auf dem Speicher eines zum Abbruch beſtimmten Hauſes in der Stiftſtraße eine ganze Anzahl alter Porträts aus dem 18. Jahrhundert entdeckt wurde. Unter ihnen unſer Bild. Aber während die übrigen, beim Mangel jeder Bezeichnung nicht feſtzuſtellen waren, trägt dieſes auf der Rückſeite der Leinwand die folgende verblaßte und zum Teil nur ſchwer zu entziffernde Schrift, wie es ſcheint von Hüsgens eigener Hand.

H. S. Hüsgen XXXV a. II mens.
Joh. Georg Edlinger ad vivum pinxit.
Monachii 1781.

Wir haben demnach ein Werk des bekannten kurfürſtlichen Hofmalers Johann Georg Edlinger (1741—1819) vor

uns, dessen Eigenart die lebendige Auffassung und geistvolle Behandlung wohl entspricht.

Da es den im November 1745 geborenen Hüsgen im Alter von 35 Jahren und zwei Monaten darstellt, so ist es im Dezember 1781 zu München vollendet, kurz bevor Hüsgen auf seiner Studienreise von dort nach Wien weiterzog. Der Ausdruck des Kopfes will nicht ganz zu der Schilderung stimmen, die Goethe im 4. Buche von Dichtung und Wahrheit von Hüsgen, allerdings von dem Knaben, entwirft. Er schildert dort ausführlich den Vater, den gelehrten Sonderling, zu dem der etwas täppische und lernfaule Sohn in Gegensatz gesetzt wird. Es ist richtig, daß Heinrich Sebastian niemals einen geregelten Studiengang durchgemacht hat, aber er hat diesen Mangel später durch Selbststudium nach Kräften zu ersetzen gesucht. Seine ganze Neigung gehörte der Kunst. Nach längeren Studienreisen, die ihn nach Mannheim, Düsseldorf, Holland, München und Wien führten, hat er in seiner Vaterstadt ein stilles Leben als Sammler, Kunstschriftsteller, nebenbei auch als Verleger und Händler, geführt.

Sein jüngerer Freund J. J. v. Gerning hat uns einiges über seine Lebensumstände berichtet, seine eigenen Briefe an Gerning geben manchen weiteren kleinen Zug. Im übrigen kennen wir ihn nur aus seinen Schriften, von denen, neben zahlreichen Aufsätzen in Meusels Miscellaneen und mancherlei Zeitschriften, besonders seine „Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen, 1780" in zweiter erweiterter Auflage als „Artistisches Magazin, 1790" erschienen, hervorgehoben zu werden verdient. Unsere Kenntnis des Frankfurter Kunstlebens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beruht fast ausschließlich auf den Nachrichten, die uns Hüsgen davon überliefert hat. Nur er hat z. B. von dem Gemäldekabinet des Herrn Rat Johann Caspar Goethe nähere Kunde gegeben, und wenn der Dichter später Fabers Beschreibung seiner Vaterstadt eifrig studierte, so lernte er dabei gar manches von seinem alten Freunde Hüsgen, dessen „Nachrichten" Faber zum großen Teile wörtlich abgeschrieben hatte, wie die Vorrede zu dem „dem Herrn Geheimde Rath von Göhte" von seinem „Verehrer H. S. Hüsgen" gewidmeten „Artistischen Magazin" ausdrücklich hervorhebt.

Von weiteren Berührungen beider iſt nur der Beſuch Goethes bekannt, den Hüsgen in ſeinem Briefe an Gerning vom 15. Auguſt 1797[1]) folgendermaßen ſchildert:

„Letzt abgewichenen Freitag Morgen erſchien ganz unerwartet ein Fremder in meinem Zimmer, den ich vor ſeinem wohlgemäſteten Bauch nicht erkannte, bis ihn ſeine Stimme bei der Frage verrieth: Kennen Sie denn Ihren alten Freund nicht mehr? und ſiehe da, es war Goethe in eigener hoher Perſon, und ungeachtet er eine geraume Zeit bei mir blieb, ſo bliebe er doch erbärmlich ſteif und zurückhaltend.

Das Einzige, was er mir durch ſeine Zunge mittheilte, war, daß er geſonnen ſei, in die Schweiz zu reiſen. Als ich ihn am andern Tag beſuchte, war er redſprächiger und gefühlvoller. — Was halten Sie aber von dem ſonderbaren Verfahren Goethens, der vor ſeiner Abreiſe etwas that, was er in ſeinem ganzen 48jährigen Leben nicht gethan hat, nämlich alle Briefe durchs Feuer zu vernichten, darunter ihn diejenigen des Selbſttödters Merk wegen ihres Geiſtesinhalts zwei Tage Ueberwindung koſteten."

Dem Sammler war eine ſolche Vernichtung intereſſanter Dokumente natürlich unbegreiflich, wie er auch in einem Briefe aus dem Jahre 1795 die Verſchleuderung der Kunſtſammlungen von Goethes Vater, für welche die Frau Rat allerdings nur geringes Verſtändnis beſaß, lebhaft beklagte.

Aus Hüsgens eigenen Sammlungen von Gemälden, Stichen, Altertümern u. ſ. w. iſt beſonders ſeine faſt vollſtändige Dürerſammlung zu nennen, die er in ſeinem „Raiſonnirenden Verzeichnis", das er ſpäter unter dem Titel „Weltſpiegel" umarbeitete, beſchrieben hat.

Auch als Verleger, beſonders Preſtelſcher Blätter, wie als Berater und Unterhändler in Kunſtſachen, war er eifrig tätig.

Mit ſeiner Neigung zur Kunſt ging die Liebe zur Natur Hand in Hand. Er gehört zu den Entdeckern der Naturſchönheiten des Taunus, in die er den poetiſchen Verherrlicher dieſer Berglandſchaften, ſeinen Freund Gerning, einführte.

[1]) Dieſer Brief iſt im Beſitze des Herrn Geh. Reg. Rates Dr. Gwinner in Frankfurt a. M.; eine größere Anzahl anderer Briefe Hüsgens an Gerning befindet ſich ſeit einigen Jahren im Archive des Hochſtifts.

Er zuerst hat weitere Kreise auf die herrlichen Aussichten des Feldbergs und des Altkönigs aufmerksam gemacht.

Diese sinnige Versenkung in das Leben und Weben der Natur findet in den Schriften und Briefen des stillen, von den Menschen wenig verwöhnten Mannes vielfach einen ungekünstelten, innigen Ausdruck.

Auch für die Altertümer seiner Heimatsgegend, für die Denkmäler der römischen Vorzeit hat er, zu einer Zeit, wo man sie noch wenig beachtete, einen aufmerksamen Blick und manch' treffendes Wort, obwohl ihm die gründliche klassische Bildung zu ihrer Erforschung fehlt.

Wenn daher die von Gerning im dritten Stück des Deutschen Merkur von 1799 geäußerte Hoffnung auch nicht ganz in Erfüllung geht, daß die dankbare Nachwelt Hüsgen ein würdiges Gedenken nicht versagen werde, so verdient es der tätige, unterrichtete und biedere Mann doch, daß man ihm in seiner Vaterstadt und besonders in ihren Kunstkreisen eine freundliche Erinnerung bewahre.

O. Heuer.

Ergo bibamus.

In seinem Festvortrage über Goethes Lyrik (s. oben S. 331 ff.) hat Eduard von der Hellen der eigentümlichen Erscheinung der Goetheschen „Umdichtungen" besondere Beachtung gewidmet und gezeigt, daß sie „keine willkürliche Anwendung poetischer Fähigkeit, sondern eine notwendige Betätigung derselben aus zwingendem Bedürfnis" sind. Unter den charakteristischen Beispielen wird auch auf das, aus einem Liede Riemers umgedichtete „Ergo bibamus" hingewiesen.

Da durch diese Darlegungen die Aufmerksamkeit der Leser wieder auf das schöne, vielgesungene Geselligkeitslied gelenkt wird, so mag eine getreue Wiedergabe der Originalhandschrift hier wohl am Platze sein, die sich als Geschenk des Verbandes alter Korpsstudenten in Frankfurt a. M. seit kurzem in unserm Museum befindet. Die Korrekturen in den flott und in einem Zuge hingeschriebenen Versen berechtigen zu der Annahme, daß wir hier die erste Niederschrift des Gedichtes vor uns haben. Dafür spricht auch der Umstand, daß die ersten Verse noch glatter aus der Feder geflossen erscheinen, als die späteren. Bei einer Abschrift läge kein Grund zu dieser Verschiedenheit der Schrift vor, die sich jedoch leicht erklärt, wenn wir uns den Vorgang so denken, daß der Dichter, als er sich anschickte, das Gedicht aufs Papier zu werfen, die ersten Strophen bereits im Kopfe gebildet hatte, während die späteren erst während des Schreibens sich formten. (Vgl. das beigegebene Facsimile.)

Eine eigenhändige Abschrift, die nur geringe Änderungen aufweist, wird noch in den Akten der Liedertafel zu Berlin bewahrt, wohin Goethe sie zur Komposition an Zelter sandte.

Die Veranlaſſung, der das Riemerſche Lied ſeine Entſtehung verdankte hat dieſer ſelbſt überliefert. Goethe diktierte ihm ſeine „Enthüllungen zur Theorie Newtons", worin er erwähnt, wie Baſedow das Kernwort Ergo bibamus als paſſende Konkluſion zu jeder Prämiſſe gebraucht habe, z. B.: es iſt ſchönes Wetter Ergo bibamus, es iſt ein häßlicher Tag Ergo bibamus. Bei dieſer Stelle meinte Riemer, daß das ja der ungeſuchteſte Refrain zu einem Trinkliede ſei, das ſich darauf dichten laſſen müſſe. Goethe erwiderte „Nun verſuchen Sie es einmal". Riemer tat es. Sein Werk möge, da es nur wenig bekannt ſein dürfte, zur Vergleichung mit Goethes Umdichtung hier folgen. (Gedichte, Jena 1826, Bd. I, S. 307 f.)

Ergo bibamus!

Hört Freunde, ich ſag' Euch, ein treffliches Wort
Heißt Ergo bibamus;
Es hilft Euch ſo keines an jeglichem Ort,
Wie Ergo bibamus:
Denn was Euch behaget und was Euch auch plagt,
Bedenket das Wort nur und thut, was es ſagt,
Das Ergo bibamus.

Hat einer zum Beiſpiel noch Silber und Gold,
Dann Ergo bibamus;
Und iſt es ihm wieder von dannen gerollt,
Drum Ergo bibamus.
Denn ꝛc. ꝛc.

Iſt einem ſein Liebchen, ſein Weibchen ſo hold,
Dann Ergo bibamus;
Doch wenn ſie auch ſchmälet und wenn ſie auch ſchmollt,
Nur: Ergo bibamus.
Denn ꝛc. ꝛc.

Lacht einem das Glück zu mit ſonnigem Schein,
Dann: Ergo bibamus.
Und ſtürmt es ein andermal wider ihn ein,
Dann Ergo bibamus.
Denn ꝛc. ꝛc.

Hier si

Die g

Das her

Es pass

Und sch

Ich hä

Und

Ich na

Und wa

Und wen

So blei

Heut' ſchenket der Wirt von dem Beſten uns ein;
Drum Ergo bibamus;
Ein andermal fehlt es; muß andrer herein,
Dann Ergo bibamus.
Denn ꝛc. ꝛc.

Nun, weil Du uns lehrteſt das treffliche Wort
Das Ergo bibamus,
Und gutes Wort findet auch günſtigen Ort,
Wie Ergo bibamus:
Drum ſingen wir trinkend an Einem fort
Und üben in Thaten das treffliche Wort
Das Ergo bibamus.

Riemer berichtet mit Stolz, daß der Verſuch Goethe gar nicht übel gefallen habe. Der Gewaltige kränkte die Kleinen, die es gut meinten, nicht gerne durch ein tadelndes Wort, das mutlos macht ohne zu fördern. Dennoch aber fühlte er ſich durch das Mißverhältnis zwiſchen dem dankbaren Stoff und der ihm gewordenen Behandlung zur Kritik gedrängt. Dadurch, daß er ſelbſt an die Aufgabe herantrat und Riemers Verſe in eine neue Form umgoß, gab er, wie von der Hellen treffend hervorhebt, ein bezeichnendes Beiſpiel ſeiner „produktiven Kritik". Aber er gab dem Liede durch den Schlußvers zugleich noch eine andere Bedeutung.

Reinhold Steig hat 1895 im Goethejahrbuch darauf aufmerkſam gemacht, daß das Berliner Exemplar, das am 3. April 1810 in Zelters Hände gelangte, die Bezeichnung trägt „Ein Spätling zum 10. März" und er hat nachgewieſen, daß das Lied dazu beſtimmt war von der Liedertafel im geſelligen Kreiſe zum Geburtstage der Königin Luiſe geſungen zu werden.

Ihr Geburtstag iſt es, der die Freude durchs offene Thor führt und durch die zerteilten Wolken leuchtet ihr Bildnis vor. Das Lied hatte bei den Empfängern ſtürmiſchen Anklang gefunden. Zelters köſtlicher Brief an Goethe vom 4. April 1810 (Briefwechſel, Berlin 1833, 1, 396) ſpiegelt dieſe Freude wieder.

„Schon ſeit manchen Wochen iſt mir nicht, wie mir

ſollte. Mag es die ſaugende Märzluft oder ſonſt äußeres Einwirken ſeyn, was mich nicht krank doch wehe und unluſtig machte. Das Eſſen iſt ohne Genuß und das Leben worauf ich ſonſt halte, wird mir faſt ſauer.

So hatte ich geſtern Mittag keinen Wein getrunken, weil ich keinen Reiz darzu ſpürte, und war nach dem Eſſen auf dem Sopha eingeſchlafen. Unterdeſſen hatte mein verſtändiger Briefträger Ihr blaues Couvert auf meine Bruſt gelegt, welches ich, wie mir die Augen aufgingen, freudig erkannte. Ehe ich's erbrach, ließ ich Wein geben, um mich völlig zu ermuntern. Unterdeſſen meine Tochter einſchenkte, erbrach ich das Siegel und rief mit lauter Stimme: ergo bibamus! Das Kind ließ vor Schreck die Flaſche fallen, die ich auffing; da ward ich wieder luſtig und muthig, wozu der Wein, wahrſcheinlich aus Dankbarkeit für ſeine Rettung, das Seinige that.

Ich ließ mir die Feder bringen, um ſogleich das Gedicht in Muſik zu ſetzen und den erſten Eindruck nicht verrinnen zu laſſen. Als ich auf die Uhr ſahe, war es Zeit, in die Singakademie zu gehen, nach deren Endigung die Liedertafel heute beiſammen war. Es waren vierzig Männer an Tafel. Ich las das Gedicht vor, am Ende jeder Strophe riefen alle in unisono, gleichſam im Doppelchor von ſelber: bibamus! Sie ſyllabirten den langen Vokal ſo fürchterlich, daß die Dielen erklangen und die Decke des langen Saals ſich zu heben ſchien. Da war die Melodie wieder da, und Sie erhalten es hier, wie es ſich von ſelber komponirt hat. Wenn es ſo recht iſt habe ich keinen Antheil daran, es gehört alles Ihnen allein."

Zur Feier des Jahres 1810 kam das Lied freilich zu ſpät und die des nächſten Jahres fand die Gefeierte nicht mehr unter den Lebenden. Zur Totenfeier paßte dieſer Sang überſprudelnder Lebensfreude nicht, und ſo iſt die Beziehung auf den Geburtstag der Königin völlig in Vergeſſenheit geraten.

Sie erſcheint ja auch mit dem eigentlichen Inhalt des Liedes nur äußerlich verbunden, und es iſt auffallend, daß Goethe gerade dieſe Umdichtung des Riemerſchen Trinkliedes zur Huldigung für die hohe Frau wählte.

Vielleicht kann unſere Handſchrift, in der wir, wie geſagt, die urſprüngliche Niederſchrift vermuten dürfen, das Rätſel löſen.

Sie trägt oben am Rande rechts den Vermerk 10. M. = 10. März. Alſo das Geburtstagsdatum der Königin.

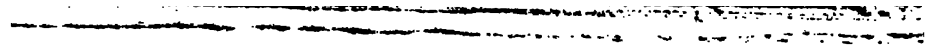
Wir dürfen alſo wohl dieſen Tag als den der Abfaſſung des Gedichts betrachten.

Wenn nun der Dichter beim Schaffen ſich der Bedeutung des Tages bewußt war oder bewußt wurde, ſo ergab ſich die Beziehung leicht und ungezwungen.

O. Heuer.

V.

Jahresbericht.



Jahresbericht

über das Verwaltungsjahr 1901/1902.

Der **Verwaltungs-Ausschuß** befindet sich auch diesmal in der angenehmen Lage über Entwickelung und Tätigkeit des Hochstiftes in dem abgelaufenen Jahre nur Erfreuliches berichten zu können. Wir dürfen dieses als eine Zeit ungestörten, gedeihlichen Fortschreitens bezeichnen.

Alle Zweige der Wirksamkeit des Hochstiftes erfreuten sich einer gleichmäßigen, sorgfältigen Pflege, und auf einzelnen Gebieten wurden zeitgemäße Neuorganisationen durchgeführt, durch welche die Leitung des Hochstifts den Wünschen seiner Mitglieder zu entsprechen hoffen darf.

Die Lehrtätigkeit des Winters hat ihre Aufgabe in erfolgreicher Weise erfüllt, die wissenschaftliche Arbeit in den Fachabteilungen nahm ihren regelmäßigen Fortgang, die Sammlungen erfuhren durch Geschenke und Ankäufe reiche Vermehrung, die Finanzlage ist, bei strengster Ordnung und Sparsamkeit, nach wie vor eine geregelte; das Budget balanziert mit M. 61 000.— Die eingehende Darstellung des innerhalb dieser einzelnen Gebiete Erwähnenswerten findet sich unten im Berichte des Akademischen Gesamtausschusses, wie in dem über Goethehaus, Museum und Bibliothek. Die Einnahmen und ihre Verwendung sind aus dem vom Pflegamt ausgearbeiteten und den stimmberechtigten Mitgliedern vor der Hauptversammlung zugesendeten Haushaltsplane ersichtlich.

Die ordentliche Hauptversammlung fand am 30. November, 1901 Abends 8¼ Uhr im Saale des Dr. Hochschen Konservatoriums statt und war von 73 Mitgliedern besucht. Den Vorsitz führte der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses Herr Justizrat Dr. E. Benkard.

Die Versammlung nahm von dem in Heft 3/4 der „Berichte" 1901 gedruckt vorliegenden Berichte des Akademischen Gesamtausschusses über die Tätigkeit der akademischen Abteilung während des Jahres 1900/01, wie von dem — ebenfalls gedruckt vorliegenden — vom Akademischen Gesamtausschuß entworfenen und vom Verwaltungs-Ausschuß genehmigten Lehrplane für 1901/02 Kenntnis, dessen Kosten bereits von der vorjährigen Hauptversammlung bewilligt waren.

Im Anschluß daran wurden für die Lehrgänge des Winters 1902/03 wiederum 6400 M. bewilligt.

Sodann gelangte der Rechenschaftsbericht des Pflegamtes über die Rechnungsführung des verflossenen Geschäftsjahres nebst Vermögensnachweisung zum Vortrag, ebenso der Bericht der mit der Prüfung der Jahresrechnung betrauten Revisoren. Auf Grund dieser Berichte wurde der Rechnungsführung die Entlastung erteilt.

Hierauf wurde zur Beratung des vom Verwaltungs-Ausschusse vorgelegten Voranschlages der Einnahmen und Ausgaben für 1902/03 geschritten. Derselbe wurde genehmigt.

Die satzungsgemäß vorzunehmenden Wahlen vollzogen sich in folgender Weise:

1. Verwaltungs-Ausschuß:

a) Ordentliche Mitglieder:

Wilhelm Boehm, Oberlandesgerichtsrat;
Ignaz Creizenach, Privatmann;
Viktor Moessinger, Privatmann;
Dr. Rudolf de Neufville, Chemiker;
Carl von Portatius, Major a. D.;
Georg Seitz, Finanzrat.

b) Ersatzmitglieder:

Dr. Alexander Berg, Rechtsanwalt;
Wilhelm Ebeling, Kanzleidirektor a. D.;
Franz von Forckenbeck, Landgerichtsrat;
Dr. Rudolf Jung, Stadtarchivar;
Emil Padjera, Rentner;
Karl Rumpf, Bildhauer.

2. Pflegamt:

a) Ordentliche Mitglieder:

Ludwig Hefermehl, Lehrer;
Selmar Wiener, Kaufmann.

b) Erſatzmitglieder:

Dr. Dietrich Cunze, Fabrikbeſitzer;
Andre Neander, Kaufmann;
Friedrich Roemmich, Kaufmann.

Zu Reviſoren wurden gewählt:

Max Keller, Kaufmann;
Anton Kirchner, Kaufmann

und als Stellvertreter:

Paul Schnetter, Privatmann.

Die Einführung der neugewählten Mitglieder fand in der Sitzung des Verwaltungs-Ausſchuſſes vom 8. Dezember 1901 ſtatt, in der die Wahl zum Vorſitzenden auf Herrn Juſtizrat Dr. Emil Benkard und die zum ſtellvertretenden Vorſitzenden auf Herrn Erſten Staatsanwalt Gottfried von Reden fiel.

Im weiteren Verlaufe der Berichtsepoche konnte ſich die Tätigkeit des Verwaltungsausſchuſſes im weſentlichen auf die ſatzungsgemäße Oberleitung und Beaufſichtigung des Geſchäftsganges beſchränken, da keine außerordentlichen Aufgaben an das Hochſtift herantraten.

Auf Einladung des Germaniſchen Muſeums entſandte das Hochſtift Herrn Profeſſor Dr. O. Heuer und Herrn Stadtarchivar Dr. R. Jung als Vertreter zu der 50jährigen Jubelfeier des Muſeums nach Nürnberg. Die freundlichen Beziehungen, welche die beiden im gleichen Jahrzehnt und in dem gleichen nationalen Gedanken gegründeten Inſtitute von jeher verbinden, kamen ſo auch bei dieſer bedeutungsvollen Feier zum Ausdruck.

Die im Vorjahre auf Antrag des Akademiſchen Geſamtausſchuſſes beſchloſſene Umgeſtaltung der heftweiſe ausgegebenen „Berichte“ in ein gebunden erſcheinendes Jahrbuch wurde durchgeführt, und die Verwaltung hofft damit den Mitgliedern, insbeſondere den auswärtigen, die an dem

sonst vom Hochstift Gebotenen geringeren Anteil nehmen können, eine willkommene Gabe zu bringen.

Der Besuch aller Hochstiftsveranstaltungen war ein sehr befriedigender zu nennen. Bei den Lehrgängen machte sich im Anfang wieder, wie alljährlich ein starker Zudrang geltend, so daß der Saal des Dr. Hochschen Konservatoriums mit seinen 450 Plätzen die Hörer kaum zu fassen vermochte, während in der zweiten Hälfte des Winters die Sitzplätze völlig ausreichten. Nur für den Vortragszyklus des Herrn Professor Dr. Erich Schmidt über „Goethes Faust" sah sich die Verwaltung veranlaßt den großen Saal des Saalbaues, den größten unserer Stadt, zu wählen, da die Hörerschaft die Zahl von 2000 erreichte. Auch in Zukunft wird sich die Notwendigkeit ergeben, bei Vorträgen, die ein allgemeines Interesse voraussehen lassen, zu einem größeren Auditorium zu greifen, um dadurch auch dem lernbegierigen Publikum über den Kreis unserer Mitglieder hinaus die Teilnahme zu ermöglichen.

Zu einer durchgreifenden Änderung der Besuchsordnung hat der Verwaltungsausschuß sich noch nicht entschließen mögen, obwohl nicht zu verkennen ist, daß die althergebrachte Einrichtung, die jedem Mitglied den Besuch sämtlicher Vorlesungen, soweit der Raum es gestattet, ohne weitere Regelung dieses Besuchs freistellt, nur noch schwer durchführbar ist.

Da das Hochstift in Frankfurt mehr als 1300 Mitglieder zählt, und deren Angehörige in der Zahl von etwa 400 Hörern noch dazu kommen, so geschieht es bisweilen, daß eine größere Anzahl von Besuchern am Vortragsabend sich einfindet, als der Saal zu fassen vermag, und daß ein Teil unverrichteter Sache nach Hause gehen muß. Das erzeugt unter den Zurückgewiesenen begreifliche Mißstimmung, um somehr, da man sich in einem wohlerworbenen Rechte beeinträchtigt glaubt. Auch die Beschaffung eines etwa um die Hälfte größeren Saales würde bei der die Zahl der Plätze auch dann noch weit übersteigenden Zahl der Berechtigten keine dauernde Abhilfe schaffen. Zur Zeit ist ein solcher Saal auch nicht vorhanden. Die Verwendung eines ganz großen Saales, dessen Plätze nach tausenden zählen, hat in der Höhe der Kosten und auch in den Stimmmitteln der Redner ihre natürliche Grenze. Eine bessere Regelung des Besuches würde sich voraussichtlich nur

durch die Beſtimmung erreichen laſſen, daß für jeden einzelnen Lehrgang vorher Eintrittskarten gelöſt werden müßten, die nur in der Zahl der vorhandenen Plätze, numeriert, auszugeben wären.

Der Beſuch des Goethehauſes und -Muſeums war ebenfalls ein ſehr reger. Die Beſuchsziffer des Vorjahres wurde wiederum erheblich überſchritten. Von dem vielfach gewährten freien Eintritt wurde von Schulen, Vereinen, hier tagenden Verſammlungen, Ferienkurſen u. ſ. w. in weitem Umfange Gebrauch gemacht.

Eine Anregung des Bezirksvereins Alt-Frankfurt veranlaßte den Verwaltungsausſchuß am erſten Mittwoch jedes Wintermonats den Eintrittspreis um die Hälfte zu ermäßigen. Und es gereicht uns zu großer Freude mitteilen zu können, daß gerade aus den weniger bemittelten Kreiſen der Bürgerſchaft Beſucher in überaus großer Zahl ſich einfanden. Dieſer, die gehegten Erwartungen weit übertreffende Erfolg zeigt, daß das Dichterhaus und ſeine Erinnerungen der Frankfurter Bevölkerung in allen ihren Schichten ein werter Beſitz geworden iſt.

Als Mitglieder wurden im Laufe des Jahres aufgenommen:

(Beitrag, wenn nicht beſonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.— Mehrbeträge werden dankend beſonders verzeichnet.)

1. Frau Dr. med. Apolant.
2. Paul Arndt, Dr., Dozent a. d. Akademie für Sozial- und Handelswiſſenſchaften.
3. Karl Auffarth, Buchhändler.
4. Karl Bacher, Kaufmann.
5. Frau Adolf Beer Wwe., Rentiere.
6. Frau Mina Beer Wwe.
7. Ulrich Behn, Dr., Dozent am Phyſikaliſchen Verein.
8. James Belmonte, Numismatiker.
9. Frau Clara Bermann Wwe.
10. Heinrich Bernhard, Oberlehrer.
11. Ewald Bruhn, Dr. phil., Oberlehrer.
12. Frau Wilhelm Cahn Wwe.

13. Jean Paul Coulon, Student.
14. Francis J. Curtis, Dr., Prof. a. d. Akademie.
15. Chriſtian Demuth, Bankbeamter.
16. Emil Doctor, Verlagsbuchhändler.
17. Jacob Ebelsbacher, Kaufmann.
18. Philipp Emmerich, Kaufmann.
19. Carl Feibuſch, Dr., Zahnarzt.
20. Frau Mathilde Feldheim (Mk. 10.—).
21. Frau Emma Flauaus.
22. Fräulein Lolo Fiſcher.
23. Ludwig Fiſcher, Kaufmann.
24. Robert Flersheim, Kaufmann (Mk. 20.—).
25. Franz von Forckenbeck, Landgerichtsrat.
26. Emil Geußenhainer, Oberlehrer.
27. Carl Gillhauſen, Kaufmann (Mk. 10.—).
28. Frau Emilie Goldſchmidt-Bacher, Privatiere.
29. Friedrich Greiß, Architekt.
30. Alfred Gudemann, Dr. phil., Univerſitäts-Profeſſor.
31. Louis Hamburger, Kaufmann.
32. Hugo Hartmann, Dr. phil., Chemiker, Griesheim a. M.
33. Emil Hehner, Oberlehrer.
34. Adalbert Hengsberger, Dr. jur., Stadtrat.
35. Frau Lina Heſſenberg, Dr.s Ww.
36. Leo Hochſchild, Kaufmann.
37. Sal. Hochſchild, Kaufmann.
38. Auguſt Höfer, Dr. phil., Oberlehrer.
39. Jakob Horovitz, Dr. phil.
40. Auguſt Huck, Privatier.
41. Julius Jung, Dr. jur., Rechtsanwalt.
42. Frau Marie Knabenſchuh Wwe.
43. Robert Koch, Hofjuwelier.
44. Frau Robert Koch.
45. Julius Herm. Köhler, Kaufmann.
46. Heinrich Kuentzle, Dr. phil., Gymnaſiallehrer.
47. Frau Max M. Kulp.
48. Frau Emma Kyritz, Privatiere.
49. Frau Helene Labes, Kreisrichters Wwe.
50. Frau Wilhelm Levy-Katten.
51. Arthur Liebrecht, Dr., Chemiker.

52. Henry J. Lorch, Kaufmann.
53. Friedrich Maier, Kaiserl. Ober-Postdirektor.
54. Wilhelm Mann, Dr., Oberlehrer.
55. Fräulein Johanna Melber.
56. Carl Menzen, Dr. jur., Gerichtsrat.
57. Moritz von Metzler, Bankier.
58. Gotthold Meyer, Redakteur.
59. Frau Selma Meyer.
60. Hermann Moldenhauer, Ober-Steuer-Kontroleur.
61. Heinrich Morf, Dr. phil., Professor, Rektor der Akademie (Mk. 10.—).
62. Frau Mathilde Münster Wwe.
63. Alfred Mumm von Schwarzenstein, Bankier.
64. Frau Elise Naumann Wwe. (Mk. 12.—).
65. L. Pohle, Dr., Professor, Dozent a. d. Akademie.
66. Hermann Raschen, Betriebs-Ingenieur, Griesheim a. M.
67. Fräulein Mina Reichel.
68. Georg Reutlinger, Kandidat des höheren Schulamts.
69. Frau Louise de Ridder.
70. Frau Ida Rumbler.
71. Carl Ruthe, emer. Direktor der Frankfurter Lebens-Versicherungs-Gesellschaft (Mk. 10.—).
72. Hugo Schlesinger, Kaufmann (Mk. 10.—).
73. Frau Adolf Schloß Wwe.
74. Georg Schlosser, Verlagsbuchhändler.
75. J. Schmidt, Dr. med., prakt. Arzt.
76. Frau Geh. Rat Max Schultze, Griesheim a. M.
77. Hermann S. Schultze, Dr. phil. Chemiker, Griesheim a. M.
78. Arthur Schwarz, Kaufmann.
79. Jean Wilhelm Schwarz, Lehrer.
80. Albert Siecke, Dr. phil., Oberlehrer.
81. Ernst Simon, Kaufmann.
82. Fräulein Paula Simon, Offenbach a. M.
83. Eduard Simon-Wolfskehl, Kaufmann.
84. Franz Friedrich Sigismund Sommer, Staatsanwalt.
85. Johann Georg Sprengel, Dr., Oberlehrer.
86. Josef Stein, Kaufmann.
87. Friedrich Strauß, Dr. med., prakt. Arzt.
88. Isaac Strauß, Kreisrabbiner a. D.

89. Heinrich Tenter, Oberlehrer.
90. Wilhelm Troſt, Oberlehrer.
91. Ferdinand Trusheim, Lehrer.
92. Wilhelm Vilmar, Dr. phil., Gymnaſiallehrer.
93. Karl Weber, Dr. jur., Amtsrichter.
94. Th. Weil, Dr., Elektro-Ingenieur.
95. Fräulein Bertha Wolf, Lehrerin.
96. Sigm. H. Wormſer, Direktor der Deutſchen Vereinsbank.
97. Rich. Wrede, Dr. jur., Leiter der Journaliſten-Hochſchule, Berlin.
98. Lothar Zechlin, Militär-Oberpfarrer.

23 Mitglieder wurden uns durch den Tod entriſſen.

Unter ihnen betrauern wir, neben manchen um Wiſſenſchaft und Kunſt verdienten Männern, auch ein Mitglied unſeres Verwaltungsausſchuſſes, Herrn Ober-Realſchuldirektor a. D. Geh. Reg.-Rat Profeſſor Dr. M. Simon. Der Verewigte hat in langjähriger reger Anteilnahme an der Tätigkeit des Ausſchuſſes, wie des geſamten Hochſtifts, durch die Eigenſchaften ſeines Geiſtes wie ſeines Charakters ſich allgemeine Liebe und Verehrung erworben. Ein treues Gedenken wird dem in der Ferne Dahingeſchiedenen in der Heimat bewahrt werden.

Der **Akademiſche Geſamtausſchuß** hat über die Tätigkeit der Akademiſchen Abteilung folgendes zu berichten.

Wie bisher gliederte ſich die allgemein wiſſenſchaftliche Wirkſamkeit des Hochſtiftes in die innerhalb der Fachabteilungen ſich abſpielende und die in den Lehrgängen und Vorträgen zu Tage tretende.

In dem an Stelle der früheren „Berichte“ erſcheinenden „Jahrbuche“ werden von nun an beide Seiten gleichmäßige Berückſichtigung finden. (Vgl. das Vorwort dieſes Jahrgangs.)

Zu Vorſitzenden der einzelnen Fachabteilungen, und damit zu Mitgliedern des Akademiſchen Geſamtausſchuſſes wurden gewählt:

Alte Sprachen: Geh. Reg.-Rat Dr. K. Reinhardt, Oberlehrer Dr. W. Knoegel.

Neuere Sprachen: Oberlehrer H. Müller, Oberlehrer Dr. M. Banner.

Geschichte: Oberlehrer Dr. K. Schwemer, Direktor Dr. O. Liermann.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: Professor O. Donner-von Richter, Buchhändler M. Sondheim.

Mathematik und Naturwissenschaften: Prof. Dr. O. Rausenberger, Oberlehrer Dr. H. Dobriner.

Deutsche Sprache und Literatur: Direktor Dr. K. Rehorn, Dr. K. Hering.

Jurisprudenz: Rechtsanwalt Dr. P. Neumann, Oberlandesgerichtsrat O. Creizenach.

Volkswirtschaft: Dr. G. Schnapper-Arndt, Fabrikant J. H. Epstein.

Zum Vorsitzenden des Akademischen Gesamtausschusses wurde Herr Geh. Reg.-Rat Direktor Dr. K. Reinhardt und zum stellvertretenden Vorsitzenden Herr Rechtsanwalt Dr. P. Neumann gewählt.

Als Mitglieder wurden während des Jahres in die Akademische Abteilung aufgenommen und zwar in die folgenden Fachabteilungen:

Dozent der Akademie Dr. P. Arndt: Volkswirtschaft.

Oberlehrer H. Becker: Neuere Sprachen.

Oberlehrer Dr. E. Bruhns: Alte Sprachen, Deutsche Litteratur.

Oberlehrer F. Fried: Alte Sprachen, Deutsche Litteratur.

Oberlehrer H. Goez: Geschichte, Kunst, Deutsche Litteratur.

Prof. Dr. A. Gudemann: Deutsche Litteratur, Alte Sprachen, Neuere Sprachen.

Gymnasiallehrer Dr. H. Küentzle: Alte Sprachen, Neuere Sprachen, Geschichte, Kunst, Deutsche Litteratur.

Oberlehrer Dr. H. Merian-Genast: Deutsche Litteratur.

Obersteuerkontrolleur H. Moldenhauer: Volkswirtschaft.

Professor Dr. L. Pohle: Volkswirtschaft.

Oberlehrer W. Trost: Neuere Sprachen.

Gymnasiallehrer Dr. W. Vilmar: Alte Sprachen, Deutsche Litteratur.

Ingenieur Dr. Th. Weil: Volkswirtschaft.

Aus den Sitzungen der einzelnen Abteilungen ist mitzuteilen:

Alte Sprachen.

Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 13. November 1901 Herr Oberlehrer Dr. F. Boelte:
„Über homerische Waffen."

Am 8. Januar 1902 Herr Prof. Dr. A. Riese:
„Über Terra sigillata-Gefäße aus Rom."

Am 12. Februar 1902 Herr Oberlehrer Dr. J. Schönemann:
„Über Vergil und Cornelius Gallus nach Skutsch: Aus Vergils Frühzeit."

In der Sitzung vom 8. Januar 1902 wurde auf Anregung von Herrn Geh. Rat Reinhardt der Beschluß gefaßt, in regelmäßigen Zusammenkünften, die neben den wissenschaftlichen Vorträgen in der Sektion hergehen sollen, das Wilamowitzsche griechische Lesebuch durchzuarbeiten.

Es wurde ins Auge gefaßt, daß für jede Sitzung einer der Teilnehmer das Referat übernehme; gefordert wurde dabei von ihm nur die Vorübersetzung des betreffenden Abschnitts. In gemeinsamer Besprechung wurde dann festgestellt:

1. Was läßt sich aus dem betreffenden Abschnitt für die Erkenntnis des Altertums gewinnen.
2. Wie läßt sich der gebotene Stoff mit den anderen Unterrichtszweigen (Geschichte, Deutsch, Naturwissenschaft, Mathematik, französische, englische Literatur) in Verbindung setzen?

Dann wurde die methodische Behandlung erörtert und bestimmt, welcher Klassenstufe die verschiedenen Stücke zuzuweisen sind. Man suchte sich darüber klar zu werden, welche Abschnitte des Lesebuchs eine mehr kursorische Lektüre vertragen, und welche eine eingehende Interpretation verlangen, um wirksam zu werden, und ferner, welche Abschnitte der Privatlektüre einzelner Schüler zu überlassen sind, die sich für das spezielle Gebiet interessieren.

Die Hoffnung hat sich erfüllt, daß sich an diesen Besprechungen nicht nur die klassischen Philologen beteiligen, sondern auch Vertreter anderer Fächer, ohne deren Mitwirkung

die Beziehungen der gebotenen Stoffe zu den verſchiedenen Seiten des Lebens nicht auszuſchöpfen ſind.

Es fanden folgende Sitzungen ſtatt:

Am 31. Januar und 14. Februar 1902, Referent Herr Oberlehrer Dr. E. Bruhn:

„Der Abſchnitt aus Mark Aurel."

Am 28. Februar 1902, Referent Herr Prof. Dr. A. Gudemann:

„Plutarchs Caeſar."

Am 14. März 1902, Herr Oberlehrer Dr. F. Boelte:

„Der Abſchnitt aus Dionyſius Thrax.

Am 25. April und 16. Mai 1902, Herr Oberlehrer Dr. H. Drüner:

„Polybius' Kreislauf der Verfaſſungen und Staatsverfaſſung der Römer."

Neuere Sprachen.

Die Sitzungen am 15. November 1901 und am 29. Januar und 30. April 1902 waren zum Teil gemeinſchaftlichen Beſprechungen von Fachangelegenheiten gewidmet.

Am 29. Januar 1902 ſprach Herr Oberlehrer Dr. R. Pappritz über:

„Victor Hugo."

Am 30. April hielt Herr Oberlehrer Dr. P. Wohlfeil einen Vortrag über:

„Haeußer, Lebendige Grammatik. Eine Schulmethode für die lebenden Sprachen."

Geſchichte.

Die Sitzungen vom 11. Dezember 1901, 9. Mai und 26. Juni 1902 wurden der Beſprechung fachwiſſenſchaftlicher Angelegenheiten gewidmet; außerdem ſprachen in den Sitzungen vom 3. Februar und 29. Mai 1902

Herr Oberlehrer Dr. R. Schwemer über:

„Bismarcks Gedanken und Erinnerungen."

Herr Dr. L. Fraenkel aus Aſchaffenburg über:

„W. Wyl, ein deutſcher Weltfahrer und Publiziſt."

Deutsche Sprache und Literatur.

In der Sitzung vom 11. Dezember 1901 sprach Herr Prof. Dr. O. Heuer über:

„Goethe und die „Hofdame"."

Bildkunst und Kunstwissenschaft.

Am 20. Januar 1902 hielt Herr Professor O. Donner-von Richter einen Vortrag über:

„Die sogenannte Muse von Cortona."

Am 23. April 1902 sprach Herr M. Sondheim über:

„Sandro Botticelli und der Florentiner Dante von 1481."

Mathematik und Naturwissenschaften.

In dieser Abteilung wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 12. November 1901, Herr Prof. Dr. O. Rausenberger über:

„Die Theorie der Kraftlinien im Schulunterricht."

Am 10. Dezember 1901, Herr Prof. Dr. M. Flesch über:

„Physiologische Folgerungen aus mikrochemischen Untersuchungen."

Am 24. April 1902, Herr Oberlehrer Dr. H. Dobriner über:

„Die Lehre von der Flächengleichheit und den Proportionen nach David Hilberts Grundlagen der Geometrie."

Volkswirtschaft.

Am 21. November 1901 hielt Herr Dr. G. Schnapper-Arndt einen Vortrag über die von ihm besuchte letzte Session des Internationalen Statistischen Instituts zu Budapest.

Am 19. Februar 1902 hielt Herr Stadtrat Dr. Carl Flesch einen Vortrag über:

„Volksvorlesungen und verwandte Bestrebungen, volkswirtschaftlich betrachtet."

Am 5. März 1902 sprach Herr Dr. P. Arndt über:

„Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz."

Am 16. April 1902 sprach Herr M. A. Loeb über:

„Der Fortschritt des Bodenreform-Gedankens in der Gegenwart."

Jurisprudenz.

Von den beiden Sitzungen am 2. Dezember 1901 und 13. Januar 1902 wurde die erste durch fachwissenschaftliche Besprechungen ausgefüllt, in der zweiten hielt Herr Rechtsanwalt Dr. P. Neumann einen Vortrag über:

„Das Vermögen der Handelsfrau im Konkurs."

Das in erster Linie den Bedürfnissen der Akademischen Abteilung dienende, allen Mitgliedern geöffnete **Lesezimmer** bietet den Lesern im ganzen 145 wissenschaftliche Zeitschriften, davon aus dem Gebiete der Bibliographie 11, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 22, der Philosophie und Pädagogik 5, der Literaturgeschichte 10, der Sprachwissenschaft 13, der Kunstwissenschaft und Archäologie 11, der Mathematik und Naturwissenschaft 12, der Geographie 3, der Heilkunde 1, der Jurisprudenz 10, der Volkswirtschaft 13, der Technik 4. Dazu kommen Rundschauen 11, Unterhaltungsblätter 4, Verschiedenes 14. Die Vermehrung der kleinen Handbibliothek wird fortwährend im Auge behalten.

Mit der Tätigkeit der Fachabteilungen stehen die **Lehrgänge** in engster Verbindung, da die ersten Vorschläge zur Wahl der Dozenten und der Themen aus den Beratungen der einzelnen Abteilungen hervorgehen.

Sie wurden in der altbewährten Weise — acht Lehrgänge zu je fünf Vorträgen — auch im verflossenen Winter abgehalten, und zwar in nachstehender Reihenfolge:

1. Herr Stadtarchivar Dr. Rudolf Jung in Frankfurt a. M.:
   „Die Stadt Frankfurt a. M. zur Zeit der Revolutions- und Befreiungskriege 1792—1816."
2. Herr Professor Dr. Theobald Ziegler aus Straßburg:
   „Schopenhauer und Nietzsche."
3. Herr Dr. med. Emil Hübner in Frankfurt a. M.:
   „Körper und Seele des Kindes."
4. Herr Professor Dr. Friedrich von Duhn aus Heidelberg:
   „Altes und Neues aus Griechenland."
5. Herr Professor Dr. Ernst Tröltsch aus Heidelberg:
   „Religionswissenschaft und Theologie des 19. Jahrhunderts."

6. Herr Professor Dr. Eduard Schwartz aus Straßburg:
„Charakterköpfe aus der antiken Literaturgeschichte."
7. Herr Professor Dr. Stephan Bauer aus Basel:
„Die Arbeiterfragen der modernen Weltwirtschaft."
8. Herr Professor Dr. Erich Schmidt aus Berlin:
„Goethes Faust."

Den Herren Dozenten, die mit hingebendem Eifer und glücklichstem Gelingen sich ihrer Aufgabe unterzogen und unseren Mitgliedern reichste Anregung und Belehrung boten, sei auch an dieser Stelle der aufrichtige Dank des Hochstiftes ausgesprochen.

An Goethes und Schillers Geburtstagen wurden die üblichen akademischen Festfeiern an dem dem Geburtstage zunächst liegenden Sonntagvormittage begangen, zu denen in diesem Jahre noch ein Festakt zu Klingers 150jähriger Geburtsfeier kam.

Die Festvorträge hatten übernommen:

Am 10. November 1901 Herr Professor Dr. Heinrich Bulthaupt aus Bremen:
„Schiller als Dramatiker."

Am 17. Februar 1902 Herr Professor Dr. Otto Heuer in Frankfurt a. M.:
„Friedrich Maximilian Klinger."

Am 27. August 1902 Herr Dr. Eduard von der Hellen aus Stuttgart:
„Goethes Lyrik."

Ferner wurden unsern Mitgliedern noch die folgenden Einzelvorträge geboten:

Am 11. Dezember 1901 Herr Professor Dr. Kuno Francke aus Cambridge, Nordamerika, über:
„Das germanische Museum der Harvard-Universität und das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika."

Dieser Vortrag wurde in Gemeinschaft mit dem Vereine für Erhaltung des Deutschtums im Auslande veranstaltet.

Am 11. März 1902 Herr Lektor Albert Goetschy aus Gießen:
„Victor Hugos Lyrik" (in französischer Sprache).

Am 16. April 1902 Herr Architekt Dr. Emil Hülsen in Frankfurt a. M.:

„Deutsche Ausgrabungen in Milet."

Herr Dr. Hülsen, der an den Ausgrabungen im Winter tätig gewesen war, hielt den Vortrag zugleich für die Mitglieder des Architekten- und Ingenieur-Vereins und des Vereins für Geschichte und Altertumskunde.

Außer den Herren Vortragenden sind wir auch dem Sängerchor des Lehrervereins zu Danke verpflichtet, der die Goethefeier mit weihevollen Liedervorträgen verschönte.

Durch tätige Mitwirkung von Mitgliedern der Akademischen Abteilung, wie durch den alljährlichen Kostenbeitrag von M. 500 wurden die Volksvorlesungen, die ihre Aufgabe hier in Frankfurt fortdauernd mit bestem Erfolge erfüllen, auch in dieser Berichtsperiode unterstützt.

Ferner förderte das Hochstift ein verdienstvolles vaterstädtisches Unternehmen, die Herausgabe der Baudenkmäler in Frankfurt a. M. durch einen Beitrag von M. 800.—

Goethehaus, Goethemuseum und -Bibliothek.

Neben der allgemein wissenschaftlichen Forschungs- und Lehrtätigkeit hat das Hochstift aber auch noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen, die ihm als Besitzer von Goethes Vaterhause erwächst. Die Ausgestaltung dieser geweihten Stätte in allen ihren Einzelheiten zu dem getreuen Bilde dessen, was sie zu Goethes Jugendzeit war, die Sammlung und Aufstellung der Erinnerungen an ihn und die Seinen, insbesondere in seinen Beziehungen zur Heimat, endlich die Vereinigung der literarischen Denkmale unserer klassischen Literaturperiode, die sein Genius schuf und beherrscht, in der Bibliothek, und ihre Nutzbarmachung für die Forschung und für die Ausbreitung Goetheschen Geistes, das ist eine schöne und umfassende Arbeit, in die eine Goethehaus- und eine Bibliothekskommission sich mit den wissenschaftlichen Beamten des Hochstifts teilt.

Das **Goethehaus** ist in seiner Einrichtung der Vollendung nahe. Nachdem in diesem Jahre die Ausstattung des Familienzimmers, an das so viele durch Dichtung und Wahrheit bekannte Erinnerungen sich knüpfen, mit dem runden Tisch

der Frau Rat, ihrem Klöppelkissen vor dem Märchensessel, dem Großvaterstuhl des Hausherrn, den Schützschen Stichen an den Wänden beendet ist, dürfen wir hoffen in diesem Winter die Herstellung des Musikzimmers vornehmen und damit einen interessanten Raum des Hauses den Besuchern zugänglich machen zu können.

An der Vervollständigung der Bibliothek und der Sammlungen des Herrn Rat wird unausgesetzt gearbeitet. Das Gemäldekabinet hat durch ein meisterhaft ausgeführtes Interieur von Justus Junkers Hand wiederum eine Vermehrung erfahren.

Die Sammlung von Bildnissen hervorragender Persönlichkeiten der alten Reichsstadt, von der Goethe berichtet, ist in zahlreichen Kupferstichen zu einer gewissen Vollständigkeit gediehen. Mancherlei kleine Geschenke kamen besonders der Küche der Frau Rat zu gute.

Für den baulichen Bestand des alten, ehrwürdigen Hauses wird fortwährende, treueste Sorge getragen, in diesem Jahre wurde die Dachbedeckung einer fast vollständigen Erneuerung unterzogen, und die Haustür von den im Laufe der Zeit aufgetragenen Farbenschichten befreit und nach sorgfältiger Ausbesserung wieder mit dem Firnisüberzug, den die alten Rechnungen des Herrn Rat nachweisen, versehen.

Wir wollen hier nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß der binnen kurzem erscheinende fünfte Band der „Baudenkmäler in Frankfurt a. M." eine ausführliche und mancherlei neue Forschungsergebnisse enthaltende Baugeschichte des Goethehauses von Stadtarchivar Dr. Jung und Architekt Dr. Hülsen bringen wird.

Das **Goethemuseum** hat in den wenigen Jahren seines Bestehens an interessantem Inhalt so rasch gewonnen, daß es die Fülle kaum noch zu fassen vermag. Die Frage der Vergrößerung wird immer ernstlicher erwogen werden müssen.

In diesem Jahre wurden in ihm bei zwei Gelegenheiten Sonderausstellungen veranstaltet.

Der vom Hochstift durch einen Festakt begangene 150. Geburtstag Friedrich Maximilian Klingers, gab Veranlassung zu einer Klingerausstellung, die Bilder, Handschriften und

Werke des Dichters zur Anschauung brachte. Der Großneffe und Biograph Klingers, Herr Dr. Max Rieger in Darmstadt, unterstützte das Hochstift bei diesem Unternehmen in liebenswürdigster und umfassendster Weise. Er vertraute uns einen sorgfältig gehüteten Schatz an, Klingers Jugendbildnis von Goethe gezeichnet, ferner das durch Nachbildungen bekannte spätere Porträt in russischer Uniform nebst zahlreichen Briefen und Druckwerken. Außerdem sind wir für freundliche Darleihung von Autographen und Druckwerken zu Dank verpflichtet: dem Stadtarchiv zu Frankfurt a. M., der Kgl. Bibliothek zu Berlin, der Großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt und Frau Sophie Soemmerring, hier.

Dazu kamen die Bestände unserer eigenen Bibliothek, und es gelang so eine vollständige Reihe seiner Werke, darunter seiner so seltenen Jugendschriften, in den ersten Ausgaben zusammenzustellen.

Handschriftliches war aus den verschiedenen Lebensepochen Klingers von der Frankfurter Gymnasialzeit und den Gießener Studentenjahren an bis in sein Alter vertreten. Hatte diese Ausstellung hauptsächlich für den Kenner ihren Reiz, so übte die zweite, die gelegentlich der Faustvorträge des Herrn Professors Erich Schmidt, veranstaltete Faustausstellung auf weite Kreise des Publikums ihre Anziehungskraft.

Sie war nicht in der Ausdehnung der Faustausstellung von 1893 geplant und berücksichtigte, im Anschluß an die Vorträge, zu deren Illustrierung sie dienen sollte, vorzugsweise Goethes Dichtung. Diese veranschaulichte sie in allen bemerkenswerten Ausgaben und Übersetzungen, vor allem aber in den durch sie hervorgerufenen Bildwerken der verschiedenen Zeiten und Nationen.

Das Material der Ausstellung konnte vollständig unserer eigenen Faustsammlung entnommen werden. Von auswärts haben wir nur eine, allerdings hochbedeutende Ergänzung zu verzeichnen. Herr Professor Engelbert Seibertz, der hochbetagte Schöpfer der ersten illustrierten Faustausgabe großen Stiles stellte 60 kleine Ölgemälde zu Goethes Werk, die kurz nach den Illustrationen der Ausgabe entstanden sind, zum Zwecke der Ausstellung zur Verfügung.

Nach Schluß dieser Sonderausstellung wurde der gewöhn-

liche Inhalt des Muſeums, der nun wieder in ſeine Rechte trat, einer völligen Neuordnung unterzogen. Manches Stück wurde durch ein beſſeres erſetzt, wertloſeres ausgeſchieden und vielfach Neugewonnenes eingereiht, ſoweit der verfügbare knappe Raum das zuließ.

Der innere Ausbau des zur Schau geſtellten iſt faſt in jeder Gruppe durch wertvolle Ergänzungen weiter gediehen. Neben den Ankäufen, von denen wir nur Goethes Originalhandſchrift des „Flieh Täubchen, flieh“ nebſt verſchiedenen ſeiner Briefe, ferner den älteſten bekannten Brief Klingers vom Sommer 1774, einen Brief Lottens mit Erwähnung Goethes, einen gleichen von Chriſtiane von Goethe anführen wollen, trugen dazu auch die uns zugegangenen Geſchenke wiederum in erfreulichſter Weiſe bei. Herr Major von Portatius ſtiftete einen Abguß der vom Bildhauer Petri modellierten Büſte Clemens Brentanos, Herr Architekt Karl Keim eine kleine Büſte Ludwigs Schwanthalers, des Schöpfers des Frankfurter Goethedenkmals.

Frau Profeſſor Bluntſchli in Zürich ſchenkte eine Reihe Aktenſtücke und Familienurkunden aus dem Goethekreiſe des alten Frankfurts. Darunter befinden ſich mehrere Heiratsvollmachten mit den eigenhändigen Unterſchriften der Brautleute und der Eltern. Neben ſolchen eines Bruders und einer Schweſter der Frau Rat iſt beſonders die für die Vermählung Eliſabeth Schönemanns mit Bernhard Friedrich von Türckheim vom 5. Auguſt 1778 von Intereſſe, da von der jugendlichen Lili ſonſt keine Handſchrift bekannt iſt. Sie bildet eine willkommene Ergänzung zu den ſchönen Briefen Liſes von Türkheim aus den ſpäteren Jahren, die unſerm Archiv im Vorjahre aus dem Jügelſchen Nachlaſſe zu teil wurden.

Für die Nummern der Frankfurter Ober-Poſtamtszeitung vom 1. Oktober 1774 und des Journals Anhang vom gleichen Datum, die über Klopſtocks Aufenthalt im Goethehauſe berichten, ſind wir Herrn W. Stauffer, für die Nachbildungen zweier intereſſanter Stammbuchblätter Goethes und Klingers aus dem Jahre 1774 Herrn Dr. Max Rieger in Darmſtadt zu Danke verpflichtet.

Von dem Zuwachs, den die Sammlung der Goethemedaillen in dieſem Jahr erhielt, ſeien zwei Stücke hervor-

gehoben, die zur Erinnerung an die Enthüllung des Wiener Goethedenkmales geprägte Plakette, eine Widmung des Wiener Goethevereins, und das Bronzerelief von L. Posch von 1827. Dieses in Bronzerahmen gefaßte, besonders schön ausgeführte Exemplar mit dem Namen des Künstlers, wurde durch Ankauf erworben.

Die Reihe der kleinen Erinnerungsgegenstände an den Dichter und die Seinen, die in zierlichen Rokoko-Schränkchen aufgestellt, von pietätvollen Verehrern und Verehrerinnen gern betrachtet werden, erfuhr durch ein Geschenk der Frau Dr. Robert Keil in Weimar willkommene Bereicherung. Neben zwei, einst der Frau Rat von der Königin Louise geschenkten prächtigen Tassen, verdanken wir der Liebenswürdigkeit der genannten Dame eine von Goethes Schwester Cornelia für den Bruder kunstvoll gestickte seidene Brieftasche. Sie ist in den Wertherfarben, blau und gelb, freilich in ganz zarten Tönen gehalten. Aus Kayſers Briefen wissen wir, daß in den Tagen, wo die Jugendfreunde mit Begeisterung die „Werther-Uniform", blauen Frack und gelbe Unterkleider trugen, Agnes Klinger und Dorothea Kayſer den Brüdern Brieftaschen in den Wertherfarben sticken mußten. Vielleicht bildet daher auch dieses kleine Kunstwerk Corneliens eine Erinnerung an die Wertherschwärmerei.

Von Marianne von Willemer besitzt das Museum mehrere Bilder, darunter das Original des durch Nachbildungen bekannten reizenden kleinen Lockenköpfchens. Zu ihnen gesellte sich eine Kopie eines noch im Familienbesitz befindlichen Pastellporträts, das Marianne in jugendlichen Jahren darstellt. Die Kopie wurde im Auftrage des Hochstifts von der hiesigen Malerin Fräulein Marie Göbel in vollendeter Weise und mit größter Treue ausgeführt.

In innigster Verbindung mit dem Museum steht die Goethebibliothek. Sie strebt in Büchern, Handschriften und Kunstblättern den gesamten geistigen Inhalt der Goetheepoche zu vereinen, dem Forscher als Hilfsmittel, dem Liebhaber zur Freude und der Nachwelt als Denkmal einer großen Zeit in der geistigen Entwickelung unseres Volkes.

Dies Ziel läßt sich natürlich nur in stetiger Arbeit langer Jahre erreichen. Der jetzige Bestand umfaßt etwa 20 000

Bände, 1200 Briefe und Handschriften, 1500 Kunstblätter. Der Jahreszuwachs betrug ca. 1100 Bände, 35 handschriftliche Nummern, 150 Kunstblätter.

Von den nicht mehr bedeutenden Lücken in der Reihe der Ausgaben Goetheſcher Werke, beſonders der Einzeldrucke, wurden wieder einige ausgefüllt. Die Neuerſcheinungen der Goetheliteratur wurden vollſtändig eingereiht, früheres ergänzt und der Erlangung der Überſetzungen und fremdſprachlichen Arbeiten nach wie vor beſondere Sorgfalt gewidmet. Herrn Georg Barchudarjanz zu Tiflis, der durch ſeine Ueberſetzungen ins Armeniſche eifrig bemüht iſt, die Kenntniß unſerer Klaſſiker ſeinem Volke zu vermitteln, verdanken wir die armeniſchen Ausgaben von Goethes Fauſt, Schillers Dramen und Leſſings Nathan.

Auch die übrigen Gebiete wurden möglichſt ſyſtematiſch weiter ausgebaut. Bei den im Vordergrunde ſtehenden antiquariſchen Ankäufen ſind wir jedoch der Natur der Sache nach und bei der Beſchränktheit unſerer Mittel auf die Benutzung ſich bietender, günſtiger Gelegenheiten angewieſen.

So gelang es, ein vollſtändiges Exemplar der für unſere Periode ſo wichtigen Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung, von der wir bisher nur einen Teil beſaßen, zuſammenzubringen, auch die ſchon recht ſtattliche Sammlung der Schriften Lavaters wurde durch große franzöſiſche und engliſche Prachtausgaben der Phyſiognomik vervollſtändigt. Die Schillerliteratur wurde im ſteten Hinblick auf eine zukünftige Schillerausſtellung nach Möglichkeit berückſichtigt.

Ein großer Teil der Vermehrung entfiel auf die Abteilung für Theatergeſchichte. Dieſem Gebiete wird von der Forſchung in neueſter Zeit erhöhte Beachtung geſchenkt. Unſere Abteilung, vor einem Dezennium begonnen, iſt zwar noch weit von der wünſchenswerten Vollſtändigkeit entfernt, aber ſie enthält doch in den alten Theateralmanachen, Theaterjournalen u. ſ. w. bereits eine ganze Anzahl ſeltener Quellenwerke. Dieſe, wie die Bearbeitungen wurden vermehrt, und an Porträts und Rollendarſtellungen wurde beſonders reicher Zuwachs gewonnen, ſo z. B. iſt Iffland jetzt in den zeitgenöſſiſchen Blättern faſt aller ſeiner Rollen vertreten.

Unſere jetzt an 1400 Bände zählende Fauſtſchriftenſamm-

lung wurde nicht vernachläſſigt. Ein wertvoller Beitrag wurde ihr in dem Manuſkript von Karl Gutzkows: „Der Raub der Helena. Szenen aus dem zweiten Theile des ‚Fauſt' von Goethe. In zwei Aufzügen" durch Geſchenk des Herrn Hofrat Ludwig Barnay in Wiesbaden zu teil.

Neben den größeren, inhaltlich bedeutenden Handſchriften, für deren Gewinnung wir auf die Güte verſtändnisvoller Spender angewieſen ſind, ſuchen wir, auch auf dem Wege des Ankaufs, die Zahl der kleineren handſchriftlichen Stücke und Briefe zu vermehren, damit jeder Autor unſerer Epoche, wie durch ſeine Werke und Porträts, ſo auch durch ſeine Schriftzüge vertreten ſei. Die Rückſicht auf den Inhalt und beſonders die Beziehung auf Goethe wird dabei nicht aus dem Auge gelaſſen. Unter den Erwerbungen dieſer Art ſei die erſte Niederſchrift eines Gedichtes von Clemens Brentano aus dem „Roſenkranz", ſowie eine Anzahl von Briefen mit Nachrichten über Goethe hervorgehoben.

Wie bereits in den letzten Jahren ſo hatte unſere Bibliothek auch in der abgelaufenen Berichtsperiode ſich des bereitwilligſten Entgegenkommens aller derer zu erfreuen, an die ſich mit der Bitte um Einſendung von Publikationen wendete, die auf dem Wege des Buchhandels ſchwer zu erlangen ſind, wie Programmaufſätze, Diſſertationen, Sonderabdrücke aus Zeitſchriften und Sammelwerken u. ſ. w.

Durch dieſe freundliche und umfaſſende Unterſtützung wird ſie in den Stand geſetzt der Forſchung auch dieſe, ihr nicht immer leicht zugänglichen, willkommenen Hilfsmittel in wünſchenswerter Vollſtändigkeit zu bieten.

Wenn wir daher den Spendern unſern herzlichſten Dank ausſprechen, ſo dürfen wir die allgemeine Bitte um fernere Einſendungen dieſer Art, auch wenn ein Stück von uns überſehen und daher nicht einzeln erbeten wird, wohl im Intereſſe der Forſchung hier ausſprechen. Neben den bereits im Bericht beſonders erwähnten Geſchenkgebern verpflichteten uns folgende Spender durch freundliche Zuwendungen zur Vermehrung unſerer Sammlungen zu Dank:

Die Univerſitätsbibliotheken zu Bonn, Gießen, Halle, Jena, Leipzig, München, Wien, Zürich. Das Stadtarchiv

Frankfurt a. M. Die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. Die Rothschildsche Bibliothek zu Frankfurt a. M. Das Kunstgewerbe-Museum zu Leipzig. Die Deutsche Gesellschaft zu Leipzig.

Die Direktionen der Gymnasien zu Brüx, Eutin, Friedeberg Nm., Gießen, Hildesheim, Köln a. R., Kreuznach, Neuwied, Stargard, Stettin, Stralsund, Wadowicach, Waldenburg i. Schl., Wismar i. M.; der Realgymnasien zu Freiburg i. B., Mannheim, der Staats-Oberrealschule in Wien XV, der höheren Mädchenschule zu Gießen.

Die Redaktionen der Grenzboten, des Hamburger Correspondenten, der Zeitschrift Hessenland, der Deutschen Revue, der Halbmonatsschrift Die Schweiz, der Täglichen Rundschau, der Umschau, der Vossischen Zeitung, der Wartburg, der Zeitschrift für die österr. Gymnasien.

Die Verlagsbuchhandlungen Behrs Verlag, Bong & Co., Berlin, Cottascher Verlag, Stuttgart, Eugen Diederich, Leipzig, Karl Gerolds Sohn, Wien, Erwin Haendcke, Dresden, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Fr. Vieweg und Sohn, Braunschweig.

Ferner die Herren: M. Abendroth, Ackermann, New-York, Dr. C. Alt, Weimar, Prof. Dr. F. Baldensperger, Lyon, Dr. A. Bettelheim, Wien, Freiherr v. Biedermann, Dresden, Dr. A. Bielschowsky, Berlin, Direktor A. Biese, Neuwied, Dr. W. Bode, Weimar, Dr. R. Böhme, Berlin, Frl. E. v. Bojanowski, Weimar, Amtsgerichtsrat W. Broesel, Delitzsch, Frl. E. Buchheim, London, Prof. A. Cohn, Breslau, Dir. O. Cornill, Hofrat Dr. Fastenrath, Köln a. Rh., Prof. Dr. Kuno Francke, Harvard-University, Dr. A. Fries, Berlin, Prof. H. Funck, Gernsbach, Dr. M. Grohe, Mannheim, F. Günther, H. Haupt, Gießen, Dr. v. d. Hellen, Stuttgart, Landrichter Dr. R. Hirsch, Mühlhausen i. E., H. Hofmann, Düsseldorf, Dr. R. Hering, Prof. O. Heuer, Frau Prof. Dr. Heuer, Dr. M. Heynacher, Hildesheim, Archivar Dr. R. Jung, Aktuar G. Keyl, W. Klußmeyer, Dr. K. Kneuer, Weilheim (Oberbayern), Prof. A. Koch, Stettin, C. v. Kügelgen, St. Petersburg, Professor Dr. Martin, Straßburg, Dr. Th. Mathias, Zittau, Frau E. Mentzel, Robert Musiol, Fraustadt, C. Mylius, Dr. W. Nagel, Darmstadt, Frau Dr. Ohlenschlager-Andreae, Dr. Eugen Oswald, London, Dr. A.

Pick, Meseritz, Dr. Th. Poppe, Major von Portatius, Prof. Dr. Primer, Pfarrer D. Rade, Marburg, Gebr. Ramann, Erfurt, G. Reichard, E. Reichel, Prof. Dr. A. Riese, F. Rittweger, E. Sauerländer, Exc. Dr. v. Scherzer, Görz, Prof. Dr. E. Schmidt, Berlin, Dr. H. v. Schoeler, Venedig, Dr. Fr. Scholz, Bremen, Prof. Dr. Steig, Berlin, Dr. J. Steinberger, Th. Stettner, München, Dr. E. Stilgebauer, Geh. Rat Dr. Suphan, Weimar, k. b. Hauptmann d. Teicher, München, Frau Professor Dr. V. Valentin, Th. Völcker, Dr. O. Waser, Zürich, Prof. Dr. Wilkowski, Leipzig, Oberschulrat Prof. Dr. Wohlrab, Dresden, Prof. E. Wrangel, Lund, M. Ziegert.

Register.

Abendroth, M. 380.
Abteilung für alte Sprachen 368 f.
— für Bildkunst und Kunstwissenschaft 370.
— für deutsche Sprache und Literatur 370.
— für Geschichte 369.
— für Jurisprudenz 371.
— für Mathematik und Naturwissenschaften 370.
— für neuere Sprachen 369.
— für Volkswirtschaft 370.
Academia etrusca 166 f.
Ackermann 380.
Aeschylos 222.
Albrecht, Rektor 205.
Alt, C. 380.
Apolant, Frau 363.
Arbeiterfragen der Weltwirtschaft 127 ff.
Aretin, Frhr. v. 187.
Arndt, P. 266 ff., 363, 367, 370.
Arnold, G. 98.
Auffarth 363.
Augereau, Marschall 44.

Bacher, K. 363.
Baldensperger, F. 380.
Banner, M. 367.
Barchudarjanz, G. 378.
Barnay, L. 380.
Bartolozzi-Tommasi 166 f.
Basedow 333, 352.
Basse, D. 39.
Battonn 43.
Bauer, St. 127 ff., 372.
Baur, 92, 114 f.
Bayern, Ludwig I. 182 ff.
Beauharnais, E. 50.
Beaumarchais 243.
Becker, H. 367.
Beer, Frau A. 363.
— Frau M. 363.
Behn, U. 363.
Behrs Verlag 380.
Belmonte, J. 363.
Benkard, E. 359, 361.
Béranger 343.
Berg, A. 360.
Berichte über die Lehrgänge 1 ff., 362.
Berlin, kgl. Bibliothek 375.
Bermann, Frau Cl. 363.
Bernhard, H. 363.
Bethmann, S. M. 40.
Bettelheim, A. 380.
Beust, Graf 46.
Biedermann, W. v. 237 f., 380.
Bielschowsky, A. 380.
Biese, A. 380.
Bismarck 19.
Bluntschli, Frau 376.
Bode, W. 380.
Boehm, W. 360.
Böhme, J. 98.
— R. 380.
Boelte, F. 368 f.
Bojanowski, E. v. 380.
Boisserée, S. 189 ff.
Bong u. Comp. 380.
Bonn, Univ.-Bibl. 379.
Braun, L. 146.
Breitkopf, Buchhändler 208.
Brentano, Cl. 376, 379.
Broesel, W. 380.
Brühl, K. v. 264.
Brüx, Gymnasium 380.
Bruhn, E. 363, 367, 369.
Brun, Friederike 332.
Buchheim, Frl. E. 380.
Bulthaupt, H. 285 ff., 372.
Burckhardt, J. 8.

Cahn, Frau W. 363.
Carey, H. 129 f.
Carnegie-Gesellschaft 134.
Cavalleri, F. 163.
Caylus, Graf 172 f.
Cella, A. de 167.
Cellarius 201.
Chamberlain 127.
Charakterköpfe aus der antiken Literaturgeschichte 121 ff.
Cicero 126.
Cleopatra, Brustbild der 161, 178 ff.
Cleynmann, Handelsmann 49.
Cohn, A. 380.
Comenius, A. 201.
Conta, K. F. v. 194.
Cornelius, P. v. 195 f.
Cornill, O. 380.
Correspondent, Hamburger, Redaktion 380.
Cortona, Muse von 161 ff.
Cotta J. Fr. 196.
Cottascher Verlag 380.
Coulon, P. 364.
Creizenach, J. 360.
— O. 367.
Cunze, D. 361,
Curtis, F. 364.
— Th. 149.
Custine, General 38.

Dalberg, K. v. 44 ff.
Darmstadt, Hofbibliothek 375.
Darmstädter, P. 30.
Darwin, 10 f.
De Foe, D. 158.
Delphi 60 ff.
Demuth, Chr. 364.
Descartes. 93.
Diederich, E. 380.
Dietzel, H. 275 f.
Dillis, J. G. v. 195.
Dobriner, H. 367, 370.
Doctor, E. 364.
Donner-v. Richter, O. 161 ff, 367, 370.
Drüner, H. 369.
Duhn, F. v. 54 ff., 371.
Dürck, F. 193.

Ebeling, W. 360.
Ebelsbacher, J. 364.
Eberstein, Frh. v. 46.
Eckermann, J. P. 238, 325.
Edlinger, J. G. 347 f.
Elsheimer. 233 f.
Elsholtz, Fr. v. 336 ff.
Emmerich, Ph. 364.
Epstein, J. H. 367.
Ernesti 205.
Euripides 123, 230 ff.
Eutin, Gymnasium 380.

Falkner 133.
Fastenrath 380.
Faustausstellung 375.
Feibusch, C. 364.
Feldheim, Frau, M. 364.
Festvorträge. 283 ff.
Fettmilch, V. 31.
Feuerbach, L. 117.
Fichard, J. K. v. 43.
Fielden, J. 128.
Fischer, L. 364.
— Frl. L. 364.
Flanaus, Frau E. 364.
Flersheim, R. 364.
Flesch, C. 370.
— M. 370.
Forckenbeck, F. v. 360, 364.
Fox 98.
Fränkel, L. 369.
Francke, K. 372, 380.
Frankfurt a. M. 1792—1816. 29 ff.
— Altertumsverein 373.
— Architekten- u. Ingenieurverein 373.
— Ausschuß für Volks-Vorlesungen 373.
— Kirchen- und Schulwesen 42.
— Rothschildsche Bibliothek 380.
— Sängerchor d. Lehrervereins 373.
— Senckenbergisches Institut 43.
— Stadtarchiv 375, 379.
— Stadtbibliothek 43, 380.
— Städelsches Institut 43.
— Theater. 36.
— Verband alter Corpsstudenten. 331.
— Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande 372.
Fried, F. 367.
Friedeberg, Am., Gymnasium 380.
Fries, A. 380.
Funck, H. 380.

Gercken, P. J. 30.
Gerning, J. J. v. 348 f.
Gerold's Sohn 380.
Gesamtausschuß, Akadem. 366 ff.
Geßner 209.
Geußenhainer, E. 364.
Gießen, Gymnasium 380.
— Höhere Mädchenschule 380.
— Universitäts-Bibliothek 379.
Gillhausen, C. 364.
Göbel, Frl. M. 377.
Goethe, Christiane v. 376.
— Cornelia 377.
— J. C. 200 f., 348.
Goethe, Cäsar 225 f.
— Clavigo 316.
— Dichtung und Wahrheit 30.
— Divan 336 f.
— Ergo bibamus 331 ff.
— Flieh Täubchen flieh 376.
— für junge Dichter 237.
— Gedichte, illustriert, von Neureuther 195 ff.
— Gefunden 332.
— Gegenwart 334.
— Geheimnisse 338 f.
— Gesang der Geister 337.
— Gewohnt, gethan 332 f.
— Götter, Helden u. Wieland 229 ff.
— Grübels Gedichte 186 f.
— Haidenröslein 331 f.
— Iphigenie 234 f.
— Ital. Reise, 183 f.
— Leipziger Liederbuch 334 f.
— Mitschuldigen 245 ff.
— Nähe des Geliebten 332.
— Offne Tafel 333.
— Prometheus 222.
— Satirische Gedichte 330 ff.
— Satyros 224.
— Sokrates 222 f.
— Stella 316.
— Wanderer 217, 235, 333.
— Werther 218 f., 333.
Goethe und Aeschylos 222.
— — das klassische Altertum 199 ff.
— — Arnim, Frh. v. 187.
— — Bayern, Ludwig von 182 ff.
— — Bettinger 343.
— — Boisserée 189 ff.
— — Cotta 194.
— — Cornelius 195 f.
— — Cotta 196.
— — Dillis 195.
Goethe und Elsholtz 336 ff.
— — Euripides 230 ff.
— — Gottsched 206.
— — Gruithusen 195.
— — Herder 214 f., 335.
— — „die Hofdame" 236 ff.
— — Homer 213 f.
— — Hüsgen 347 ff.
— — Jacobi 183, 187.
— — die Jesuiten 184.
— — Kleinschrod 194.
— — Klinger 227, 311 ff.
— — Kobell 186.
— — Lavater 219.
— — Mannlich 188.
— — Neureuther 195 ff.
— — Nickel, Optiker 196.
— — Niethammer 188.
— — Nietzsche 12.
— — Pindar 220 ff., 338.
— — Platen 187.
— — Platon 222 f.
— — Plautus 226.
— — Plotin 211.
— — Riemer 352 ff.
— — Schiller 329.
— — Shakespeare 219 f.
— — Spinoza 230.
— — Sternberg 196.
— — Stieler 192 f.
— — Terenz 226.
— — Theokrit 226.
— — Voltaire 226.
— — Wieland 229 ff.
— — Zelter 190, 351 f.
Goethe und Düsseldorf [illegible]
— — Frankfurt [illegible]
— — Mannheim [illegible]
— — München [illegible]
— — Oberammergau [illegible]
— — Regensburg [illegible]
Goethe-Bildnis [illegible]
— -Bibliothek [illegible]
— -Haus [illegible]
— -Museum [illegible]
Goethes Lyrik [illegible]
— Prosaschriften [illegible]
Goetschy, J. [illegible]
Götz, H. [illegible]
Goldschmidt [illegible]
Gottsched [illegible]
Goubi [illegible]
Graf, C. [illegible]
Greif, [illegible]

Grenzboten, Redaktion der 380.
Griechenland, Altes u. Neues aus 54 ff.
Grohe, M. 380.
Grübel, Gedichte 186 f.
Gruithuſen, F. v. 195.
Gudemann, A. 364, 367, 369.
Günderrode, F. M. v. 40, 49.
Günther, F. 380.
Guiollett 47, 49.
Gwinner, D. 349.

Haendcke, E. 380.
Hagn, Ch. v. 192.
Halle a. S., Univerſitäts-Bibliothek 379.
Hamann, J. G. 214 ff.
Hamburger, L. 364.
Handelsbilanz, Deutſch-Amerikaniſche 266 ff.
Hartmann, H. 364.
Haupt, H. 380.
Heddernheim 177.
Hefermehl, L. 361.
Hegel 104 f.
Hehner, E. 364.
Hellen, E. v. d. 325 ff, 372, 380.
Hengsberger, A. 364.
Hengſtenberg 110.
Henry, Charles 168 f.
Herder 101 f., 199, 335.
Hering, R. 199 ff., 367, 380.
Heſiod 121.
Heſſenberg, Frau L. 364.
Heſſenland, Redaktion des 380.
Heuer, Frau A. 380.
— O. 236 ff., 309 ff., 347 ff., 361, 370. 372, 380.
Heynacher, M. 380.
Hildesheim, Gymnaſium 380.
Hirſch, K. 380.
Hiſtorismus 5 ff.
Hobbes 93 f.
Hochſchild, L. 364.
— S. 364.
Höfer, A. 364.
Hölderlin 8 f.
Hofmann, H. 380.
Holbach 96.
Horaz 202 ff.
Horovitz, J. 364.
Huck, A. 364.
Hübner, E. 65 ff., 371.
Hülſen, E. 373.
Hüsgen, H. S. 347 ff.
Hufnagel 42.

Jacobi, J. G. 229.
Jahresbericht 359 ff.
Jena, Univerſitäts-Bibliothek 379.
Jung, J. 364.
— K. 29 ff., 360 f., 371, 380.

Kanitz, Graf 266.
Kant 96, 99 ff.
Karl Theodor, Kurfürſt 182, 185.
Karſchin 209.
Kayſer 315.
Keil, Frau R. 377.
Keim, K. 376.
Keller, M. 361.
Keſtner, Chr. 218, 376.
Keyl, G. 380.
Kierkegaard 118.
Kirche, Griechiſche 55 ff.
Kirchner, A. 43, 361.
Kleinſchrod 194.
Klinger, F. M. 201, 227, 309 ff., 376.
— Betrachtungen 322.
— Fauſt 320 f.
— Medea 319 f.
— Oriantes 318 f.
— Plimplamplasco 317.
— Sturm und Drang 315.
— Weltmann und Dichter 321 f.
— Zwillinge 315.
Klinger u. Schiller 316.
Klingerausſtellung 374 f.
Klußmeyer, W. 380.
Knabenſchuh, Frau M. 364.
Kneuer 380.
Knoegel, W. 366.
Knoſſos 58 f.
Kobell, F. 186.
Koch, A. 380.
— M. IV.
— R. 364.
— Frau R. 364.
Köhler, J. H. 364.
Köln a. Rh., Gymnaſium 380.
Körper und Seele des Kindes 65 ff.
Kreta 55 ff.
Kreuznach, Gymnaſium 380.
Kriegk, G. L. 30.
Küentzle, H. 364, 367.

Kügelgen, C. v. 380.
Kulp, Frau M. 364.
Kyritz, Frau E. 364.

Labbadie 98.
Labes, Frau H. 364.
Lagarde, P. de 119 f.
Lavater 219.
Lehrgänge 1 ff., 362, 371 ff.
Leibniz 93, 96.
Leipzig, Deutsche Gesellschaft 380.
— Kunstgewerbe-Museum 380.
— Universitäts-Bibliothek 379.
Leisewitz 315.
Lenormant, F. 162 ff.
Lenz 314.
Lesezimmer 371.
Lessing 205 ff.
Levy-Katten, Frau W. 364.
Liebrecht, A. 364.
Liermann, O. 367.
Limpurg, Patriziergesellschaft 32 f.
Locke 93, 96.
Loeb, M. A. 370.
Loën, v. 203 f.
Loeper, G. v. 30.
Lorch, H. J. 365.
Ludwig I. von Bayern 179 ff.
Luise, Königin 353.

Mac Kinley 279.
Maier, F. 365.
Malerei, enkaustische 171 f.
Mann, W. 365.
Mannheim, Realgymnasium 380.
Mannlich, J. Ch. v. 188.
Martin, E. 380.
Mathias, Th. 380.
Melber, Frl. J. 365.
Mentzel, E. 204, 380.
Menzen, C. 365.
Merian-Genast, H. 367.
Metzler, M. v. 365.
Meyer, G. 365.
— Frau S. 365.
Micheli 178 f.
Moesinger, V. 360.
Moldenhauer, H. 365, 367.
Morf, H. 365.
Morgan, P. 134.
Moritz, J. A. 30.
Morsch 230 f.
Müller, F. v. 237 ff., 256 ff.
— H. 36 f.
Münch-Ferber, v. 267.
München, Universitäts-Bibliothek 379.
Münster, Frau M. 365.
Mumm von Schwarzenstein, A. 365.
Muse von Cortona 161 ff.
Museum, Germanisches in Nürnberg 361.
Musiol, R. 380.

Nagel, W. 380.
Naumann, Frau E. 365.
Neander, A. 361.
Neufville, de, R. 360.
Neumann, P. 367 f., 371.
Neureuther, F. 195 ff.
Neuwied, Gymnasium 380.
Nickel, Optiker 195.
Niethammer, F. J., 188.
Nietzsche, Fr. 3 ff.
— Antichrist 24.
— Geburt der Tragödie 8 f.
— Menschliches, allzu Menschliches 15 f.
— Morgenröte und Fröhliche Wissenschaft 16 f.
— Übermensch 10 ff., 18 f.
— Wiederkehr des Gleichen 26.
— Zarathustra 17 ff.
Nietzsche und Goethe 12.
— — Schopenhauer 3 ff.
— — das Christentum 23 ff.
— — der Historismus 5 ff.
Nürnberg, Germ. Museum 361.

Oberammergau, Passionsspiele 191.
Oelsner, K. E. 39.
Oeser, A. F., 208.
Ohlenschlager, Schöff 204.
Ohlenschlager-Andreae, Frau 380.
Olberg, O. 146.
Oswald, Eugen 380.

Padjera, E. 360.
Pallmann, H. 182 ff.
Panaetios 126.
Pappritz, R. 369.
Pascal 98.
Penn, W. 98.

Pfalz, Karl Theodor Kurfürst 182, 185.
Pfeffel 332.
Phaistos 49 f.
Pick, A. 380.
Pietismus 106 ff.
Pindar 121 f., 220 ff.
Platen, Graf 187.
Platon 21, 124, 222 f.
Plautus 225.
Plinius 172 f.
Plotin 211.
Pohle, L. 365, 367.
Polybios 125.
Poppe, Th. 380.
Portatius, C. v. 360, 376, 380.
Poseidonios 126.
Prager 274.
Preußen, Königin Luise von 353.
Primer, P. 380.

Rade, P. M. 380.
Ramann, Gebr. 380.
Ramler 209.
Raschen, H. 365.
Rastatt, Kongreß 39 f.
Rausenberger, O. 367, 370.
Reden, G. v. 361.
Rée, Paul 18.
Rehorn, K. 367.
Reichardt, G. 380.
Reichel, E. 380.
— Frl. M. 365.
Reinhardt, K. 366 ff.
Renan 117.
Requeno, Abbate 172 f.
Reutlinger, G. 365.
Revüe, Deutsche 380.
Rhode, E. 8.
Rhodes, Cecil 127.
Ridder, Frau L. de 365.
Ridolfi, C. 178.
Rieger M. 310 f., 375 f.
Riemer, F. W. 333, 352 ff.
Riese, A. 368, 380.
Ritschl, A. 118 f.
Rittweger, F. 380.
Roemmich, F. 361.
Rousseau 313 f.
Rumbler, Frau J. 365.
Rumpf, K. 360.
Rundschau, Tägliche 380.
Rußland, Paul, Kaiser von 317 f.
Ruthe, C. 365.

Sachsen, Karl August von 192.
Sartorius von Waltershausen 268 ff.
Sauerländer, E. 380.
Schack, Graf 310.
Schelling 105.
Scherzer 380.
Schiller, Braut von Messina 299 f.
— Demetrius 307.
— Don Carlos 292 ff.
— Fiesco 289 f.
— Jungfrau 302 f., 305.
— Kabale und Liebe 290 f.
— Maria Stuart 301 ff.
— Räuber 288 f.
— Tell 302, 305 ff.
— Wallenstein 295 ff.
Schiller und Goethe 329.
— — Klinger 316.
Schiller als Dramatiker 285 ff.
Schillers Geburtstagsfeier 285 ff.
Schleiermacher 102 f.
Schlesinger, H. 365.
Schloß, Frau A. 365.
Schlosser, G. 365.
— J. G. 317.
Schmidt, E. 362, 372, 381.
— J. 365.
Schnapper-Arndt, G. 367, 370.
Schnetter, P. 361.
Schoeler, H. v. 380.
Schönemann, E. 376.
— J. 368.
Schöner, R. 178 f.
Scholz, Fr. 380.
Schopenhauer 3 ff., 12 f., 117.
— und Nietzsche 3 ff.
Schultze, H. S. 365.
— Frau M. 365.
Schwanthaler, L. 376.
Schwartz, E. 121 ff., 372.
Schwarz, A. 365.
— J. W. 365.
Die Schweiz, Redaktion der 380.
Schwemer, R. 367, 369.
Seeger, Syndikus 40, 46 f.
Seekatz, 203.
Seibertz, E. 375.
Seitz, G. 360.
Senckenberg, J. C. 34.
Senefelder, A. 187.
Seuffert 234 f.
Siecke, A. 365.
Simon, E. 365.
— M. 366.

Simon, Frl. P. 365.
Simon-Wolfskehl, E. 365.
Sinnesorgane, Entwickelung und Gebrauch der 73 ff.
Sömmerring, Frau S. 375.
Sokrates 13 f., 16, 123 ff.
Sommer, F. F. S. 365.
Sondheim, M. 367, 370.
Spener 98.
Spinoza 93, 96.
Sprengel, J. G. 365.
Stargard, Gymnasium 380.
Stauffer, W. 376.
Steig, R. 353, 380.
Stein, Frh. v. 51 f.
— J. 365.
Steinberger, J. 380.
Steitz 47.
Sternberg, Graf v. 190.
Stettin, Gymnasium 380.
Stettner, Th. 380.
Stieler, J. 192 f.
Stilgebauer, E. 380.
Stralsund, Gymnasium 380.
Strauß, D. F. 4 f., 24, 92, 111 f., 117.
— F. 365.
— J. 365.
Suphan, B. 380,

Teicher, K. 380.
Center, H. 366.
Terenz 225.
Theater zu Frankfurt a. M. 36.
Theokrit 220.
Theologie und Religionswissenschaft ꝛc. 91 ff.
Thera 62 ff.
Thoranc, Graf 37 f.
Thukydides 122.
Timm 146.
Tischbein 203.
Tommasi 166 ff.
Troeltsch. E. 91 ff., 371.
Trost W. 366 f.
Trusheim, F. 366.

Überbürdung der Kinder 87 f.
Umschau, Redaktion der 380.

Valentin, Frau V. 380.
Varlez, L. 138.
Vatke, W. 92, 112 f.
Venuti, Marchese 166, 173 f.
Vererbung und Erziehung 78.
Verlagsanstalt, Deutsche 380.
Verschaffelt, P. v. 182.
Verwaltungsausschuß 359 ff.
Vieweg und Sohn, 380.
Vilmar, W. 366 f.
Vivisektion 72 f.
Völcker, Th. 380.
Voltaire 96, 226.

Wadowicach, Gymnasium 380.
Wagner, R. 9 ff., 23 f.
Waldenburg i. Schl., Gymnasium 380.
Wartburg, Redaktion der 380.
Waser, O. 380.
Weber, K. 366.
Weil, Th. 366 f.
Wieland 229 ff.
Wien, Kongreß 51.
— Goethe-Verein 377.
— XV. Staats-Oberrealschule 380.
— Universitäts-Bibliothek 379.
Wiener, S. 361.
Wilamovitz, U. v. 8.
Willemer, M. v. 377.
Winckelmann 210.
Wismar i. M., Gymnasium 380.
Witkowski, G. 380.
Wohlfeil, P. 369.
Wohlrab, M. 380.
Wolf, Frl. B. 366.
Wormser, S. H. 366.
Wrangel, E. 380.
Wrede, R. 366.

Zechlin, L. 366.
Zeitschrift, f. d. österr. Gymnasien, Redaktion der 380.
Zeitung, Vossische, Redaktion 380.
Zelter, K. F. 190, 353 f.
Ziegert, M. 380.
Ziegler, Th. 3 ff., 371.
Zinzendorf 98.
Zürich, Universitäts-Bibliothek 379.

Literarischer Anzeiger.

Beilage zum Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes.

1902.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H., Stuttgart.

Goethes Briefe.

Ausgewählt
und in chronologischer Folge
mit Anmerkungen herausgegeben
von
Eduard von der Hellen.

I. Bd. 1764—1779.
II. Bd. 1780—1788.

o. J., 8°, VI, 314 S. — 332 „ à ℳ 2.—.

Eduard Mörike.

Sein Leben und Dichten
dargestellt
von
Harry Mayne.

Mit Mörikes Bildnis.

1902, 8°, VIII, 415 S. Preis ℳ 6.50.

B. Behr's Verlag, Berlin W. 35.

Georg Christoph Lichtenbergs Aphorismen.

Nach den Handschriften herausgegeben
von **Albert Leitzmann.**

1. Heft: 1764—1771.

1902, 8°, X, 276 S. Preis ℳ 6.—.

Verlag von

Hermann Gesenius in Halle a. S.

Ausgewählte Dichtungen

von

Nicolaus Lenau.

1902. 8°. XI. 322 Seiten.

Preis eleg. gebunden ℳ 3.50.

Verlag von Rudolf Zinke in Dresden.

Fausts Kampf und Sieg.

Tragödie in 5 Akten

von

Adolf Müller.

(Dritte Bearbeitung).

1901, 8°. 170 S. — Preis ℳ 2.—.

Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Goethes ausgewählte Gedichte

in chronologischer Folge

mit Anmerkungen

Herausgegeben von **Otto Harnak.**

1901, kl. 8°, XIII, 388 S.

Preis in Leinwand gebunden 3.—
„ „ Leder „ 4.—.

Verlag von Erwin Haendcke, Dresd

Wilhelm Rein

Bildende Kunst u. Schu

Eine Studie

zur

Innenseite der Schulreform.

Mit 3 Tabellen für den Unterri
in Bürgerschulen, Gymnasien u
höheren Mädchenschulen.

1902, VI. 112 Seiten. — Preis ℳ 2.–

Verlag der grünen Blätte
Joh. Müller in Leipzig.

Blätter zur Pflege persönlichen Lebens.

Band I.

Herausgegeben von

Dr. Johannes Müller.

3. Aufl. — Erste öffentliche Ausgal

1902, XII. 280 Seiten.
Preis geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—.

B. Behr's Verlag, Berlin W 35

Die Insel Felsenburg

von

Johann Gottfried Schnabel.

I. Theil (1731).

Herausgegeben

von **Hermann Ullrich.**

(Deutsche Litteratur-Denkmale, hera
gegeben von Sauer, No. 108—1
Neue Folge 58—70).

1902, 8°, LIV, 467 Seiten und 1 Kar
Preis ℳ 7.80.

Verlag von
ann Böhlaus Nachf. in Weimar.

**oethes Briefwechsel
t Antonie Brentano
1814—1821.**

Herausgegeben von
Rudolf Jung.

Mit zwei Lichtdrucken.

1896.

Preis ℳ 2.40.

.v. Gebr. Knauer, Frankfurt a. M.

nkfurter Arbeiterbudgets.

aushaltungsrechnungen
es Arbeiters einer Königlichen
Staats-Eisenbahnwerkstätte,
Arbeiters einer chemischen Fabrik
nd eines Aushilfearbeiters.

entlicht und erläutert von Mitgliedern
Volkswirtschaftlichen Sektion des
Freien Deutschen Hochstiftes.
wortet im Auftrage der Sektion von
Stadtrat Dr. Karl Flesch.
eis ℳ 2.— (für Mitglieder des
en Deutschen Hochstiftes durch
Kanzlei zu ℳ 1.50).

Verlag von
Baer & Co. in Frankfurt a. M.

nkfurter Privatrecht.

Im Auftrage
Juristischen Sektion des F. D. H.
herausgegeben von
Dr. Paul Neumann
und
Dr. Ernst Levi.

1897.

Preis ℳ 6.—, geb. ℳ 8.—.
Mitglieder des F. D. H. ℳ 4.50,
geb. ℳ 6.—.

Verlag von
Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.

**Zur Lage der Arbeiter
im Schneider-
und Schuhmachergewerbe
in Frankfurt a. M.**

Veröffentlicht von
Mitgliedern der Volkswirtschaftlichen
Sektion.

Herausgegeben von
Dr. Ph. Stein,
eingeleitet namens der Sektion von
Stadtrat Dr. Flesch,
Frankfurt a. M. 1897.

Preis ℳ 1.50.

Verlag von Otto Liebmann, Berlin.

**Arbeitslosigkeit
und Arbeitsvermittelung
in Industrie-
und Handelsstädten.**

Bericht
über den am 8. und 9. Oktober 1893
vom F. D. H. zu Frankfurt a. M.
veranstalteten
sozialen Kongreß.

1894.

Preis ℳ 3.20, 5 Exemplare ℳ 14.50,
10 Exemplare ℳ 27.—.

Verlag von Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.

Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier

dargebracht vom

Freien Deutschen Hochstift.

316 Seiten Royal-Oktav mit 21 Lichtdrucktafeln und mehreren Vignetten nach Originalzeichnungen von E. Büchner.

I. Liebhaber-Ausgabe auf Büttenpapier mit 21 Tafeln in Original-Kalblederband. (200 numerierte Exemplare) . . ℳ 50.—
II. Billige Ausgabe auf fein Velinpapier mit 21 Tafeln, broschiert . . . . . ℳ 15.—
III. Billige Ausgabe auf fein Velinpapier mit 21 Tafeln, gebunden . . . . . ℳ 18.—

Ausgabe I ist bis auf wenige Exemplare vergriffen.

Verlag von Mahlau & Waldschmidt in Frankfurt a. M.

Frankfurter Neuphilologische Beiträge.

Festschrift der Neuphilologischen Sektion des Freien Deutschen Hochstiftes zur Begrüßung des zweiten allgemeinen deutschen Neuphilologentages am 31. Mai und 1. Juni 1887.
Preis: ℳ 3.60.

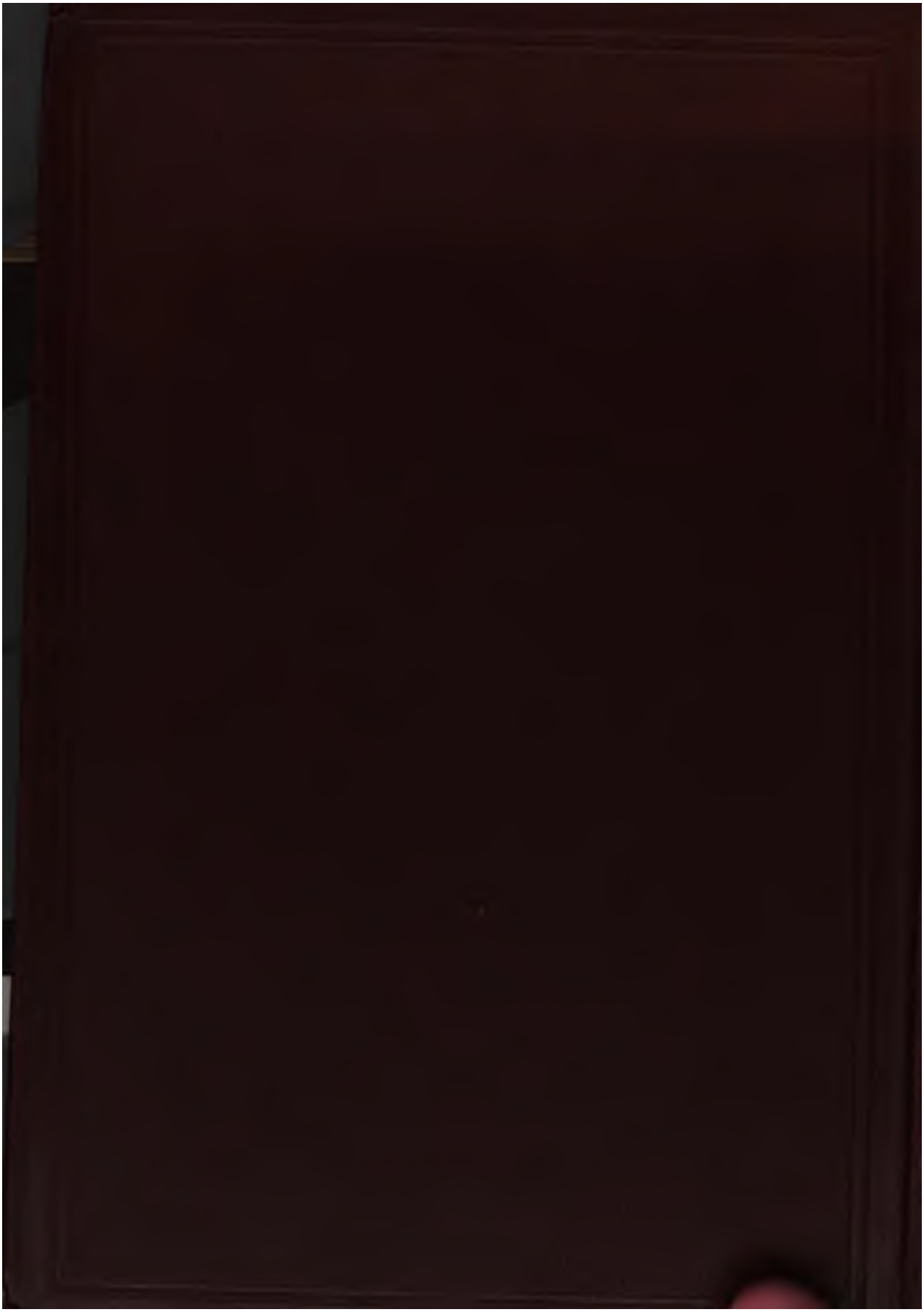
Kataloge

zu den vom Freien Deutschen Hochstift veranstalteten Ausstellungen.

Führich-Ausstellung. 1884 . . . . . ℳ —.40
Ludwig Richter-Ausstellung. 1885 . . . . . „ —.50
Schwind-Ausstellung. 1887. Mit dem Porträt Schwinds (Radierung von Hecht) und 12 Holzschnitten . . . . . „ 1.—
Alfred Rethel-Ausstellung. 1888. Mit einem Holzschnitt . . . . . „ 1.—
Dürer-Ausstellung. 1889. Mit einem Lichtdruck und mehreren Leisten und Schlussornamenten . . . . . „ 2.—
Bernhard Mannfeld-Ausstellung. 1890. Mit 3 Originalradierungen . . . „ 2.—
Werther-Ausstellung. 1892 . . . . . „ 1.—
Faust-Ausstellung. 1893. Mit 20 Lichtdrucktafeln, mehreren Leisten und Schlussornamenten.
Ausgabe I: ohne Tafeln . . . . . „ 1.50
„ II: mit 20 Lichtdrucktafeln . . . . . „ 6.—
„ III: Liebhaber-Ausgabe auf holländisch Büttenpapier mit 20 Lichtdrucktafeln . . . . . „ 10.—
Ausgabe II und III ist bis auf wenige Exemplare vergriffen.
Jul. Schnorr von Carolsfeld-Ausstellung. 1894. Illustriert . . . . . „ 2.50
Goethe in seinen Beziehungen zu Frankfurt. Ausstellung 1895. Mit 21 (bez. 24) meist zum ersten Male und nach den Originalen veröffentlichten Lichtdrucktafeln.
Ausgabe I: ohne Tafeln . . . . . Vergriffen
„ II: mit 21 Lichtdrucktafeln . . . . . ℳ 7.50
„ III: Liebhaber-Ausgabe auf holländisch Büttenpapier mit 24 Lichtdrucktafeln . . . . . Vergriffen
(Für Mitglieder: Ausgabe II = ℳ 5.—.)

Diese Kataloge sind durch das Hochstift zu beziehen.

NON-CIRCULATING

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.